
VE
RI
TAS

Germany

Etwas später!

Fortsetzung von Bellamy's Rückblick aus dem Jahre 2000.

Von

Philipp Laicus.



Mainz,
Verlag von Franz Kirchheim.
1891.

Etwas später!

Fortsetzung von Bellamy's Rückblick aus dem Jahre 2000.

Von

Philipp Laicus.



Mainz,
Verlag von Franz Kirchheim.
1891.

Druck von Fl. Kupferberg in Mainz.

Vorrede.

Die nachfolgenden Blätter bedürfen einer Vorrede, und ich bitte darum den Leser dringend, dieselbe nicht, wie das häufig zu geschehen pflegt, zu überschlagen. Es wird manches in ganz anderem Lichte erscheinen, wenn er sie gelesen hat, als wenn er sie nicht gelesen hat.

Unsere Erzählung spielt etwas später, als das Jahr 2000 nach Christus. Ich verwahre meine Bescheidenheit vor allem gegen den Vorwurf, als habe es mich gelüstet, den Propheten zu spielen. Die Erzählung behandelt stofflich die Weiterentwickelung eines Staatswesens, welches auf die Weltanschauung Bellamy's gebaut ist, und da Herr Bellamy seine Utopien vom Jahre 2000 datirt, bin ich gezwungen, auch ohne Prophetengabe die Fortsetzung dessen „etwas später" zu datiren.

Herr Bellamy setzt einen Staat ohne Gott, ohne Familie und ohne Privateigenthum. Er gibt zwar das Bild einer einzelnen Familie, aber er setzt sich damit in Widerspruch mit allem, was er sonst ausführt: mit der Auflösbarkeit der Ehe, mit der Erziehung der Kinder durch die Gesellschaft, mit der Vernichtung jeden Privathaushalts, mit der politischen Gleichheit der Geschlechter, mit der Gleichwerthigkeit ihrer Arbeit und mit der gleichmäßigen Verfügung der Gesellschaft über ihre Arbeitskräfte. Es ist dieß eine Anomalie, die er sich aus ästhetischen Gründen gestattet hat. Denn es hätte seiner ganzen Darstellung den

erwünschten Ernst genommen, wenn diese Edith, deren Charakter er mit besonderer Feinheit als liebenswerth geschildert hat, als das erschienen wäre, was sie nach seiner eigenen Lebenseintheilung ist, nämlich als ein Schulmädchen, das trotz seiner Heirath fortfährt, die Schule zu besuchen. Ich komme in meiner Erzählung auf dieses sonderbare Familienverhältniß zurück.

Wenn ich im Anfang auf die Vorzüglichkeit der Bellamy'schen Einrichtungen eingehe, so verwahre ich mich dagegen, daß ich ein Bewunderer derselben bin. Ich gebe nur wieder, wie sie sich in der Vorstellung meines Helden, des Herrn West, spiegeln, um von diesen Voraussetzungen ausgehend, den Nachweis zu führen, daß sie in ihren Consequenzen verderblich wirken.

Zu diesem Behufe transferire ich den Schauplatz zunächst von Boston nach Cuba; lasse die Bostoner Entwickelung dahingestellt und sehe mir die Consequenzen an dem Orte an, an welchem ein anderer Volkscharakter und andere klimatische Verhältnisse herrschen. Dabei wollte ich nicht versäumen, schon auf dem Bostoner Schauplatz, den Hebel da anzusetzen, woselbst meiner Ansicht nach die vollständige Unhaltbarkeit jeder Art socialistischer Weltanschauung sich zuspitzt, nämlich in der Unheiligkeit der Familie. Hier haben wir sowohl den Mangel des Gottesbegriffes, ohne welchen es überhaupt nichts Heiliges gibt, als auch den Mangel des Privateigenthums, welches die Familie als einen abgeschlossenen Mikrokosmos in die umfassendere menschliche Gesellschaft hineinstellt.

Herr Bellamy hat es sich ferner geschenkt, die politischen Umwandlungen zu charakterisiren, welche vorhergehen müssen, bevor der von ihm so reizend geschilderte Idealstaat in die Welt der Erscheinung treten kann. Daß er

denselben in die Vereinigten Staaten von Amerika verlegt, woselbst keine starke Monarchie zu beseitigen ist und heute das Princip vollständiger religiöser Freiheit gilt, hat ihm diese Aufgabe sehr erleichtert; da aber diese socialistischen Vereinigten Staaten mit den übrigen Staaten im Abrechnungs-Verkehre stehen, so erhellt daraus, daß er eine ähnliche Organisation auch in den übrigen Staaten voraussetzt, und es mußte mir in der Widerlegung deßhalb die Aufgabe erwachsen, den Weg klar zu legen, auf welchem eine solche ähnliche Organisation auch anderweit zu Stande kommen kann, namentlich da, wo heute eine starke Monarchie die Zügel führt und neben der glaubenslosen Socialdemokratie breite Schichten des Volkes ihre Religion hoch halten und sie nicht zur Privatsache eines Staatswesens, in welchem jeder Privat-Charakter ausgemerzt ist, degradirt sehen wollen.

Diese Aufgabe, bei welcher mir namentlich das deutsche Reich als hiezu am geeignetsten vorschwebte, hat mich genöthigt, nicht bloß sociale Umwälzungen, sondern auch historische Umwälzungen zu schildern. Ich verwahre mich wiederholt gegen die Ansicht, als ob ich prophetisch gesprochen zu haben vermeinte, und ich verwahre mich ebenso gegen die weitere vielleicht auftauchende Ansicht, als ob diese historischen Umwälzungen meinen Wünschen entsprächen. Sie waren mir vorgezeichnet durch das zu erreichende Ziel: die Dictatur des Proletariats, und das, was dann weiter daraus entstehen würde.

Bei der socialistischen Umbildung des deutschen Reiches habe ich selbstverständlich die Nüancen beachtet, welche sich aus den Ausführungen der socialistischen Führer in Deutschland ergeben.

Ich habe endlich um das Jahr 2000 im Gegensatze zu dem Bellamy'schen Ideal-Zustand einen Ideal-

Zustand im deutschen Reiche geschildert. Ich verwahre mich hier abermals gegen einen prophetischen Charakter desselben; ich verwahre mich ebenso dagegen, als ob ich von der Unübertrefflichkeit und der Durchführbarkeit dieses Zustandes überzeugt sei. Ich möchte diesen Theil vielmehr eine Reverie nennen, und lasse vollständig dahingestellt, ob und in wie weit dieser Traum in die Wirklichkeit übergeführt zu werden vermag. Meine Absicht war auf viel bescheidenere Dinge gerichtet, als auf die Vertreibung des Engels, welcher mit seinem Flammenschwert den Zugang zum irdischen Paradiese verwehrt. Ich wollte damit nur meiner Ueberzeugung Ausdruck geben, daß unsere Arbeiter-Schutzgesetzgebung, wie hoch ich sie auch im Princip und als Anfang zur Besserung unserer socialen Lage schätze, doch in keiner Weise genügt, um dauernde Zustände herbeizuführen, wie wir sie nach der hundertjährigen Herrschaft des Manchesterthums anstreben müssen; daß es vielmehr tiefer Eingriffe in die Erwerbs- und Besitzverhältnisse bedarf, um die Wunden unserer Zeit zu heilen und den Verband, den die Arbeiter-Schutzgesetzgebung auf diese Wunden gelegt hat, durch die Heilung derselben gegenstandslos zu machen. Ob die zu diesem Behufe von mir beschriebenen Maßregeln wirklich praktisch sind, das wage ich nicht zu entscheiden; das kann überhaupt niemand vorher entscheiden, das ist Sache historischer Entwickelung; für meinen Zweck genügt es, die Tiefe des Schnittes angedeutet zu haben, welcher nothwendig ist, um der Anbetung des goldnen Kalbes ein Ende zu machen.

Ich habe mich bei meinen Ausführungen ehrlich bestrebt, im Rahmen des Glaubens und der Moralprincipien der katholischen Kirche zu bleiben, wenn ich auch bei dem sehr schwierigen Charakter der hier in Betracht kommenden Fragen den Grenzen dieses Rahmens hie und da näher ge-

kommen bin, als ich in der Regel solches zu thun pflege. Sollte ich in irgend einem Punkte diese Grenzen überschritten haben, so erkläre ich, daß dieß ohne Wissen und Willen geschehen ist, daß ich alles zurücknehme und nicht geschrieben haben will, was diesen Rahmen verläßt.

Ich habe wohl kaum noch nöthig beizufügen, daß die folgende Erzählung keine Unterhaltungs-Lectüre für den Familien-Tisch, sondern eine Streitschrift gegen die socialistische Weltanschauung ist und ich mich daher, wenn auch an die Schranken der Sittlichkeit, doch nicht immer auch an die Schranken der Prüderie binden konnte. Lesestoff für die heranwachsende Jugend ist gegenwärtige Erzählung nicht; das bitte ich zu beachten.

Mainz, im September 1891.

Der Verfasser.

Einleitung.

Der Bellamy'sche Zukunftstaat. — Die ersten Erlebnisse des Herrn West in demselben.

Wir schreiben das Jahr 2000 herum und zwischen dem neunzehnten Jahrhundert und dem Jahre 2000 hat sich das Antlitz der Erde wunderbar verändert. Der amerikanische Nationalist [1]) Bellamy hat uns darüber die genauesten Mittheilungen

---

1) Bekanntlich hat die deutsche Socialdemokratie zu unseren Lebzeiten diejenigen wilden Schößlinge, welche wir unter dem Namen Anarchisten bezeichnen, stark nach den Vereinigten Staaten abgelagert, woselbst sie unter ihrem bekannten Führer Most eine Zeit lang eine sehr lärmende Rolle spielten. Als den Amerikanern die Sache zu bunt wurde, haben sie sich in sehr entschiedener Weise in ihrem Hause Ruhe verschafft und von den Leuten, die keinerlei staatliche Ordnung anerkennen wollen, hört man in ihren Staaten nichts mehr. Dagegen darf man nicht glauben, daß die Socialdemokratie in den Vereinigten Staaten nicht vertreten sei. Sie existirt dort unter dem Namen „Nationalisten" als eine große Partei, welche eine gesellschaftliche Umgestaltung erstrebt, wenn auch nicht in dem vollen Umfange, wie unsere Socialdemokratie und auf dem Wege allmähliger Reform. Man muß bedenken, in Amerika ist weder ein Thron zu beseitigen, noch gibt es ein Heer, welches zur Aufrechthaltung des Bestehenden seine starke Hand leiht; noch ist die Religion mit dem Staate verwachsen; es herrscht dort die größte religiöse Freiheit und der Staat kümmert sich um die Religion nicht weiter, als daß er jeden Bürger in dieser Freiheit schützt. Die dortige Socialdemokratie hat sich also hauptsächlich mit der Umgestaltung der Erwerbs-, Besitz- und Eigenthumsverhältnisse zu befassen und daher eine keineswegs so große Aufgabe zu bewältigen, wie sich unsere Socialdemokratie vorgesetzt hat. Sie kann daher glauben, diese Aenderung lasse sich auf dem einfachen Reformweg vor-

gemacht. Er weiß das von seinem Freunde West, einem reichen jungen Bostoner, der im Jahr 1857 geboren wurde und in Folge irgend welcher Verhältnisse, die aus der Geschichte nicht näher her-

---

nehmen, zumal ja das Gesetzgebungsrecht in den Händen des amerikanischen Volkes liegt. Thatsächlich ist eine solche Möglichkeit nicht vorhanden; denn wenn die Eigenthums-, Besitz- und Erwerbsverhältnisse geändert werden, so ziehen solche Aenderungen Aenderungen in der Familie unbedingt nach sich und wenn dabei, wie dieß in Amerika heute thatsächlich der Fall ist und auch nach Ansicht der Nationalisten in Zukunft sein soll, diese Veränderungen in der Familie ohne Berücksichtigung der Religion geschehen, so kommen dieselben unvermeidlich mit der Religion in Conflict. Heute ist der Grundsatz, daß Religion Privatsache sei, in Amerika durchführbar: das fällt in dem Augenblicke weg, in welchem, wie beim Bellamy'schen Zukunftsstaate, und bei Durchführung der socialistischen Zukunftsträume, Erziehung, Ehe und Familie öffentliche Angelegenheiten werden. Denn davon ist die Religion untrennbar. Es steht dann drüben den Nationalisten wie hüben den Socialdemokraten die Frage: ob für oder wider Gott, in vorderster Linie. Bellamy hat die Familienverhältnisse in seiner Schilderung des nationalistischen Staates in sehr geschickter Weise umgangen. In der Theorie hält er die Erziehung der Kinder durch den Staat und die Frauenarbeit im Dienste der Nation fest, er führt uns aber weder in die Erziehungsanstalten, noch in die Frauenwerkstätten, sondern in die Familie eines Arztes, welche aus Mann, Frau und Tochter besteht und genau das Bild einer wohlanständigen Bourgeoisfamilie bietet; nur ist, wie das ja in unsern Bourgeoisfamilien sehr häufig vorzukommen pflegt, dem höchsten Wesen eine etwas nebulose Stellung angewiesen. Da sich das religiöse Gefühl nun einmal durchaus nicht ausrotten läßt, so gibt es im Bellamy'schen Zukunftsstaate auch Diener am Worte, doch um sie zu hören ist es nicht nöthig, sich soweit zu derangiren, daß man den Prediger in der Kirche aufsucht, sondern man drückt nur auf einen Knopf oder dreht eine Art telephonischen Gaskrahnens, so hört man daheim die Predigt per Telephon. Wenn man Predigt genug hat, dann dreht man einfach wieder zu. Das glaubten wir hier anführen zu sollen, zur Erklärung der amerikanischen Nationalisten und ihrer Tendenzen. Sie sind unsere Socialdemokraten ohne die gegen die Monarchie gerichteten Umsturzpläne und von der Meinung durchdrungen, daß die religiöse Frage auf der heute in Amerika angenommenen Basis auch unter den von ihnen erstrebten Aenderungen keine Schwierigkeiten bereite. Wir werden natürlich auf das Werk Bellamys noch sehr weitläufig zurück zu kommen haben.

vorgehen, an hochgradiger Nervosität, verbunden mit Schlaflosigkeit litt. Um diesem letzteren Uebel zu steuern, hatte er ein Uebereinkommen mit einem ihm befreundeten Arzte getroffen, welcher ihn in Fällen langdauernder Schlaflosigkeit hypnotisirte oder in magnetischen Schlaf versetzte. Um vollständig ungestört zu sein, hatte sich Herr West ein mit allem Comfort ausgestattetes unterirdisches Gemach in seinem Hause eingerichtet. Dorthin zog er sich zurück, wenn er die Operation des Einschläferns an sich vorgenommen zu sehen wünschte, dorthin drang nicht das lärmende Getöse des Bostoner Riesenverkehrs, es herrschte eine ewige Stille, die seinen Nerven wohlthat, bis der Moment des Einschläferns herannahte.

Der einzige Vertraute dieser Dinge war sein treuer Diener Sawyer. Er allein wußte etwas von diesem unterirdischen Zimmer, er hielt dasselbe in Ordnung und er verstand es auch seinen Herrn aus dem magnetischen Schlafe zu wecken.

Dieser Herr West verlobte sich im Alter von etwa dreißig Jahren mit Edith Bartlett, der Tochter eines reichen Großhändlers. Die Verbindung erschien nach jeder Richtung wünschenswerth und Herr West und Fräulein Bartlett hatten die heftigste Zuneigung zu einander gefaßt.

Da geschah es im Jahr 1887, daß Herr West wiederum einmal von seiner Schlaflosigkeit befallen war und der ihm befreundete Arzt, welcher ihn in diesem Falle zu magnetisiren pflegte, mußte unbedingt eine Reise nach dem Süden, speciell nach New-Orleans antreten; er magnetisirte Herrn West vor seiner Abreise und empfahl Sawyer an, seinen Herrn nach zweimal vierundzwanzig Stunden zu wecken, schärfte ihm nochmals Alles ein, was er dabei zu beobachten hätte, und dampfte ab.

In der Nacht brach Feuer in dem von West bewohnten Hause aus. Wests Diener Sawyer ging in dem Feuer zu Grunde. Das Haus stürzte zusammen, es wurde nicht mehr neu aufgebaut, nachdem die Brandstätte aufgeräumt war, wurde das ganze Wohngebiet in einen Garten verwandelt. Eine neue Fundamentirung war darum nicht nothwendig; die Kellergewölbe wurden eingeschlagen, die Keller selbst mit Erde ausgefüllt und das unterirdische

1*

Gemach, in welchem West lag, wurde nicht entdeckt; man glaubte ihn ebenfalls in der Feuersbrunst verunglückt.

Seine Braut Edith Bartlett trauerte vierzehn Jahre um ihn und reichte dann einem wackeren Manne die Hand. Sie gebar demselben einen Sohn, der sich später wiederum verheirathete und dessen Ehe wurde mit einer Tochter gesegnet. Die Tochter reichte einem Arzte Dr. Leete die Hand. Aus dieser Ehe entsprang eine Tochter, welche wie ihre Urgroßmutter Edith hieß. Als diese Edith Leete in mannbares Alter gelangt war, schrieb man das Jahr 2000 und der Zufall wollte es, daß Dr. Leete in Boston dasjenige Haus bewohnte, zu welchem die frühere Baustelle des West'schen Hauses als Garten gehörte.

Um diese Zeit sollte ein zu medicinischen Zwecken bestimmter Anbau an das Leete'sche Haus gemacht werden. Bei der Fundamentirung desselben stieß man auf Brandtrümmer und als diese weggeräumt waren, auf die Gewölbmauern eines unterirdischen Gelasses. Man räumte mit Sorgfalt auf, fand den Zugang und in dem Gemache Herrn West immer noch in magnetischem Schlafe liegend.

Die Wissenschaft hatte inzwischen die Entdeckung gemacht, daß ein solcher magnetischer oder hypnotischer Schlaf die Lebensthätigkeit unterbreche, ohne das Leben selbst zu berühren. Dr. Leete erklärte, daß der Schläfer, wie er hundert und dreizehn Jahre da gelegen, — das Datum des Einschlafens hörte er von ihm — auch tausend Jahre hätte liegen können, und würde, dann aufgeweckt, immer da fortfahren zu leben, wo im Jahre 1887 seine Lebensthätigkeit unterbrochen worden war. Wir sind nicht in der Lage diesen Fortschritt der Wissenschaft zu constatiren; aber es muß wohl so sein, denn kurze Zeit später hat Herr West uns erzählt, daß er seit seinem Aufwachen im Jahre 2000 unter total veränderten Verhältnissen ruhig weiter gelebt habe. Was wir von ihm gehört, das werden wir jetzt erzählen. Gleich beifügen wollen wir aber, daß seine weiteren Erlebnisse in den Vereinigten Staaten keineswegs seine ersten geradezu paradiesischen Eindrücke, welche Herr Bellamy uns übermittelte, rechtfertigten.

Man kann sich denken, wie im Laufe von hundert und dreizehn Jahren in unserer jetzt schon so überaus schnelllebigen Zeit

die Verhältnisse sich von Grund aus geändert hatten. Eine sociale Frage, die Plage unserer Zeit, gab's nicht mehr. Die Eigenthumsverhältnisse hatten sich inzwischen auf das Entsetzlichste weiter entwickelt. Einer hatte den Andern bekämpft, der Größere schluckte den Kleineren; wo das nicht rasch genug ging, bildeten sich mächtige Ringe und schluckten die Andern en masse. Die Menschheit sank zum Ausbeutungsobject einiger Wenigen herab, bis endlich der Staat anfing in die Concurrenz einzutreten und zu Gunsten der Allgemeinheit einen Zweig menschlicher Thätigkeit nach dem andern monopolisirte.

In Folge dessen nahm die sociale Entwickelung einen ganz andern Gang und die staatliche Organisation bequemte sich dieser Entwickelung an. Als Herr West aufwachte, war diese Organisation bereits in Fleisch und Blut übergegangen.

Um diese Zeit hatte der Staat die Erziehung aller Kinder übernommen. Diese Erziehung hatte sich aber ein viel höheres Ziel gesteckt, als heute; sie dauerte bis zum 21. Jahre, also bis zur vollständigen Entwickelung von Körper und Geist. Von da ab begann die eigentliche Arbeitszeit. Jeder war zur Arbeit verpflichtet und stand drei Jahre hindurch zur Disposition des Staates, ganz ähnlich der Präsenzzeit im Heere mit allgemeiner Wehrpflicht. Während dieser Zeit wurde der junge Mensch in demjenigen Berufe ausgebildet, zu welchem er Geschick und Neigung hatte, auch einige verwandte Berufe lernte er kennen, und mußte sich im Uebrigen zu allen Arbeiten verwenden lassen, welche die Regierung für gut fand. Nach Ablauf dreier Jahre trat er bei seinem Berufe als Arbeiter ein und verblieb nun dort oder nach seinem Willen in einem verwandten Berufe, oder wozu er sonst Geschick und Neigung hatte. So blieb er bis zum 45. Jahre, worauf er aus dem Arbeiterheere ausschied. Geleitet wurde dies Arbeiterheer durch den Präsidenten der Vereinigten Staaten, welcher dabei von einem ganzen Generalstabe theils ernannter theils erwählter Beamten unterstützt wurde.

Dieß Arbeiterheer hatte sämmtliche Bedürfnisse für die ganze Nation herzustellen. Herrn West schien das auch nicht schwierig zu sein. Denn die Beihülfe der Maschinen hatte sich enorm ver-

größert und diese Maschinen arbeiteten nicht mehr für den einen Unternehmer, sondern für die Gesammtheit; es waren z. B. alljährlich 150 Millionen verschiedene Fußbekleidungen zu machen. Das hatte die Staatsstatistik festgestellt, und wenn man dazu eine Million Schuhmacher mit zwölfstündiger Arbeitszeit braucht, so ist's begreiflich, daß wenn ihnen 200,000 Pferdekräfte zu Hülfe kommen, welche ihnen einen großen Theil der Arbeit leisten, die Arbeitszeit kürzer wird und die Leistung dieselbe bleibt. Nun waren aber die Maschinen fortwährend vermehrt und verbessert worden, während auf naturgemäßem Wege die Bedürfnisse sich nicht in gleichem Maße vermehrten und so wurde das Leben nicht nur immer genußreicher, sondern auch die Arbeitszeit immer geringer.

Wenn der bei weitem größte Theil des Arbeitsheeres dazu bestimmt war den Bedarf herzustellen, so sorgte ein anderer Theil des Arbeitsheeres für die Austheilung der Bedürfnisse. Ungeheuere Magazine nahmen die Producte auf und ungeheuere Bazare gestatteten die Probemuster der Fabrikate anzusehen. Hier bezog Jeder, was er brauchte. Als Tauschmittel galt eine Art Creditbrief, welchen der Staat Jedem ohne Unterschied alljährlich ausstellte. Die Summe war reichlich bemessen und gleich; alle Leistungen, die der Inhaber verlangte, wurden auf diesem Creditbriefe notirt.

Selbst bei einer sehr gering gegriffenen Arbeitszeit blieben dem Staate noch eine Masse überschüssige Arbeitskräfte zur Verfügung und dieser Ueberschuß wurde auf die Verschönerung der öffentlichen Bauten und Anlagen angewendet. Herr West erkannte Boston nicht mehr, als er im Jahr 2000 aufgeweckt wurde. Das hastige Rennen und Treiben in den Straßen, dem man ansah, daß Jeder den Andern in die Gosse stoßen und an seiner Stelle vordringen wollte, war verschwunden. Eine vornehme, behagliche Ruhe hatte dasselbe ersetzt. An Stelle einer dunstigen von Steinkohlenrauch geschwängerten Atmosphäre war heiterer blauer Himmel getreten, denn man hatte die Kohlen durch Electricität ersetzt. Die Straßen waren breit und prachtvolle Alleeen durchzogen dieselben. Als West von dem flachen Dache des Hauses des Herrn Dr. Leete einen Blick über die Stadt warf, erkannte er dieselbe nicht mehr; so sehr zeichneten sich die Privatwohnungen durch einfache

Würde, die öffentlichen Gebäude durch monumentale Gestaltung aus; jene Arbeiterviertel, die von Schmutz und Verwahrlosung gestarrt, als er eingeschlafen war, waren bei seinem Erwachen verschwunden.

Durch die Beihülfe der Maschinenkraft war die Arbeitszeit allmählich bis auf vier Stunden im Tag gesunken, so daß also diejenigen Stellen, welche länger functioniren mußten, abgelöst wurden; die Lokale, aus welchen man seine Bedürfnisse bezog, waren natürlich den ganzen Tag offen, denn wenn die dort angestellten Personen gleiche Arbeitszeit mit den Andern gehabt hätten, wann hätten die Arbeiter kaufen sollen? Daß der Staat auch für die unangenehmsten Arbeiten Arbeiter zur Verfügung habe, dafür war in sehr sinnreicher Weise Vorsorge getroffen. Man erhöhte den Werth der Arbeitszeit, d. h. man verringerte deren Dauer. Wenn sich z. B. zum Kanalreinigen Niemand gefunden hätte, so würde die Regierung gesagt haben, ein Kanalreiniger braucht nur zwei Stunden zu arbeiten, und da wären schon Leute gekommen, welche zu der Kürze der Arbeitszeit die Unannehmlichkeit der Arbeit mit in den Kauf genommen hätten. Für alle Fälle aber hatte die Regierung in den drei jüngsten Arbeiterklassen das nöthige Menschenmaterial, um auch solche unangenehmen Arbeiten, wenn sie nothwendig waren, zu bewältigen. Doch entzog man nicht gerne die jüngeren Arbeiter ihrer Ausbildung und that Solches nur, um sie an Disciplin und an den Gedanken der Gleichwertigkeit aller Arbeit zu gewöhnen.

Ob bei starkem Zudrang zu einem Arbeitszweig die Arbeitszeit verlängert wurde, um diesem Zudrang ein Ende zu machen, sagt uns Herr West nicht; aber soviel geht aus dieser Einrichtung hervor, daß man auch in diesem neuen Boston die Arbeit als eine Last betrachtete, deren Abwälzung für eine Zeit die Leute so anregte, daß sie selbst unangenehmere Arbeiten verrichteten, um nur früher die Last los zu werden.

Aber die Arbeitszeit war im Allgemeinen so kurz, daß eine unendliche Fülle freier Zeit übrig blieb, und was sollte man während dieser Zeit thun? Abgesehen davon, daß man sich in dieser freien Zeit dasjenige verschaffte, was man brauchte, war dieselbe



der weiteren Ausbildung und dem Vergnügen gewidmet. Die Schulbildung im Allgemeinen war eine viel höhere; sie dauerte ja bis zum 21. Jahre, und entsprach dem Maß unserer Gymnasial- oder höheren Realbildung. Wer sich in irgend einer Beziehung weiter ausbilden wollte, der konnte Vorträge besuchen, die wissenschaftlichen Sammlungen und Apparate standen ihm zur Verfügung, u. s. w. So fand die Wissenschaft ihre Pflege.

Und nicht minder die Kunst. Denn wer das nicht wollte, für den gab es Concerte, Theater, öffentliche Vergnügungsorte, und solche Kunstgenüsse konnte man sogar haben, ohne seine Wohnung zu verlassen. Denn für eine geringe Aufwendung, die auf dem Creditbrief notirt wurde, wurde man telephonisch angeschlossen und konnte das Alles in seinem Zimmer vernehmen.

In diese freie Zeit fiel auch die Pflege des religiösen Gefühls. Die Religion der oberen Zehntausend im Jahre 1887 war im Jahre 2000 die Religion der Gesammtheit geworden. Sie hatte den Dogmenzwang vollständig abgestreift und wendete sich erbauend an das Gemüth.

Da gab's denn sehr geschickte Prediger, deren Worte die Herzen tief rühren konnten. Es ist allerdings ein etwas unpassender Vergleich, aber er trifft den Nagel auf den Kopf; die Prediger des Jahres 2000 glichen auf ein Haar in Reden, Gesten und Beliebtheit im Publikum den Schauspielern jener Zeit, welche Herr West vor seinem Einschlafen durchlebt hatte. Auch hier gab's telephonischen Anschluß an den Erbauungssaal, und wem es nicht paßte hinzugehen, der konnte sein Rührungsbedürfniß auch zu Hause befriedigen, indem er auf einen Knopf drückte. Zur Zeit, als Herr West erwachte, hatte namentlich ein Herr Barton mit seinen Predigten alle Herzen gewonnen und ganz Boston schwelgte in demselben Hochgefühl wie ehedem, wenn ein Mime ersten Ranges auf seiner Gastreise die Stadt Boston hinriß. Nur war für Herrn Barton die Stimmung allgemein, während zu jener Zeit sich dieser glückseligen Stimmung nur diejenigen hingeben konnten, welche die nöthigen Dollars hatten, um die beträchtlich erhöhten Eintrittspreise zu bezahlen.

Es war begreiflich, daß das Auffinden des Herrn West in

ganz Boston das ungeheuerste Aufsehen erregte. Herr Bartón predigte sogar darüber und Herr West hörte die Predigt per Telephon selbst an. Nachdem aber Herr West einige Wochen im Hause des Dr. Leete zugebracht, kam er sich unendlich unnütz vor. Alle Leute arbeiteten etwas Nützliches oder sie hatten durch frühere Arbeiten sich das Recht auf Muße erworben; nur er flanirte als Gastfreund des Dr. Leete mit dessen Tochter Edith in Boston herum, verliebte sich bei dieser Gelegenheit in das außerordentlich liebenswürdige Mädchen, welches sich ihm sehr freundlich und entgegenkommend gezeigt hatte, und stahl im Uebrigen unserm Herrgott die Tage. In seiner früheren Lebensepoche hatte er das gar nicht gemerkt, weil das in den Kreisen, mit denen er social verkehrte, gang und gäbe war; aber jetzt, wo die Arbeit dieselbe Achtung genoß, wie zu seiner Zeit der Müßiggang, erweckte ihm dies thatlose Leben ein außerordentlich bitteres Gefühl.

Dr. Leete beruhigte ihn darüber; er hatte sich auch diesem Gedanken nicht verschließen können und mit den hier maßgebenden Persönlichkeiten Berathung gepflogen. Herr West war keineswegs so unnütz, wie er glaubte, und ehe es ihm noch recht klar wurde, hatten die Führer bereits Mittel gefunden, um seine Kraft der neuen Gesellschaft nutzbar zu verwerthen. Man wollte nur warten, bis er sich erholt und in die neuen Verhältnisse eingewöhnt, dann sollte er den Katheder besteigen, um allerorten Vorträge über die Zustände seiner Zeit zu halten.

Mit Edith wurde West im Laufe dieser wenigen Wochen ebenfalls einig. Sie erwiderte von ganzem Herzen die Zuneigung, die er ihr darbrachte, und da nach den neuen Bostoner Verhältnissen zum Abschluß einer Ehe weiter nichts als Zuneigung erforderlich war, so stand der Erreichung dieses Zieles, um welches man sich in früheren Zeiten oft jahrelang und vergebens bemüht, ein Hinderniß nicht im Wege.

So weit reichen die Confidenzen, welche Herr West dem Herrn Bellamy machte. Auch der Verfasser des Folgenden hatte das Vergnügen Herrn West und Edith kennen zu lernen. Er traf sie einige Zeit später in sehr stürmischen Tagen in Deutsch-

land und hörte dort von ihnen, wie sich die Verhältnisse weiter entwickelt hatten.

Die Darstellung dieser Entwickelung bildet den Inhalt der folgenden Blätter. Um die Objectivität nicht zu stören, ziehen wir uns als Verfasser vollständig zurück, und lassen Herrn West und die Leute, mit denen er verkehrte, handeln und sprechen, ganz wie dieß auch Herr Bellamy gethan.

Erstes Kapitel.

Ehe und väterliche Autorität in der neuen socialistischen Gesellschaft. — Schulmädchen-Frauen. — Wie Herr West Edith heirathet.

Seit den erzählten Ereignissen waren einige Wochen vergangen. Edith Leete war die Braut Wests geworden und da absolut keine Förmlichkeiten zum Abschluß der Ehe erforderlich waren, da es keines Aufgebots und keiner Trauung bedurfte, sondern nur des Willens des Herrn Arthur West und der Fräulein Edith Leete, so ist leicht begreiflich, daß von einem langen Brautstand keine Rede war. Es bedurfte auch nicht der Anschaffung einer Ausstattung; Herr West bekam einfach sein Creditbüchlein und nun konnte er ganz nach Belieben entweder sich eine möblirte Wohnung vom Staate miethen, wie solche in mehr oder minder glänzender Ausstattung vorhanden waren, oder er konnte mit Edith in den Möbelbazar gehen, wo Muster aller Art zur Ansicht dastanden und konnte sich das auswählen, was ihm gefiel. Natürlich wurde das nicht gekauft, denn das würde sein Creditbüchlein sofort erschöpft haben, sondern das wurde gemiethet; und nachdem der Hausrath in der gewählten Wohnung untergebracht war, hatten Beide nichts mehr zu thun, als die neue Wohnung zu beziehen; dann war ihre Ehe fertig.

Indessen ganz glatt war die Sache doch noch nicht, Fräulein Edith Leete war erst gegen zwanzig Jahre alt und mußte daher eigentlich noch die Schule besuchen; denn das dauerte bis zum einundzwanzigsten Jahre. Erst dann war ihre Erziehung vollendet und sie wurde dem großen Arbeiterheere zugetheilt, in welcher Eigenschaft, ob als Köchin, oder in der Wäscherei, oder mit der Nadel, das wußte Herr West noch nicht. Er hielt einstweilen Vorträge über Zustände, welche man im Verhältniß zu den herrschenden Lebensgewohnheiten als antediluvianisch bezeichnen konnte und

inzwischen unterstand Edith noch der Schuldisciplin. Trotz dem ungeheueren Respect, welchen die neuen Einrichtungen dem Herrn West einflößten, befand er sich noch so sehr im Banne der alten Vorurtheile, daß es ihm sehr merkwürdig vorkam, als man ihm sagte, seine Frau müsse Morgens um acht Uhr in die Schule gehen und komme Abends um sechs Uhr heim. Ja es wollte ihm durchaus nicht in den Kopf, daß irgend ein Anderer über seine Frau etwas zu sagen haben solle, als er.

West hatte Edith wirklich liebgewonnen und sie verdiente auch diese Liebe in vollem Maaße. Sie besaß keinen Heroismus der Seele, welcher im Kampf um den Geliebten einem brandenden Meere trotzt, aber das war auch gar nicht nothwendig; wenn sie und ihr Geliebter einig waren, so war gar kein brandendes Meer vorhanden, dem sie zu trotzen gehabt hätte; denn das ging keinen Menschen etwas an, nicht einmal ihre Eltern, mit denen sie zwar innig befreundet war, die aber keinerlei Autorität über sie besaßen. Sie war der Brust entwachsen und unterstand von diesem Augenblicke an bis zum einundzwanzigsten Jahre der Schule.

Es geschah nicht einmal häufig, daß die Kinder bei den Eltern wohnten, und es war eben eine Bewegung im Gange, welche darauf abzielte, jedes Band zwischen Eltern und Kindern vom Augenblicke der Geburt an abzuschneiden. Sie sollten gar nicht einander kennen; denn eifersüchtige Augen wollten da und dort bemerkt haben, daß, wenn der Vater oder die Mutter einer hervorragenderen Vertrauensstellung sich erfreuten, dieselben bestrebt waren, trotz aller gesetzlichen Vorbeugungsmaßregeln ihre Kinder zu protegiren; wenigstens hatte es da und dort den Anschein, als werde das mit Erfolg versucht, und schon darin lag eine Verletzung des Gefühls unbedingter Gleichheit. Man wollte bemerkt haben, daß einzelne Lehrer und Lehrerinnen solchen Kindern eine besondere Aufmerksamkeit zuwendeten; das hatte zur Folge, daß sie Andere an Wissen überflügelten und das mußte sich dann in der weiteren Laufbahn geltend machen.

Einstweilen war diese Bewegung erst im Entstehen. Bis jetzt durften noch Kinder außer den gemeinsamen Unterrichts- und Erholungsstunden ausnahmsweise bei ihren Eltern wohnen. Dr. Leete, welcher zu den einflußreichsten und maßgebendsten

Persönlichkeiten in Beziehung stand, war es nicht schwer gefallen, auch für Edith diese Ausnahme zu erwirken und als West aufgefunden worden war, hatte dies Ereigniß ein so bedeutendes Aufsehen erregt, daß man Edith auf einige Wochen von dem Schulbesuch überhaupt entband, um den Fremden nicht plötzlich in allzu verschiedenartige Verhältnisse zu versetzen. So schuf man gewissermaßen eine kleine Familie, in deren Schooß ihm der Uebergang in die neuen Verhältnisse erleichtert werden sollte. Nur in Folge dieser Verhältnisse war es ihm überhaupt möglich, Edith näher zu treten. Gewöhnlich machten die jungen Damen in der Schule Bekanntschaften und heiratheten zuweilen auch in schulpflichtigem Alter. Es war ja nichts weiter erforderlich, als daß der junge Herr und die junge Dame, welche die Schule besuchten einen darauf zielenden Wunsch hegten. Schlummerten diese Wünsche, so ging man aus der Schule ledigen Standes in das Arbeiterheer über. Nachdem indessen West sich in das neue Leben einigermaßen eingewöhnt, wurde diese Vergünstigung zurückgezogen; er übernahm seine Vorträge und seine Frau ging Morgens in die Schule und kehrte am Abend aus derselben zurück. Nur ging sie nicht zu ihren Eltern, sondern zu West.

Wir haben oben gesagt, daß Edith keinen Heroismus der Seele besaß, und daß ein solcher auch nicht nothwendig war, um den Geliebten zu erringen. Er war ebenso wenig nothwendig um den Kampf des Lebens zu bestehen; denn einen solchen gab's nicht. Edith hatte von der Staatsverwaltung ein etwas knapper bemessenes Creditbuch, weil sie ja noch tagsüber in der Schule war und ein großer Theil ihrer Bedürfnisse von dorther bestritten wurde. Aber auch dies knappere Creditbuch war so reichlich bemessen, daß von irgend welcher Lebenssorge keine Rede war. So war das schon im Hause ihres Vaters gehalten worden, und so ging das im Hause ihres Gatten in gewohnter Weise weiter.

Dieser Mangel an zu bekämpfenden Hindernissen und Lebensklippen hatte, wie bemerkt, einen besonderen Seelenheroismus sich nicht entwickeln lassen. Auch die Schärfe des Geistes hatte darunter Noth gelitten, so weit es sich um Erreichung praktischer Ziele handelte, während die formale, wir möchten sagen philosophische Geistesbildung sich thurmhoch über die im 19. Jahrhundert übliche

erhob. Edith verstand es, wie ein Professor einen Stoff von Grund aus zu behandeln; aber um einen praktischen Zweck zu erreichen, versagte ihr Verstand die Angabe der Mittel. Sie hatte nie ein Hinderniß zu überwinden gehabt. Und wenn das Leben sorglos von einem Tage zum andern dahinströmt, so lebt der menschliche Geist ein Traumleben, das keinerlei innere Abwechselung darbietet und keinerlei praktische Anstrengungen verlangt.

Dagegen entfaltet sich eine gewisse Grazie; das natürliche Streben zu gefallen bringt das hervor, und was die Beziehungen der Geschlechter an Tiefe und Innigkeit verlieren, weil die Gatten in keinem Lebenssturm auf gegenseitige Hülfe und Trost angewiesen sind, das gewinnen sie an äußerem Schliff, an gefälligen Umgangsformen. Derart waren auch die Gefühle, welche Edith gegen West hegte, während dieser Letztere die Sache ernster nahm, weil eben noch die Vorurtheile früherer Zeit in ihm steckten. Er glaubte immer noch, durch das Eingehen seiner Ehe das Haupt eines Hauses zu werden, die Sorge für das Wohlergehen einer Familie zu übernehmen und dadurch, daß er sich für die Seinen aufopferte, einen Anspruch darauf zu erwerben, daß diese seiner Person mit Achtung, seinen Wünschen mit Fügsamkeit entgegenkommen. Er bedachte nicht, daß er, wie heute die Dinge lagen, seine Familie nicht ernähre, nicht schütze, nicht aufrecht erhalte, daß er sich in keiner Weise für sie aufopfere und daß er darum gar keine Ansprüche auf Ehrerbietung und Gehorsam sich erwerbe, sondern daß er und Edith nur eine gemeinsame Wohnung nehmen wollten, weil sie an ihrer Gesellschaft gegenseitig Gefallen hatten. Und da durfte sie Niemand stören, wenn sie bei dieser Gelegenheit den Trieben gesunder Sinnlichkeit sich hingaben.

Ohne Zweifel bot ein solches Leben viele Annehmlichkeiten, so lange die Beiden Gefallen an einander hatten und wenn das Gegentheil eintrat, — dessen Möglichkeit aber natürlich Herr West sowohl wie Edith gar nicht zu denken vermochten, — so war ja auch bestens gesorgt. Sie brauchten ja dann nicht zusammen zu bleiben, sondern sie konnten sich eine besser zusagende Gesellschaft suchen, und die Trennung vollzog sich ebenso leicht wie die Vereinigung stattgefunden hatte. Wie sie eine gemeinsame Wohnung bezogen, so brauchten sie nur zwei getrennte Wohnungen zu beziehen,

und die Sache war fertig. Doch wie gesagt dachte weder West noch Edith daran, sondern schlossen ihrer innigen ehrlichen Ueberzeugung nach einen Bund für das Leben.

Beiläufig wollen wir hier bemerken, daß West später, als er die Verhältnisse näher kennen lernte, von der Anmuth der Frauen im Allgemeinen minder entzückt war. Wenn die Mädchen aus der Schule traten, dann waren sie Alle mehr oder weniger liebenswürdig. Sie standen unter der Disciplin der Schule und waren von Kindheit gewöhnt, sich in die Wünsche der ihnen vorgesetzten Personen zu fügen, wenn sie auch nicht wollten. Dieß Entgegenkommen machte sie der Männerwelt angenehm. Jetzt erhielten sie ihre Selbstständigkeit, sie standen neben den Männern und im Laufe der Zeit bemerkte West, daß sie sich ihnen sehr assimilirten. Sie verbrachten ihre freie Zeit zur Erholung im Wirthshaus, wo sie wie die Männer tranken, spielten, disputirten, rauchten, manchmal auch einen kleinen Rausch bekamen, und wenn die Köpfe erhitzt waren, wohl auch etwas ausarteten. Sie waren ja den Männern vollständig gleich, und die Männerwelt nahm keinen Anstoß daran. Nur Herrn West gefiel das nicht; er hatte noch allerlei veraltete Begriffe von weiblicher Zurückhaltung und hoffte, daß seine Edith — sie gehörte immer noch tagsüber der Schule an — niemals sich in ähnlicher Weise entwickeln würde. In höherem Lebensalter bemerkte er, daß das Verhältniß wieder seinen Ansichten entsprechender wurde; die Arbeit hörte dann auf, die Gatten gehörten mehr einander an, die äußerliche Ruhe entsprach dem Alter und wenn Jemand wie Herr und Frau Dr. Leete über die Arbeitsperiode hinausgelangt waren, so pflegte das weitere Zusammenleben in der Regel sich freundschaftlich zu gestalten. Das waren die Ergebnisse der Beobachtungen, welche Herr West über diesen Punkt machte.

Bei dem Abschluß seiner Ehe gab es noch einen Punkt, über welchen sich Herr West nur sehr schwer zu beruhigen vermochte. Herr West gehörte zu der ungeheueren Zahl jener Leute im neunzehnten Jahrhundert, welche über dies Leben hinaus nicht denken. Ueber die Herkunft und das Ziel des Einzelnen wie der Menschheit hatte er nicht einmal unklare, sondern gar keine Begriffe. Er fand sich darüber nicht einmal mit dem großen allgemeinen

Gedanken ab, daß man nichts wissen könne, sondern er dachte thatsächlich gar nichts. Die Zerstreuungen des Lebens hatten ihm keine Zeit dazu gelassen. Er war zuerst in der Schule und da hatte er allerdings etwas von Gott gehört; aber der geistliche Lehrer lehrte von Gott etwas ganz andres, als der weltliche, und daheim hörte er, daß das Alles überhaupt für das dumme Volk sei, welches ohne den Glauben an Gott Schiffbruch leiden müsse, und so wogte das in der Seele des Knaben hin und her, unfähig eine feste Gestalt anzunehmen, bis es sich endlich in Nebel auflöste. Dann kam eine kaufmännische Lehre, eine hastende geschäftliche Thätigkeit und als sein Brautstand im neunzehnten Jahrhundert mit Edith Bartlett entstand, jagte eine gesellschaftliche Verpflichtung und Zerstreuung die andere; wann hätte er da Zeit haben sollen, über die Herkunft und das Ziel des Menschengeschlechtes, über Gott und göttliche Dinge nachzudenken?

Soweit er bis jetzt bemerkt hatte, kümmerte man sich auch in dem neuen Staate wenig oder gar nicht um Gott. Die große Masse konnte ja überhaupt keinen Schiffbruch leiden, wozu also noch feste Dogmen? Es war allerdings ein gewisser dunkler Drang vorhanden; es gab Leute, welche zu fühlen meinten, daß doch nicht bloß ein gewisser gradueller Unterschied zwischen der Menschen- und Thierwelt vorhanden, sondern daß selbst in der glücklichsten Lage der Mensch immer noch ein gewisses unbefriedigtes Sehnen in seiner Brust trage, welches auf ein weiteres Unbekanntes deute; er hörte sogar von Anderen, welche aus naturwissenschaftlichen Gründen beweisen wollten, daß im Menschen außer der Materie noch ein von der Materie unabhängiges Wesen sein müsse. Für Herrn West lagen aber solche Speculationen außerhalb seiner geistigen Sphäre; man hatte ihn nie daran gewöhnt, seine Gedanken darauf zu richten; ein schönes blühendes Geschäft war im neunzehnten Jahrhundert das Ziel seines Strebens und höher verstieg sich sein Flug im einundzwanzigsten Jahrhundert auch nicht. Er hatte kein Interesse daran, aber desto wunderbarer und interessanter erschien ihm die geschäftliche Maschine des Staates, in welchem ein Rädchen in das andere griff, so das Jedermann arbeiten mußte und Keiner Noth leiden konnte.

Trotz dieser Denkweise wollte ihm der Abschluß seiner Ehe mit

Edith Leete nicht gefallen. Daß Beide einfach zusammenziehen wollten, kam ihm etwas gar zu „wild" vor, und wenn Dr. Leete darein willigte, so schien ihm das nicht etwa geeignet, sein eheliches Band zu heiligen, sondern das brachte nur seiner Hochachtung für Dr. Leete einen gewaltigen Stoß bei. West war eben in einer Zeit aufgewachsen, in welcher man das wilde Zusammenleben für schändlich hielt und kein Vater, der noch irgendwie in der Gesellschaft auf Achtung Anspruch machen wollte, einem solchen Zusammenleben seine Zustimmung gegeben hätte.

Wenn auch West von einem Civilstandsbeamten absah, welcher in dem neuen Gemeinwesen überhaupt nicht vorhanden war, so widerstrebte es doch allem anerzogenen Schicklichkeitsgefühle, daß nicht ein solcher Eheabschluß mit einer gewissen Förmlichkeit verbunden sein sollte. Er hielt es für unschicklich, mit Edith zusammen zu ziehen, ohne zugleich öffentlich zu erklären, daß sie sein Weib sein solle und ohne daß diese Erklärung mit einer gewissen Weihe umgeben wäre, welche an dem Ernst derselben keinen Zweifel übrig ließ.

Dr. Leete zuckte dazu die Achseln. Ihm war dieser Gedankengang vollständig fremd; er wußte nicht, warum man überhaupt seine Zustimmung verlangte. Er war allerdings der Vater Ediths; aber er hatte durchaus keine Autorität über sie. Warum auch? Er mochte sie wohl leiden, sie ihn ebenfalls, und so wurden sie beide älter in herzlicher Freundschaft. Aber was weiter? Dr. Leete vertrat nicht die Stelle Gottes bei seinem Kinde, das that der Staat; der letztere erzog es, ernährte es, schirmte es und gab ihm seine Bestimmung. Dr. Leete war der zärtliche Freund ihrer Mutter und zwischen Mutter und Kind gab es so lange natürliche Beziehungen, als das Kind zum Leben der Mutter unbedingt bedurfte. Hernach gingen beide ihre Wege. Der Staat trat an die Stelle des Elternhauses und wenn Frau Dr. Leete sammt ihrem Gatten mit ihrem Kinde noch weiteren Umgang pflog, so waren dieß Nachklänge ihrer natürlichen Beziehungen, gegen deren Schwingungen der Staat nichts einzuwenden hatte. Aber Autorität besaß Dr. Leete keine über Edith. Nichts destoweniger war er bereit, seinen Segen über das Ehebündniß zu sprechen, wenn Herrn West dadurch ein Gefallen geschah, aber einen vernünftigen Grund dessen vermochte er nicht einzusehen.

Damit war übrigens Herrn West noch nicht gedient; er wollte ein Hochzeitsmahl und trotz aller religiösen Gleichgültigkeit wollte er eine Trauung durch einen Geistlichen. Letzterer war aber so wenig aufzutreiben, wie ein Civilstandsbeamter; es gab nur einige Herren, welche zu gewissen Tagen und Stunden moralische Erbauungsreden hielten. Damit wurde der dunkele religiöse Drang abgespeist und West hatte einmal selber eine solche Erbauungsrede von einem der berühmtesten in diesem Fache vernommen. Das war ein gewisser Herr Barton, welcher aber von seinem Erbauungsgegenstand plötzlich abschweifte, um, was die Leute damals viel mehr interessirte, von seiner, Wests, Auffindung zu sprechen und allerlei Betrachtungen daran zu knüpfen, welche damals Herr West theils zutreffend, theils unzutreffend fand.

Herr West kannte übrigens Herrn Barton nur aus diesem Vortrag; gesehen hatte er ihn noch nicht; er hatte ihn nur gehört und zwar auf dem sehr gebräuchlichen Wege des Telephons, da der Salon des Herrn Dr. Leete an den Erbauungssaal, in welchem Herr Barton sprach, angeschlossen war. Da aber West einen Andern nicht einmal vom Hören kannte, so beschloß man Herrn Barton zu ersuchen, aus Anlaß dieser Ehe eine Rede zu halten und einen Segen zu sprechen. Letzteres schien Herrn Barton das überflüssigste Ding von der Welt, und zwar mit Recht, aber eine Rede wollte er halten.

Die Hochzeit bot auch ihre Schwierigkeiten; eine Uebung der Gastfreiheit war in den neuen Verhältnissen kaum möglich. Man konnte Freunde und Bekannte zu einem Mahle vereinigen, aber das ging auf das Conto jedes Einzelnen. Selbst wenn Ehegatten zusammen speisten, hatte jeder Gatte seinen eigenen Staatscreditbrief, auf welchem alles Bezogene angemerkt wurde, und wie die Speisen so wurde die Wohnung jedem zur Hälfte angerechnet, die Kleidung stand auf jedes Einzelnen Creditbrief, die Kinder gingen in die Staatserziehung über, wenn sie der Mutterbrust nicht mehr bedurften; kurz wenn jener alte Römer einmal von der Ehe die schöne Definition gegeben, sie sei die Gemeinschaft des ganzen Lebens, communio totius vitae, so gehörte das in Boston um's Jahr 2000 zu den längst überwundenen Standpunkten veralteter Lebensanschauungen und Herr West wurde nur dadurch

von der neuen Lebensauffassung so unangenehm berührt, weil er, ohne es eigentlich zu wissen, immer noch in den alten Vorurtheilen steckte.

Indessen was sollte er machen? Wegen Mangel eines Civilstandsbeamten und eines Geistlichen wollte er doch das Zusammenleben mit Edith, die er liebte und die ihn wieder liebte, nicht aufgeben. Die Welt, die in den Zeiten seiner Jugend den Stab über solche Verhältnisse brach, war ganz anders geworden, sie billigte solche, sie kannte überhaupt keine andere Form des Zusammenlebens.

So kam denn am festgesetzten Tage eine Anzahl Freunde des Leete'schen Hauses zusammen; es erschien Mr. Smith nebst Frau, der Hauptlehrer in der Classe, welcher die Braut angehörte, Miß Grove, eine bereits bejahrte Freundin der Frau Dr. Leete, Herr und Frau Sample, er ein Schreiner erster Classe, sie in der Wäscherei beschäftigt, Miß Elvans, die neben der Braut auf derselben Schulbank saß, ein Herr Brown, der als Commis im Bazar angestellt war, und noch eine Reihe anderer Personen. Allen wurde Herr West vorgestellt, alle schüttelten sich die Hände und freuten sich ungemein, sich gegenseitig kennen zu lernen; auch Herr Barton erschien, den West bei dieser Gelegenheit zum ersten Male sah. Der eben Vorgestellte entsprach aber durchaus nicht dem Bilde, welches Herr West sich von ihm gemacht; Barton war ein kleiner kugelrunder Mann mit rothem vollen Gesicht und ein paar Aeuglein, aus welchen viel Schalkerei hervorblitzte. West konnte sich nicht des Gedankens erwehren, daß bei seinen erbaulichen Vorträgen viel Hokus Pokus mit unterlaufe und er sich innerlich über das lustig mache, was er äußerlich mit aller Salbung vortrug. Als West und Barton sich die Hände schüttelten, fielen West, der in seiner Jugend eine klassische Erziehung genossen, unwillkürlich die Worte Göthes ein:

> Ja wenn der Pfarrer ein Komödiant ist,
> Wie das zuweilen wohl kommen mag.

Im Uebrigen ging es auf dem von Dr. Leete veranstalteten Freudenmahl recht lebhaft zu. Dasselbe wurde in einem separaten Theile der großen Restauration, in welcher Herr und Frau Dr. Leete ihre Mahlzeiten zu nehmen pflegten, abgehalten. Beim Dessert

erhob sich dann der von dem genossenen Weine bereits etwas angeheiterte Herr Barton, um seine Rede an die Neuvermählten oder vielmehr an die eine gemeinsame Wohnung Beziehenden zu halten. So hatte sich Herr West das nun nicht ausgedacht. Er hatte auf eine Art kirchliche Veranstaltung vorher gehofft, und als diese nicht kam, meinte er, daß in Folge des ungewöhnlichen Vorgehens eine Verwechselung stattgefunden haben müsse, und man die Ceremonien am Tage nach dem Hochzeitsmahl, statt unmittelbar vorher halten wolle. Daß aber Herr Barton seine Traurede in die Form eines Desserttoastes einkleiden würde, das war Herrn West im Traum nicht beigefallen. Die Rede Bartons sollte die gewöhnte religiöse Ceremonie ersetzen und so erhob sich denn Herr Barton, in der einen Hand die eben losgeknüpfte Serviette, in der andern das volle Champagnerglas um im Namen aller Anwesenden seinen Glückwunsch auszusprechen.

Herr Barton war an diesem Arrangement vollständig unschuldig. Vergebens hatte er sich den Kopf zermartert, wie er dem Wunsche seines Freundes Leete nachkommen solle, den er im Grunde nicht verstand, und das war leicht begreiflich, denn im Grunde war Dr. Leete nur Vermittler der Wünsche des Herrn West und verstand selber nicht recht, was dieser wollte. Die Ehe als der Abschluß eines alten und der Beginn eines neuen Lebens mit neuen Rechten und Pflichten, mit neuen Freuden und Sorgen war in Boston längst nicht mehr bekannt; in Folge dessen gab's auch keine Feierlichkeiten, welche zu diesem neuen Leben in Beziehungen standen, und so war Barton nach vielem Kopfzerbrechen auf die ihm einzig nahe liegende Idee gekommen, in einem Toaste seinen und der Gesellschaft Glückwunsch darzubringen. Das war doch wenigstens etwas.

Dieser Aufgabe entledigte er sich mit recht großer Gewandtheit, denn er war in der That ein guter Redner und so fand sich denn am Ende Herr West mit diesem Theile ab.

Auf's Neue berührte es ihn unangenehm, sogar peinlich, als beim Aufbruch seine Gäste ihre Staatscreditbriefe hervorzogen, und sich von den mit der Besorgung der Tafel beauftragten Arbeitern die auf den Einzelnen entfallenen Beträge eintragen ließen.

Endlich zog er sich mit Edith, welche die ganze Zeit über von der Gesellschaft nicht mehr als Fräulein Leete sondern als Frau West angeredet worden war, in die in der Nähe seiner Schwiegereltern von Beiden gemiethete Wohnung zurück. Er fühlte eine gewisse Mißstimmung, er fühlte sich nicht vollständig als der Mann seiner Frau und das hätte sich wohl noch schärfer ausgedrückt, wenn nicht der genossene Wein sein Gemüth erfreut und das liebe Kind, das jetzt bei ihm bleiben wollte, ihn gefangen genommen hätte.

Und trotzdem war es ihm öde in der Brust.

Zweites Kapitel.

Herrn Wests Haushalt. — Die Vorträge des Herrn West. — Debatten darüber. — Das Geld im 19. Jahrhundert. — Concurrenz und Ring. — Die philosophischen Studien des Herrn Grover.

Herr West war also verheirathet. Wenn auch kopfschüttelnd, hatte er sich doch mit der Thatsache schließlich abgefunden, daß seine Frau, nachdem sie beide in ihrer Restauration zusammen gefrühstückt, in die Schule ging und dort so lange verweilte, bis sie sich Abends wiederum in ihrer Restauration zusammenfanden. So führte er den Tag über ein recht einsames Leben, in welches nur der tägliche Vortrag über die Zustände des 19. Jahrhunderts einige Abwechselung brachte.

Ueber seine Zuhörerschaft konnte er sich nicht beklagen. Es waren Leute auf allen Lebensstufen. Denn selbstverständlich fanden diese wie alle übrigen Vorträge, Zusammenkünfte oder Unterhaltungen nicht zu den gewöhnlichen Arbeitsstunden statt, damit möglichst Viele Gelegenheit hatten, daran Theil zu nehmen. Man folgte seinen Worten mit ernster Aufmerksamkeit und am Schluß des Vortrags entspannen sich nicht selten über das Gehörte Debatten, welche zuweilen einen allgemeinen Charakter annahmen. Herr West machte bei dieser Gelegenheit recht schätzbare Bekanntschaften und die vergleichenden Studien zwischen Gegenwart und Ver-

gangenheit, welche er in Folge dieser Debatten anstellen mußte, schärften seinen Geist allmählig viel mehr, als dieß seine ganze ziemlich oberflächliche Erziehung gethan hatte. Dabei verkehrte er fortwährend mit Dr. Leete und pflegte auch mit seinen Schwiegereltern gemeinsam das Abendessen in deren Separatspeisezimmer einzunehmen. Dort fand sich denn auch Edith ein, wenn sie die Schule verlassen hatte.

„Zum Glück dauert dieser Schulbesuch nicht mehr lang," dachte West jedes Mal, so oft sich das Schulmädchen in seine Frau metamorphisirte.

Aber es hatte doch bereits einige Wochen gedauert, als Herr West auch auf die religiösen Zustände der Vergangenheit zu sprechen kommen mußte. Er war seither diesem Thema ausgewichen, weil er sich eben auf diesem Gebiete sehr unsicher fühlte. Er hatte sehr geläufig die Natur und die Wirkungen des Geldes auseinandergesetzt. Als Tauschmittel hatte er es mit dem Creditbriefe in Parallele gebracht, seine producirende Eigenschaft war schwerer zum Verständniß zu bringen; doch war es ihm auch hier geglückt, darzulegen wie die heutige Gesammtproductionskraft des Staates damals nicht dem Staate als solchem, sondern seinen einzelnen Bürgern innegewohnt, deren jeder producirte, was er wollte. Den Umfang seiner Production bemaß dann der Einzelne lediglich nach den ihm zu Gebote stehenden Geldmitteln. Der Staat als einziger Producent zerfiel nach der Darstellung Wests in hunderttausend von einander unabhängige Stäätchen, die in Bezug auf die Größe sehr verschieden waren, aber alle das gemeinsame Kennzeichen trugen, daß die Gleichartigen sich gegenseitig befehdeten und zu Grunde zu richten suchten; das nannte man Concurrenz. Gelang das nicht, so vereinigten sie sich, um die Waare über Gebühr in die Höhe zu treiben und das Publikum auszubeuten, und das nannte man Ring.

„Aber das ist ja unmöglich," unterbrach Herr Grover, ein Mann, der sich viel mit volkswirthschaftlichen Studien abgab und stets in den vordersten Reihen der Zuhörer des Herrn West saß. „Wenn Jeder unabhängig von den Andern für sich producirt, hinge es von dem merkwürdigsten Zufall ab, daß nicht bei dem einen Gegenstande eine vielfache Ueberproduction stattfinde, während

bei einem andern Gegenstand nicht der zwanzigste Theil des Bedarfes producirt würde."

„Zur Regelung hatte man den Markt," erwiderte Herr West darauf. „Wenn der Markt von einem Gegenstand überfüllt war, hörte man auf, diesen Gegenstand zu produciren."

„Und die bei dieser Production beschäftigten Leute?" fragte Grover.

„Mußten sehen, wo sie anders unterkamen. Auch dafür sorgte der Markt. Wurde die Nachfrage bei einem Gegenstande stärker, so zogen die Preise an, die Production vermehrte sich und diejenigen, welche bei der einen Branche arbeitslos geworden, traten bei der andern ein."

Allgemeines Schütteln des Kopfes!

„Da ist's doch viel einfacher," meinte Herr Grover, „wenn der Staat zuerst den muthmaßlichen Bedarf feststellt und dann so viel producirt, als er für seine Bürger braucht."

„Man sprach damals dem Staate die Aufgabe und die Fähigkeit zu produciren ab."

„Wozu war er denn eigentlich da?" tönte es von verschiedenen Seiten.

„Er erließ Gesetze, um die guten Bürger zu schützen, er traf allgemeine Veranstaltungen zur Hebung des Wohlstandes, zur Aufrechterhaltung der Ordnung und faßte namentlich in Europa die Gesammtkraft der Nation zusammen, um Störungen der Ordnung mit Gewalt niederzuschlagen oder die Grenzen des Landes gegen feindliche Angriffe zu sichern. Eine andere Machtvollkommenheit schrieb man dem Staate nicht zu, und namentlich die Herstellung alles dessen, was die Bevölkerung gebrauchte und verbrauchte, lag nicht dem Staate, sondern der Bevölkerung selbst ob.

Die Leute, welche um's Jahr 2000 lebten, waren über diese ihnen ungemein curios vorkommenden Bräuche sehr verwundert.

Wenige Tage nachher erhielt Herr West den Besuch des Herrn Grover. Es war noch früh am Tage. Herr West hatte seine Frau wie jeden Morgen gerade in die Schule geführt, darauf einen kleinen Spaziergang gemacht, wobei er bei Herrn Dr. Leete vorsprach, um ihm „Guten Morgen" zu sagen; kaum war er daheim

und hatte sich in das Studium seiner früheren Zeit zu vertiefen begonnen, so erschien sein aufmerksamer Hörer.

Herr Grover war ein Mann bereits in den fünfziger Jahren, war also über die Zeit der Verpflichtung zum Arbeiten längst hinaus. Er hatte zwar einige öffentliche Verpflichtungen, die aber nur wenige Zeit in Anspruch nahmen und war daher ein vollständig freier Mann. Seine Muße benutzte er zu philosophischen Studien und namentlich war es das Gebiet der Moral, welches sein Geist durchfurchte. Seinem Geschäfte nach war Herr Grover Schreiner und hatte als solcher sehr Respectabeles geleistet. Er war als Arbeiter zweiter Classe eingetreten, hatte sich beim ersten Concurse zum Arbeiter erster Classe emporgeschwungen und einige Jahre später, war er zum Offizier der Arbeiterarmee ernannt worden. Ueber die untersten Grade brachte er es jedoch nicht hinaus, da er in seiner freien Zeit sich den Studien zuzuwenden begann und diese bald seine Neigung in Anspruch nahmen. Er war täglicher Gast der öffentlichen Bibliothek, und endlich begann er selbst schriftstellerisch thätig zu werden. Einige kleinere Abhandlungen, die trotz ihres lediglich zum Verstande sprechenden Inhaltes gerne gelesen wurden, hatte er bereits verfaßt, und eine seiner Arbeiten über die „Natur des Bösen" war von der Akademie mit einer lobenden Anerkennung geehrt worden. Herr Grover verfocht darin den Satz, daß das Böse überhaupt nicht sei; es sei vielmehr Alles gut und alles Gute stehe in Harmonie zusammen; wenn diese Harmonie durch irgend etwas gestört würde, so erscheine uns diese Störung der Harmonie als das Böse. Diese These ist zwar etwas dunkel, wie das alle philosophischen Thesen von Alters her sind. Herr West bestätigte, daß zu seiner Zeit die Philosophen auch nicht klarer geschrieben hätten. Die große Masse habe ihre Schriften nicht verstanden, und von den Höhergebildeten, welche das Zeug dazu gehabt, sie zu verstehen, hätten die Meisten sie mißverstanden. Das sei die allgemeine Klage der Philosophen seiner früheren Zeit gewesen.

Jetzt stand Herr Grover im Begriff, ein größeres Werk, eine Geschichte der Moral, zu schreiben, und das war der eigentliche Grund, warum er Herrn West aufgesucht hatte.

Dieser letztere zeigte sich über diese Mittheilung sehr erfreut,

obwohl er als praktischer Kaufmann nicht wußte, aus welchen Gründen man die Moral wissenschaftlich behandele und was eigentlich eine Geschichte der Moral bedeuten solle. Einen gewissen Begriff bekam er indessen aus dem, was Herr Grover ihm weiter mittheilte.

„Ich bin nun bis zu den Jesuiten gelangt," legte Herr Grover weiter dar. „Ich verstehe, daß die Jesuiten ein Verein innerhalb der großen katholischen Kirche waren, dessen Ziele mich übrigens sehr wenig interessiren. Ich habe es namentlich mit ihrer Moral zu thun. Nun lese ich in einer Unmasse Schriften, daß sie schändliche Moralgrundsätze gehabt und gelehrt. Wie sehr ich mich aber bemühe, so finde ich diese schändlichen Grundsätze nicht in den Schriften der Jesuiten. Ich stehe da vor einem ungelösten Räthsel. Gerade in Ihren Tagen muß diese Frage sehr lebhaft behandelt worden sein, und ich möchte deßhalb um Aufklärung bitten."

„Bei uns, mein lieber Herr Grover," erwiderte West, nachdem er verlegen eine Weile hin und her gerückt, „war das eigentlich keine Frage. Ein Artikel in der Constitution der Vereinigten Staaten verbot jedes Gesetz, welches die religiöse Freiheit irgendwie einschränkte, und so hatten wir zwar Jesuiten; aber so lange sie nichts thaten, was gegen die Gesetze der Vereinigten Staaten verstieß, hatte Niemand das Recht, sich um ihre Moral zu bekümmern."

„Natürlich, natürlich," unterbrach ihn Herr Grover, „aber drüben über dem Ocean. In der öffentlichen Bibliothek hatte ich unter der Rubrik Geschichte namentlich in den Unterabtheilungen Deutschland und Frankreich wunderbare Dinge gelesen. Frankreich hatte damals ein fürstliches Oberhaupt, wie heute noch Rußland. Man nannte es König; es gab damals eine Ehe mit einem heute uns unbegreiflichen Zwange, die Eheleute sollten einander nicht blos treu bleiben, so lange sie sich liebten, sondern auch, wenn sie sich nicht mehr liebten. Doch was sage ich das Ihnen? Sie wissen das ja besser, als ich. Alle Welt betrachtete den Bruch der ehelichen Treue als etwas Schändliches, dem primitivsten Grundsatze der Moral Zuwiderlaufendes; das hinderte aber den König durchaus nicht, öffentlich neben seinem Weibe ein solches

Verhältniß zu einer Andern zu unterhalten, und diese Frau die den damals herrschenden moralischen Ansichten geradezu in's Gesicht schlug, war die einflußreichste Person bei Hofe."

„Sie meinen wohl die Marquise von Pompadour?"

„Ganz recht," bestätigte Herr Grover und fuhr fort: „Diese Person nun gehörte zu den heftigsten Gegnern der Jesuiten und ruhte nicht eher, bis sie durch ihren Günstling den Marquis Choiseuil in Verbindung mit einigen andern Höfen ein päpstliches Breve erwirkt hatte, welches diesen Verein unterdrückte. Und stellen Sie sich vor, diese Person, die aller damals herrschenden Ansichten über Moral spottete, berief sich bei ihrem Vorgehen auf die laxe Moral der Jesuiten. Es ist nicht zu glauben, aber studieren Sie die Werke; in ihrem Solde schrieben diejenigen, welche die Jesuiten allerlei furchtbarer Dinge beschuldigten!"

West konnte nicht umhin, beistimmend über diese Verkehrtheit den Kopf zu schütteln.

„In Ihren Tagen," fuhr Herr Grover fort, „hat man aus dem deutschen Reiche die Jesuiten vertrieben. Ich dachte, es müsse doch in den Reichstagsverhandlungen über die moralischen Ansichten der Jesuiten etwas vorgekommen sein. Ich habe nichts gefunden; auf der einen Seite brachte man lauter allgemeine Sätze, sie stiften Unfrieden, sie treiben Erbschleicherei, sie vergiften unsere Moral. Auf der andern Seite sagte man: führt Fälle an, wo das geschehen, und da gestand man zu, daß die gegenwärtigen Jesuiten persönlich sehr respectabele Männer seien. Ich hab's gelesen, Herr West, ich selber, Tobias Grover! Aber man sagte, die Moral, die sie lehrten, sei verderblich. Nun kann ich mir nicht vorstellen, daß Einer ein respectabler Mann sei und eine verderbliche Moral lehre. Außerdem haben die Organe der katholischen Partei erklärt, die Jesuiten hätten keine andere Moral als die katholische Kirche, und die Jesuiten haben dem zugestimmt. Ein Beweis des Gegentheils wurde nicht erbracht. Ich habe sogar nirgendwo einen ernstlichen Versuch gefunden. Erklären Sie mir nun, wie man die katholische Kirche als Hüterin der Moral konnte bestehen lassen und die Jesuiten als die Vergifter dieser Moral verbannen wollte; sie hatten doch beide dieselbe Moral."

„Mein lieber Herr Grover, das verstehe ich allerdings nicht," versicherte West, „und es ist keineswegs das Einzige, was mir von den Geschehnissen da drüben unverständlich blieb. Aber was wollen Sie? Wir hatten keine Veranlassung, dieser Frage näher zu treten."

„Mag sein; aber es kamen doch Dutzende dieser Verbannten herüber."

„Allerdings, aber wir hatten gar keine Ursache, uns darüber zu ereifern. Ihre Glaubensgenossen nahmen sie mit großer Hochachtung auf . . . ."

„Aber was thaten sie denn? Stifteten sie Unfrieden? trieben sie Erbschleicherei?"

„Ach, wo denken Sie hin, Herr Grover! Ich habe derlei nicht gehört. Sie gründeten ein Colleg, in welchem sie junge Leute erzogen, und man hat die Erziehung sehr gerühmt. Andere wurden an Kirchen angestellt, eine Anzahl ging auch zu den Indianern, welche damals noch auf den Reservationen hausten, und sie führten dort Gesittung ein. Das kann ihnen Niemand anders nachreden. Die katholischen Ordensgesellschaften, zu welchen auch die Jesuiten gehörten, übten einen großen Einfluß auf die Indianer aus, und diesen Einfluß benutzten sie, um die Wildheit ihres Charakters ihnen abzugewöhnen und sie zu seßhaften Ackerbauern zu machen. Ihnen wäre es zu danken, wenn diese Stämme nicht gänzlich ausgerottet sind."

„Allerdings findet man noch Nachkommen der Rothhäute," versicherte Grover. „Dieselben sind uns aber in Allem vollständig gleich geworden."

„Wäre es nach dem Willen dieser Missionäre gegangen, so wären sie ohne Zweifel viel zahlreicher. Die Regierung der Vereinigten Staaten war in der Regel nicht glücklich in der Wahl ihrer Agenten; sie verhandelte mit den Rothhäuten über die Abtretung ihres Gebietes, und sagte ihnen dafür die Bestreitung des Unterhaltes zu. Sie zahlte auch die Gelder an ihre Agenten und diese steckten sie in die Tasche; und da waren es gerade die Jesuiten, welche das Recht der rothen Söhne des Landes vor der öffentlichen Meinung vertheidigten."

„Ach so," meinte Grover lächelnd. „Jetzt geht mir ein Licht

auf. Da wurden die Agenten wohl ebenfalls die Gegner der Jesuiten wegen ihrer laxen Moral; jetzt versteh ich auch, wie das Stiften von Unfrieden und die Erbschleicherei gemeint ist. Ich werde mir die Lösung des Räthsels in der Unterabtheilung „Vereinigte Staaten von Nordamerika“ suchen. Das habe ich mir ja nicht ahnen können. Ich danke Ihnen bestens für diesen Wink, Herr West, aber jetzt kann ich Eines wieder nicht begreifen: wie sich die Millionen über die Moral der Jesuiten so hinter's Licht haben führen lassen. Das deutsche Reich muß damals in der Cultur wirklich sehr zurückgeblieben gewesen sein. Das nimmt mich übrigens nicht Wunder; denn es ging ja Alles im militaristischen Cadavergehorsam unter. Heute ist's dort um Vieles anders geworden.“

„Ei, ei,“ meinte West. „Halten Sie übrigens diesen Militarismus nicht so gering. Ich habe bis jetzt keinerlei Vertheidigungsanstalten im Lande gesehen.“

„Es greift uns Niemand an. Warum sollten wir unnöthiger Weise uns auf Abwehr rüsten. Wir verwenden die Zeit viel nützlicher auf Vermehrung des nationalen Wohlstandes.“

„Dr. Leete hat mir dieser Tage gesagt, daß die Russen Ihnen bedenklich näher gerückt seien. Ich habe mit Erstaunen gehört, welche Fortschritte Sibirien im Laufe des Jahrhunderts gemacht.“

„Es war natürlich, daß Rußland seine ganze Kraft nach dem östlichen Theile warf, nachdem die Gesammtländer der alten polnischen Republik wiederum vereinigt waren und sich wie ein ungeheuerer Keil in das europäische Rußland hineinbohrten.“

„Was Sie mir da nicht sagen? Polen ist wieder erstanden?“ fragte West erstaunt.

„Gewiß, sonst hätte man in Deutschland nie vor Rußland Ruhe bekommen.“

„Aber nehmen Sie sich in Acht, damit wird Rußland seine Expansionsgelüste in östlicher Richtung zu befriedigen suchen, und es wird uns der gefährliche Nachbar sein, der es einst dem deutschen Reiche gewesen.“

„Pah,“ meinte Grover leichthin. „Das hat noch keine Gefahr. Rußland wird mit der Civilisation Sibiriens noch genug zu thun haben und wenn es auf Schlimmes sinnt, — meine Sorgen

gehören eben der Geschichte der Moral; den bösen Absichten Rußlands zu begegnen, das ist die Sorge des Präsidenten in Washington."

Die beiden Männer schüttelten sich zum Abschied die Hände und Jeder ging dann seinen Geschäften nach. Herr Grover eilte auf die öffentliche Bibliothek, um das Wirken der Jesuiten in den Indianerreservationen zu studiren, und Herr West arbeitete seinen Vortrag aus, welchen er im Laufe der Abends halten wollte. Aber es ging ihm nicht so wie sonst von der Hand; mancherlei Zwischengedanken störten ihn. Die Jesuiten waren ihm interessant geworden, und daß der Schwerpunkt Rußlands von St. Petersburg nach Tobolsk oder Irkutsk verlegt worden sei, erweckte ihm etwas unangenehmere Vorempfindungen, als dieß bei Herrn Grover der Fall war.

Drittes Kapitel.

Eine Berufung zu dem Regierungspräsidenten von Boston. — Die Entwickelung des socialistischen Staatsgedankens auf der Insel Cuba.

Wenige Tage später wurde Herr West zu dem Arbeitergeneral berufen, welcher, wie man im 19. Jahrhundert zu sagen pflegte, die Regierungsgeschäfte der Stadt und Provinz Boston leitete. Es war Herrn West nicht ganz behaglich, zu diesem obersten Beamten berufen zu werden. Wenn er auch wußte, daß er keine lettre de cachet zu fürchten hatte, so waren ihm die Verhältnisse doch noch unbekannt und er wußte namentlich nicht, was er eigentlich bei dem Regierungs-Präsidenten sollte. Nachdem er lange gesonnen, stieg ihm die Ahnung auf, seine Vorträge könnten irgendwo Anstoß erregt haben und der Präsident wolle ihn deßhalb zur Rede stellen. Auf jeden Fall war es kein angenehmes Gefühl, mit welchem er sich um die bezeichnete Stunde auf den Weg machte. Herr West hatte im 19. Jahrhundert, seitdem er erwachsen war, keinen anderen Beurtheiler gehabt, als sich selber. In diesem Gefühl seiner Unabhängigkeit war er eingeschlafen und in para-

diesischen Verhältnissen war er aufgewacht; aber je mehr er sich den Bureaulokalitäten des Arbeitsgenerals näherte, um so klarer wurde es ihm, daß es sich dabei um eine vielleicht herbe Kritik seiner Leistungen handeln würde, und wenn er auch noch keine Schlange in diesem Paradiese entdeckt hatte, einige Stechmücken hatten ihm doch schon um die Ohren gesummt. Daß er sich, obwohl verheirathet, nicht einer eigenen Häuslichkeit erfreute, hatte ihn bereits unangenehm berührt, jetzt sollte er sich gar einen Rüffel holen — nein, ganz Paradies war die neue gesellschaftliche Ordnung auch nicht.

Bezüglich des Tadels seiner Vorträge wurde er angenehm überrascht. Im Gegentheil machte ihm der Präsident einige Complimente, aber im Princip wurde dadurch die Sache nicht anders. Wenn er auch nicht getadelt worden, so trübte doch der Gedanke der Berechtigung und Möglichkeit eines solchen Tadels das Gefühl der Unabhängigkeit, das er einst gehabt. Einstweilen aber handelte es sich um etwas ganz Anderes.

Ein so ungeheuerliches Ereigniß, wie die Auffindung eines lebenden Menschen, wenn auch nicht gerade aus der Tertiärperiode, so doch aus einem früheren Jahrhundert mit gänzlich veränderten Lebensbedingungen, hatte großes Aufsehen gemacht, die Schilderung der Thatsache war nicht nur mit allen Details in alle Blätter übergegangen, sondern es war auch amtlich an den Staatenpräsidenten von Washington darüber berichtet worden.

Nun war um dieselbe Zeit eine recht unangenehme Sache bei dem dem Präsidenten zur Seite stehenden obersten Verwaltungsrathe anhängig, und das war folgende:

Vor etwa einem halben Jahrhundert hatte die Insel Cuba die spanische Herrschaft abgeschüttelt. Dieß gelang ihnen mit Hilfe der Vereinigten Staaten, welche kurz vorher ihre gesellschaftliche Umwandlung durchgemacht hatte. Damals waren die Traditionen der früheren amerikanischen Politik noch nicht erloschen. Die natürliche Folge war der Anschluß Cubas an die Vereinigten Staaten, und so wechselte dieses Land ebenfalls seine gesellschaftliche Gestaltung.

Dieser Wechsel war aber den Cubanern nicht so gut bekommen, als den Bewohnern von Boston. Die Amerikaner waren

ein hetzendes und gehetztes Volk. Jedermann jagte nach Besitz, das ganze Leben drehte sich darum, Millionen zu erwerben, wie, darnach fragte man wenig, wenn irgend wo, so war in dieser athemlosen Jagd der Erfolg der beste Anwalt der Schritte, die man gethan, und in diesem allgemeinen Hasten stieß man nirgendwo rücksichtsloser als gerade hier denjenigen, der Einem im Wege stand, in die Gosse.

Und es waren deren Viele, die in die Gosse gestoßen wurden, unendlich Viele im Vergleich zu den Wenigen, welche mit ihren fabelhaften Millionen das Auge der Welt blendeten, und selbst diejenigen, welche nicht in die Gosse gestoßen wurden, sondern vorwärts kamen, konnten dieß nur um den Preis eines ruhelosen Dahinhastens, häufig unter Entbehrung aller Annehmlichkeiten erringen. Für sie bedeutete der Uebergang in ein ruhiges von minderen Sorgen gepeinigtes Dasein die Erlangung eines nie gekannten Glückes. Wer fünfzehn, sechszehn Stunden des Tages in der verschiedensten Weise mit aller Kraft gearbeitet, um vorwärts zu kommen, der empfand es als Seligkeit, acht Stunden zu arbeiten, und die übrige Zeit seiner Ausbildung oder seinem Vergnügen zu widmen, unter der festen Gewähr, nie dem Elende anheimzufallen. Wozu sollte man da Reichthümer erwerben?

Und die ganze innere Politik war darauf gerichtet, durch Vermehrung und Vervollkommnung der Maschinen trotz der Vervielfältigung der durch ihre Befriedigung das Leben verschönernden Bedürfnisse die Arbeitszeit zu verkürzen, und es war in der That gelungen, dieselbe auf vier Stunden und einige Minuten herabzudrücken, das bedeutete für die Amerikaner in der ganzen nördlichen Hälfte und namentlich in der Umgegend von Boston eine unnennbare Fülle von Wohlsein.

Aber mit den Cubanern war die Sache wesentlich anders. Die Nachkommen der spanischen Eroberer und Colonisten hafteten durchaus nicht so nach Reichthum und Besitz, wie das die Amerikaner thaten. Von Natur aus um Vieles indolenter, hatten sie von jeher die Arbeit den Sklaven überlassen und das herrliche Klima, die vorzügliche Bodenbeschaffenheit, welche der Insel den Namen der „Perle der Antillen“ eingetragen, hatte auch diesen die Arbeit nicht allzu schwer gemacht. Von der intensiven Boden-

bearbeitung, wie sie in minder günstigen Lagen stattfinden muß, wußte man auf Cuba nichts, und der größte Theil der Feldarbeit bestand im Einsammeln der Ernte. Dazu kam denn noch die vorzüglich glückliche Handelslage. Cuba beherrscht den Eingang zum Golf. Es war der erste Anlaufplatz für alle den Golf umlagernden Länder, für die centralamerikanischen Republiken und darum auch der Stapelplatz für den ganzen zwischen Europa und Centralamerika stattfindenden Austausch der Producte. Der Reichthum knüpfte sich dort nicht an die Hast und Mühsal, welche im Norden geradezu das Nervensystem ruinirt hatte.

Der Charakter des Menschen steht aber in Wechselwirkung zu dem Charakter des Landes, das er bewohnt. Die allerdings durch das Meer gemilderte Hitze erschlafft ihn, die Natur bringt Alles in reicher Fülle, dessen er bedarf, und sie entläßt ihn selbst der Nothwendigkeit, ein schützendes Obdach für Sturm und Ungewitter sich zu schaffen. Kein Wunder, wenn er in Folge davon wenig zur Arbeit neigt und auch für die unter solchen Umständen nothwendige Arbeit lieber Andere sorgen läßt, als selbst sorgt.

Wer sollen aber diese Anderen sein? Freiwillig thut das Niemand; es mußten also Leute sein, die dem Spanier unterworfen waren, die er dazu gezwungen hatte. So gewöhnte man sich mit der Arbeit den Begriff der Unfreiheit zu verbinden und zu der Indolenz gesellte sich der Stolz des Spaniers, welcher auf die arbeitenden Eingeborenen und Sklaven herabblickte. Als Cuba die Spanier vertrieb, da war die gesellschaftliche Neuordnung noch so in den Anfangsstadien begriffen, daß man beim Anschluß an die amerikanischen Freistaaten noch keine Ahnung von der Ausdehnung und den Folgen dieser Umwandlung hatte. Nur wenige einsichtige Cubaner warnten davor, aber man hatte zu lange diese Verschmelzung erstrebt, um nicht diese Warnungsrufe, die sich im Augenblicke der ersehnten Verwirklichung erhoben, zu verlachen.

Im Anfang schien diese Umwandlung auch nicht so bedeutend zu werden. Die Schwarzen, — die eingeborene Rasse war allmählig ausgestorben, — blieben die eigentlichen Arbeiter und die Creolen, die Nachkommen der Spanier, welche die höhere Intelligenz besaßen, waren die Männer der Verwaltung, der Leitung, der Kunst

und Wissenschaft, sie bildeten nach wie vor die oberen Zehn-tausend.

Aber mit der Zeit änderte sich das. Im heranwachsenden Geschlecht pflanzten sich zwar bei den Nachkommen der Spanier die Traditionen der alten Herrlichkeit fort, aber die Nachkommen der Sklaven vergaßen sehr rasch den Zustand der Abhängigkeit, in welchem sie sich früher befunden. Intelligentere Köpfe, deren es auch bei ihnen gab, schwangen sich zu den Staatswürden auf, und gar viele Spanier mußten sich zur Arbeit bequemen. Die Eigenschaften ihres Nationalcharakters sind aber keineswegs darnach angethan, ihnen im Arbeiterheere eine besonders hervorragende Stellung zu sichern. Ein ungemessenes Selbstgefühl brachten Alle mit auf die Welt, aber zu den hohen Geistesgaben Einzelner, welche das spanische Volk auszeichnen, stand die Faulheit und Indolenz der Masse, welche durch die seitherige Lebensweise besonders üppig in's Kraut geschossen waren, in einem beklagenswerthen Gegensatze.

Aeußerlich merkte man Anfangs wenig davon. Die Insel Cuba excellirte nicht durch ihre Manufactur und Industrie, sondern durch ihre Bodenproducte. Die Natur war ungemein freigebig und forderte kaum nennenswerthe Arbeit für ihre Ernten. So konnte im Austausch der Producte die Insel Cuba den an sie gestellten Anforderungen genügen.

Aber im Innern war das wesentlich anders. Da entstanden vor Allem Differenzen über das Arbeitspensum. Seiner Ansicht nach wurde einem Jeden zu viel Arbeit aufgebürdet, während die Andern — auf welchem Wege, wollte Niemand untersuchen — sich um den ihnen zukommenden Theil der Arbeit drückten. Natürlich litt unter diesen Differenzen die Arbeit Noth. Wege und Wohnungen kamen in Verfall. An eine monumentale Ausschmückung der Städte, wie sie in Boston bemerkt wurde, war nicht zu denken. Selbst der Schmutz in den Straßen blieb liegen, denn seine Wegschaffung hätte Arbeit verursacht und deren hatte man für Habana übergenug.

Dazu kam denn noch die sonst sehr löbliche Eigenschaft der Genügsamkeit. Wenn man es nicht besser haben konnte, so fügte man sich auch in die schlechtere Lage, nur Eines wollten nament-

lich die Spanier nicht: nämlich arbeiten, im Schweiße ihres Angesichts und unter tropischer Sonne.

Sie waren auch, nachdem der erste Rausch vorüber, von dem Wechsel der gesellschaftlichen Zustände, den sie gezwungen mitmachten, keineswegs erfreut. Den Negern gefiel die Sache so weit gut, ihnen wurden Lasten abgenommen; aber die Spanier, welche immer noch trotz mancher Emporkömmlinge, die tonangebende Rasse bildeten, empfanden den Wechsel sehr unangenehm und das gab sich bei hunderterlei Anlässen zu erkennen.

Es fehlte auch nicht an andern Zwistigkeiten, die Lockerungen der Familienbande führten häufig zu blutigen Thaten, denen man rathlos gegenüberstand. Die reichen Kirchengüter hatte man, als das Eigenthum collectiv wurde, eingezogen, die frommen Anstalten, deren Kosten aus dem Ertrag derselben bestritten wurden, fielen als Vermächtniß der Nation zu; die Priester mußten aus dem Lande und die Wahrheiten der Religion, die nicht mehr gepflegt und eingeschärft wurden, legten den Grund zu abergläubischen Vorstellungen, welche sich rasch verbreiteten. Das religiöse Gefühl schwelgte nicht wie in Boston, in moralischen Vorlesungen, sondern es behielt den Gottesbegriff; dieser aber verdunkelte und verzerrte sich und selbst die heimischen Vorstellungen der Neger brachen in dieser und jener einzelnen Erinnerung, die sich von Mutter auf Kind fortgepflanzt hatte, wieder hervor. So hatten dieselben Ereignisse, welche in Boston ein kleines Paradies geschaffen, auf Cuba einen äußerst bedenklichen Wandel zum Schlimmeren hervorgebracht. Schließlich kam es so weit, daß selbst der einer menschlichen Thätigkeit kaum bedürftige Feldbau in seinem Ertrage beeinträchtigt wurde. Man war zu indolent, um mehr zu ernten, als man bedurfte.

Damit hatten aber die Zustände eine Gestalt angenommen, welche ihre Folgen über die Grenzen Cubas hinaus äußerte. Nicht blos die Bewohner Cubas waren auf die Bodenproducte der Insel angewiesen, sondern weitere Kreise, die weniger Bodenfrüchte hervorbrachten, als ihre Bewohner gebrauchten. Dafür wurden den Cubanern diejenigen Lebensbedürfnisse zugeführt, welche sie nicht producirten. Als die Ausfuhr nachließ, fragte man in der Centralregierung von Washington nach den Gründen. Das ging nun

freilich nicht rasch; auch in Cuba kann es eine Mißernte geben und das glich sich wohl im nächsten Jahre aus. Allein es glich sich nicht aus und die Ergebnisse des nächsten Jahres waren noch schlimmer, als die vorhergehenden; denn mehr arbeiten wollte Niemand, sondern immer nur weniger.

Nun war es Zeit eine Untersuchung anzustellen. Es kam eine Commission von Washington, welche auf den ersten Blick die in Cuba herrschende Verwahrlosung erkannte. Aber welches waren die Ursachen? Eine ganze Legion Klagen tauchte auf. Jeder klagte über die Ungerechtigkeit, womit er im Gegensatz zu den Andern behandelt werde. Während eine allgemeine Indolenz herrschte, behauptete Jeder, er sei mit Arbeit überbürdet und alle Andern versäumten ihre Schuldigkeit. Die Commission schaffte einigermaßen Wandel. So lange sie da war, ging es an. Man arbeitete wenigstens unter ihren Augen. Als sie fort war, verfiel Alles in den alten Schlendrian. Einige Monate später kam eine neue Commission, diesmal aber nicht officiell; ungesucht und ungerufen durchstreiften verschiedene Männer und Frauen die Insel, prüften mit aufmerksamem Auge und suchten in harmlosen Gesprächen zu erfahren, wo die Bewohner der Schuh drücke.

An den Auskünften, die sie erhielten, konnte man die verschiedenen auf der Insel vertretenen Rassen bemerken. Die Neger befanden sich ziemlich wohl. Sie thaten wenig und machten auch demgemäß Ansprüche. Die Spanier, die immer noch im großen Ganzen die herrschende Kaste bildeten, klagten dagegen bitter über die Faulheit der Andern; sie erinnerten sich immer noch der Zeiten, in welchen sie gar nichts gethan, und trotzdem Alles, was die Erde bieten konnte, genossen; sie seufzten nach den Tagen, in welchen die Peitsche die widerspenstigen Sklaven zur Arbeit trieb. „O das war ein faules Volk," versicherten sie, „sie wollten Alle nichts thun," und so, meinten sie, sei es noch bis heute, weil die Peitsche fehle.

Am nüchternsten und zutreffendsten beurtheilten die intelligenteren Neger die Lage. Ihnen war es klar, daß eine gewisse Strenge obwalten müsse, um die Spanier zur Arbeit zu gewöhnen und die Uebrigen zur Arbeit anzuhalten. Wenn man das den zu fassenden Volksbeschlüssen überlasse, so würde man nie vorwärts

3*

kommen. Es werde Niemand eine wie immer geartete Strafe auf die Trägheit setzen, weil Jeder zum Voraus wisse, daß er davon getroffen werde. Da müsse eine mächtige Autorität von Außen kommen, die das durchsetze; sie verhehlten im Uebrigen nicht, daß wie die Bedürfnisse, so auch die Arbeit in den tropischen Ländern anders sein müßten, als in kälteren Ländern. Man habe in Washington viel zu sehr Alles über einen Kamm geschoren, weil man viel zu gleichartige Verhältnisse vorfand, ohne zu bedenken, daß die Gleichartigkeit dieser Verhältnisse nicht ein Product freier Entwickelung, sondern allzuhäufig ein Product socialen Zwanges gewesen sei.

Das waren doch Ansichten, die sich hören ließen, wenn auch vielleicht die Mitglieder dieser geheimen Commission der Eine dieses, der Andere jenes daran auszusetzen hatten. Aber von den Spaniern hörte man nichts Derartiges, sie sehnten sich nur nach den Fleischtöpfen Aegyptens zurück und die Neger waren zufrieden, wenn sie Kaffee mit Honigbrod hatten und den blauen Dampf ihrer Cigarren durch die Lüfte wirbeln sahen; weiter verlangten sie nichts.

In Folge dieser geheimen Ausforschung des Landes ergingen gemessene Befehle aus Washington, die Arbeit in der in den Vereinigten Staaten üblichen Weise zu regeln. Durch das Clima bedingte Modificationen sollten die Verwaltungsorgane in Vorschlag bringen, der Ueberschuß an Bodenproducten müsse sofort erreicht oder der Nachweis geliefert werden, daß elementare Gründe diese frühere Höhe verhindert hätten. Wenn das nicht der Fall sei, dann werde man von Washington aus eine besondere Commission senden, welche nach den Grundsätzen der Dictatur des Proletariats die Verwaltung des Landes in die Hand nähme. Man wollte nämlich in Washington wissen, daß sich diese „Dictatur des Proletariats" bei der Umwandlung des Deutschen Reiches in einen socialdemokratischen Staat außerordentlich bewährt hätte. Freilich hatte man später noch von allerlei andern Umwandlungen in Deutschland gehört, aber dieselben betrachtete man in Washington als ziemlich untergeordneter und nur formaler Natur. Das Wichtigste schien dort vielleicht, daß der gegen die Wahnvorstellung eines höchsten überweltlichen Wesens geführte Kampf eingestellt worden war; aber man legte dem wenig Gewicht bei. Denn, so

urtheilte man in Washington, wer diesem Aberglauben einmal huldigte, der huldige ihm auch trotz des Verbotes.

Man kann sich leicht denken, mit welchen Gefühlen in Cuba dieses neue Edict aus Washington, das plötzlich wie eine Bombe in das dortige Stillleben fiel, aufgenommen wurde. Man verwünschte den Tag, an welchem man sich von Spanien losgerissen hatte, um eine Selbstständigkeit zu erlangen, welche der damals ausschließlich dominirenden Rasse das Joch der Arbeit gebracht. Aber dieser Schritt, einmal gethan, war nicht mehr rückgängig zu machen. Indessen die angedrohte außerordentliche Commission, die Dictatur des Proletariats, konnte immer noch vermieden werden, wenn man so viel arbeitete, daß der frühere Export wenigstens annähernd wieder erreicht würde. Wenn erst die Commission kam, dann wurde die Sache vollständig unerträglich; es war gar nicht abzusehen, welche Arbeitsleistungen diese verlangen würde; das konnte sich ja in einer Weise steigern, daß die Herren in Washington nur noch die Hände in den Schooß zu legen brauchten. Diese schwarze Wetterwolke stieg drohend am Himmel der in ihrem Dolce far niente glücklich dahinlebenden Cubaner auf. Um das zu vermeiden, raffte man sich wirklich zu einigen Leistungen empor, und da immer noch Jeder für sich mit der möglichst geringen Anstrengung durchzuschlüpfen suchte, so würde sich die Production immer noch nicht gehoben haben, wenn man nicht von Belehrungen zu Ermahnungen, von Ermahnungen zu Verweisen und endlich zu Strafen übergegangen wäre, welche, da Geldstrafen unmöglich waren, da die Muße des Gefängnisses durchaus nicht schreckte, den stets brutalen Charakter körperlichen Unbehagens und körperlicher Schmerzen an sich tragen mußte. Ein anderes Zwangs- oder Strafmittel war nicht möglich.

Man griff auch dazu, um die Dictatur zu vermeiden. Man schloß die Leute, welche sich bei ihrer Arbeit lässig zeigten, für einige Stunden ihrer freien Zeit krumm, man ließ sie das chinesische Kang tragen. Man fesselte sie in unbequemer Weise an Bäume und das bildete sich zu einem ganzen Torturensystem aus, wenn es auch in Bezug auf die Intensität der Schmerzen sich nicht im Allerentferntesten mit dem teuflischen Raffinement der früher zur Erpressung von Geständnissen angewendeten Folter vergleichen

ließ. Trotz dieser Milde wurde die Stimmung der Cubaner immer gereizter und wenn sich auch die Arbeitsverhältnisse auf diesem Wege besserten, das heißt, wenn auch mehr geleistet wurde, das Glück der Einwohner auf Cuba wurde dadurch nicht befestigt, und wenn kriegerische Verwickelungen möglich gewesen, so hätten sich die Cubaner gar nicht besonnen, in jedem Streite ihre Insel den Gegnern der Vereinigten Staaten als Operationsbasis zu überlassen. Dabei aber traf alles das um viel mehr die schwarze Rasse als die weiße. Erstere kam so langsam und allgemach in einen der aufgehobenen Arbeitssklaverei immer näheren Zustand. Letztere unterstand zwar formell denselben Bestimmungen; es fanden sich aber stets Gründe, um die Anwendung derselben zu umgehen.

Bis zu diesem Grade waren die Verhältnisse gediehen, als Herr West aus seiner grabähnlichen Ruhe erweckt wurde. Man begann damals in Washington gewisse Besorgnisse zu hegen. Die Vereinigten Staaten wollten die Perle der Antillen nicht entbehren, wenn sich aber dieselbe durchaus lostrennen wollte, so hatten die Vereinigten Staaten weder Recht noch Macht, sie in ihrem Verbande zu behalten. Das wußte man in Washington sehr genau, obwohl man mit der Dictatur des Proletariats gedroht hatte.

Da kam dem Präsidenten ein glücklicher Gedanke. Die Vorträge Wests über seine erste Lebenszeit im 19. Jahrhundert erregten begreiflicherweise großes Aufsehen. Sie wurden auf Staatskosten, wenn man so sagen darf, gedruckt und allenthalben verbreitet. Natürlich kamen auch solche an die Centralregierung in Washington und man erwog dort, daß es kein vorzüglicheres Mittel gebe, die Cubaner für die neuen Zustände zu begeistern, als indem man ihnen die alten durch einen Augenzeugen schildern ließ, zumal die Vortragsweise des Herrn West in Boston großen Beifall gefunden hatte. Es erging deßhalb eine Verfügung von Washington nach Boston, Herrn West nach Cuba zu senden und den Leuten dort Vorträge über die Zustände am Schlusse des 19. Jahrhunderts zu halten. Das Mittel war sehr einfach und so harmlos, daß die in ihren Gefühlen erregten Cubaner nicht gereizt wurden. Die Cubaner mußten sich ja eher dadurch geschmeichelt fühlen, daß sie zuerst Herrn West zu hören bekamen. Die Vorträge wirkten

in keiner Weise provocirend, sondern nur anregend; die Cubaner mußten selbst herausfinden, welche Glückseligkeit die Umwandlung in den Eigenthumsverhältnissen, die Rückführung der Ehe auf ihre natürlichen Grundlagen und die unmerkliche Entfernung alles alten Aberglaubens aus den Gemüthern der Menschen gehabt hatte.

Das war der Grund, weßhalb Herr West zu dem General der Arbeiterarmee in Boston, oder sagen wir lieber dem Regierungspräsidenten in Boston berufen wurde.

Viertes Kapitel.

Eine Conferenz zwischen dem Regierungspräsidenten von Boston und Herrn West.

Der Regierungspräsident von Boston setzte Herrn West alle die im vorigen Capitel geschilderten Verhältnisse auseinander. Er stellte ihm die Nothwendigkeit vor, nach Cuba zu gehen; jedenfalls müsse der Versuch gemacht werden, die Leute dort zu vernünftigeren Ansichten zu bekehren. „Sie haben dort immer noch die Erinnerung an die alte Zeit,“ sagte der Präsident, „und die alte Zeit erscheint den Menschen immer besser als die Gegenwart. Die Uebel, die ihn gegenwärtig drücken, fühlt man. Wenn die Freuden verrauscht sind, empfindet man eine gewisse Ernüchterung, welche in der Seele des Genießenden ihren Werth herabdrücken. Mit der Vergangenheit ist es gerade umgekehrt, vergangene Uebel drücken nicht und die Erinnerung an sie ist bis zu einem gewissen Grade wohlthuend; denn es verbindet sich damit unwillkürlich der Gedanke, daß sie überstanden sind. Das Gefühl der Uebersättigung, der Ernüchterung, das wir so oft bei unsern Freuden empfinden, empfinden wir nicht bei den Freuden, deren Erinnerung wir in uns hervorrufen. Die Tradition macht die Uebel kleiner und das Gute größer und so ist die Mythe von der guten alten Zeit entstanden, deren Zerstörung Ihre Aufgabe sein wird.“

„Das ist ein schwer verantwortlicher Posten,“ erwiderte Herr West sinnend. „Die Frage ist, ob ich demselben gewachsen sein werde.“

„Entschuldigen Sie, das ist keine Frage. Ich habe einige Ihrer Vorträge gehört und Vieles darin gefunden, was mir neu und sehr belehrend war. . .'. Bitte Herr West," fuhr er rasch fort, als er bemerkte, daß dieser ihn unterbrechen wollte; „ich sage Ihnen keine Schmeichelei; denn ich habe dazu keine Zeit. Die Glocke, welche den allgemeinen Arbeitsschluß dem Arbeitsheere verkündigt, tönt nicht seinem General. Ich erachtete es als meine Pflicht, mir ein Urtheil über diese Zeiten zu bilden. Deßhalb wäre ich gerne ein ständiger Zuhörer ihrer Vorträge gewesen; aber es war nicht immer möglich. Die Frage ist nicht, ob Sie mit Ihren Vorträgen Erfolg erzielen; das hängt nicht ausschließlich von Ihnen, sondern von gar manchen Factoren außerhalb Ihrer ab. Es ist außer Ihnen kein Anderer da, welcher diese alten Zustände nicht nur gesehen, sondern mit durchlebt hat. Sie können als Augenzeuge schildern, sagen Sie den Cubanern, wie das Boston Ihrer Zeit und das Boston der heutigen Zeit ausgesehen hat. Sprechen Sie Ihnen von den Leuten, die vor Ihren Augen verschmachtet sind, von den Leuten, die ihre Hände vergeblich nach Arbeit oder einem Stücke Brod ausstreckten, sagen Sie, daß es in jenen Zeiten Mütter gab, welche ihre neugeborenen Kinder erdrosselten, weil sie dieselben nicht ernähren konnten. Sagen Sie ihnen, daß die Gesellschaft eine bewaffnete Macht aufstellte, damit nicht Einer über den Andern herfalle, und daß jeder Staat Hunderttausende ihrem nützlichen Schaffen entriß, um sie auf den Massenmord zu drillen, weil sonst der Nachbarstaat mit Hunderttausenden über das ganze Volk hergefallen, um die Bewohner zu plündern, das Land sich anzueignen oder wenigstens seiner Herrschaft zu unterwerfen. Sie sind der Einzige in den Vereinigten Staaten, welcher diese Dinge als ein Mann schildern kann, der sie gesehen, gehört, miterlebt hat. Wenn das die Bewohner von Cuba nicht überzeugt, dann mag der ganze griechische Olymp kommen und er wird sie nicht überzeugen. Wir fragen nicht, ob Sie Erfolg haben; sondern wir erkennen, daß, wenn Sie keinen Erfolg haben, entweder die Cubaner ihrem Schicksal überlassen werden müssen, oder der Präsident die Bewohner durch das ganze Land zerstreut und andere an deren Stelle setzt."

„Aber das wäre ja eine entsetzliche Maßregel," rief West er-

schrocken. „Er entreißt die Leute ihren Verhältnissen, er scheidet den Freund vom Freunde, den Vater vom Sohne; er versetzt sie in Kreise, die ihnen unbekannt sind, das wäre ja schlimmer wie die babylonische Gefangenschaft, schlimmer als die große Uebersiedelung der Irländer durch Cromwell."

Der Regierungspräsident von Boston zuckte die Achseln.

„Seien Sie recht eifrig, dieß Mittel zu verhüten. Selbstverständlich wird dasselbe nur angewendet, wenn alle Hoffnung gescheitert ist. Der Präsident kann das nicht aus sich thun, er bedarf dazu der Zustimmung des Congresses. Im Uebrigen ist das auch nicht so schlimm, wie Sie meinen," fuhr der Präsident lächelnd fort. „Dem verpflanzten Cubaner folgt die Fürsorge des Staates, als ob er noch in Cuba säße. Er findet überall Arbeit, er wird überall Freunde finden, er erhält denselben Creditbrief in Nebraska wie in Cuba, Sie scheinen das so anzusehen, wie man zu Ihrer Zeit eine Verbannung nach Sibirien beurtheilte; das ist nicht der Fall, denn der Verbannte fährt fort, vollberechtigter Bürger zu sein."

„Aber Sie können doch die Trennung von Eltern und Kindern nicht vermeiden."

Der Präsident lächelte auf's Neue. „Sie vergessen, daß bei uns die Familienbande nicht mehr denselben Werth haben, wie bei Ihnen. Die Mutter säugt ihr Kind, das ist wahr, aber von dem Augenblick, wo das Kind der Mutter entbehren kann, wird es von der Gesellschaft adoptirt. Die Gesellschaft ernährt das Kind, die Gesellschaft erzieht das Kind, die Gesellschaft sorgt für das Kind, die Gesellschaft ist ihm Vater und Mutter und wohin immer der Einzelne geht, er vermißt nie die sorgende Hand dieser seiner Eltern."

Der Präsident sprach das mit einer gewissen Begeisterung; aber Herrn West fröstelte es bei dem unwillkürlich auftauchenden Gedanken, daß, wenn seine Edith ein Kind bekomme, dieß Kind nicht der Mittelpunkt ihrer Freuden und Sorgen, nicht ein unendlich heiligeres und erhabeneres Band zwischen ihnen bilden sollte, als die Befriedigung eines gewaltigen Naturtriebes, sondern daß die Gesellschaft komme und seine und Ediths Stelle an diesem Kinde vertreten würde. Vor seinem geistigen Auge erschien der

Abgrund des Taygetos, und es war, als ob er das leise verklingende Röcheln jener Kinder hörte, welche die Gesellschaft bei ihrer Uebernahme nicht wohlgestaltet genug gefunden hatte und die sie da lebend hinein schleuderte zum willkommenen Fraße den Geiern, die zu hunderten um das offene Kindergrab kreisten.

Der Präsident hatte inzwischen das leichte Erschauern nicht bemerkt.

„Ich will thun, was ich vermag," antwortete West, nachdem er sich einen Augenblick gesammelt. „Ob es mir gelingt, die Cubaner zu überzeugen, daß die alten Zeiten keineswegs so glänzend waren, wie sie sich vorstellen, weiß ich nicht. Jedenfalls will ich Alles aufbieten, um dieser äußersten Maßregel einer gewaltsamen Zerstreuung aller Bewohner der Insel vorzubeugen. Wie lange, schätzen Sie, wird meine Anwesenheit in Cuba dauern?"

„Das hängt von den Umständen ab. Sie sind der beste Beurtheiler. Wenn Ihre Anwesenheit nicht weiter nutzbringend in Cuba erscheint und Sie wollen wiederum nach Boston zurückkehren, so lassen Sie es mich wissen; ich werde dann für die nöthigen Pässe sorgen. Wann können Sie abreisen?"

„Sobald ich die nöthigen Fahrpässe von hier nach Cuba für mich und meine Frau erhalten habe."

„Ihre Frau?" meinte der Präsident etwas zögernd. „Das wird nicht wohl angehen. Es sind immerhin noch einige Monate bis zur Entlassungsprüfung und so lange muß doch Ihre Frau die Schule besuchen."

„Entschuldigen Sie, Herr Präsident," bemerkte West in einem etwas gereizten Tone, „es hat mich schon längst sehr unangenehm berührt, daß meine Frau in die Schule geht. Ich zolle der Weisheit Ihrer Gesetze hohe Achtung; aber es will mir nicht in den Sinn, daß meine Frau einer andern Autorität unterstellt sein soll, als der ihres Gemahls. Es ist neulich sogar vorgekommen, daß sie eine Stunde nachzusitzen und eine Strafaufgabe zu fertigen hatte; ich finde das curios, Herr Präsident, sehr curios."

„Sie leben eben immer noch in den alten Zeiten," meinte der Präsident lächelnd. „Es gibt bei uns keine Autorität eines Mannes über seine Frau. Sie sind beide einander vollständig gleich, und wenn Sie für Ihre Frau eine Fahrkarte nach Cuba

begehren, so müßten Sie dieselbe doch vor allen Dingen einmal fragen, ob sie auch dahin gehen wolle."

Unverkennbares Erstaunen malte sich auf dem Antlitze des Herrn West. Von dieser Seite hatte er das Leben in den neuen Verhältnissen noch nicht kennen gelernt. Er hatte zwar eine Frau, die er ungemein verehrte, zu welcher jede Fiber seines Herzens ihn zog; er glaubte sich auch von ihr geliebt, aber ihres Besitzes war er nicht sicher, da keine sittliche Pflicht sie an ihn fesselte. Wenn er nach Cuba ging und sie in Boston bleiben wollte, war thatsächlich ihre Ehe gelöst.

„Der Fall wird nicht praktisch," fuhr der Präsident nach einer Weile fort, „wir reisen nur sehr wenig. Der Güteraustausch von Stadt zu Stadt und von Dorf zu Dorf nimmt unsere Transportanstalten in Anspruch; wenn der Zugführer oder der Frachtfuhrmann abgeliefert, so kehrt er wieder heim. Ihm fällt es nicht bei, sein Weib mitzunehmen. Wenn unsere Bürger oder Bürgerinnen zu ihrem Vergnügen reisen, dann sind sie vorher darüber einig geworden."

„Sie dürfen versichert sein, ich werde mit Edith ebenfalls einig. Ich kann unmöglich glauben, daß meine Frau mich so leichthin entbehren möchte."

„Ich bedaure, daß es in diesem Falle auf den Wunsch Ihrer Frau eigentlich nicht ankommt; sie steht heute noch unter der Schule; wenn sie dieselbe verläßt, tritt sie auf drei Jahre in das Arbeiterheer über und steht so lange zur Disposition der betreffenden Offiziere. Erst wenn diese drei Jahre abgelaufen, kann sie sich nach Belieben freie Zeit verschaffen, sei es nun, daß sie ihre täglichen drei oder vier Stunden vorarbeitet, sei es, daß sie ihren Creditbrief um den betreffenden Arbeitswerth kürzen läßt; aber, bis dahin, mein lieber Herr West, steht sie unter der Autorität der Gesellschaft und für uns gibt es keine andere Autorität."

„Können Sie mir sagen, wie ich aus diesem Lande hinauskomme?" fragte West.

„Wohin Sie kommen, werden Sie ähnliche Zustände finden," meinte der Präsident lachend. „Sie müßten denn gerade zu den Russen gehen, welche eben im Begriffe sind, die Aleuten zu einer Tauschhandelsstation ersten Ranges zu erheben und

Kamtschatka zu einer in ihrer Weise hohen Blüthe gebracht haben."

„Und Europa?" fragte West erstaunt.

„Seitdem der Czar seine Residenz nach Irkutsk verlegt hat, steht dort kaum noch ein Thron. Wir tauschen mit Frankreich, mit Deutschland, mit Spanien ganz ebenso wie mit Brasilien, Neuseeland und Mexiko. Ja während Sie geschlafen haben, sind große Veränderungen auf der Erde vorgegangen. Es ist unglaublich, was Alles ein Jahrhundert zu stande gebracht hat. Die Frucht war eben reif und fiel. Es wird Ihnen bei näherer Kenntniß vielleicht noch Manches eigenthümlich vorkommen, was mit den Ihnen anerzogenen Anschauungen in Widerspruch steht. Es wird Ihnen kaum etwas Anderes übrig bleiben, als sich darein zu gewöhnen. Sie haben doch auch Vieles besser gefunden."

„Kein Zweifel, Herr Präsident," antwortete Herr West. „Sie haben die Erwerbsfrage in wunderbarer Weise gelöst; es gibt keinen Menschen mehr, der Noth leidet. Sie haben selbst die Zukunft ihrer gespenstischen Drohung entkleidet. Während bei uns der Reichste vor dem Verlust seiner Habe nie sicher war, haben Sie nicht nur die Noth, sondern selbst die Furcht vor der Noth verbannt. Dabei haben Sie die Arbeitszeit herabgedrückt, Sie haben ihr den Charakter einer Plage genommen. Ich bewundere das; aber mit der gleichen Hand greifen Sie mir in meine Familie hinein, und das ist nicht Recht; so vortrefflich die Erwerbs- und Besitzverhältnisse geordnet sind, so sehr entbehrt Ehe und Familie der Idealität. Ich lasse meine Frau nicht hier, Herr Präsident; unter gar keinen Umständen. Entweder verschieben wir die Vorträge bis nach dem vierundzwanzigsten Jahr meiner Frau oder Sie arrangiren es, daß wir während der Dauer meiner Vorträge zusammen nach Cuba übersiedeln."

Der Präsident runzelte die Stirne. „Es geht gegen alles Gesetz. Ihre Mission ist in einem halben Jahre vielleicht beendet."

„Gut, dann kehren wir wieder zurück, oder wir reisen weiter, wohin immer wir beordert werden, aber immer wir zwei."

„Lieber Herr West, zwingen Sie mich doch nicht, an Gewaltmaßregeln zu denken; das ist ja nie vorgekommen, so lange ich meines Amtes walte."

„Ich weiß nicht, ob ein solcher Fall Ihnen je vorgelegen. Welchen Zwang können Sie gegen mich üben? Sie können mich nach Cuba transportiren, Sie können mich bis auf die Tribüne bringen; Sie können mich, ich will das zugeben, auch noch reden machen, aber was ich rede und wie ich rede, da hört Ihre Gewalt auf. Sie wollen, daß der Erfolg meine Reden begleitet und welchen Erfolg wird ein Redner haben, welchen Sie um die bestehenden Verhältnisse zu loben, mit Gewalt auf die Tribüne zwingen?"

Der Präsident ging einige Male unwillig auf und ab. Dann trat er an das Telephon und ersuchte durch dasselbe um das Erscheinen des Herrn Barton. Der geneigte Leser wolle sich erinnern, daß Herr Barton seiner Zeit mit dem Toast auf die Neuvermählten die Stelle des Geistlichen und des Civilstandsbeamten in seiner Person zu vereinigen gesucht hatte.

Herr Barton gehörte zu den Rathgebern des Präsidenten und hatte namentlich die Idee, West nach Cuba zu schicken lebhaft befürwortet. Es dauerte etwa zehn Minuten bis der Herbeigerufene zur Stelle war. Der Präsident empfing den Eintretenden mit den Worten: „Herr West will nicht."

„Ich bitte sehr," beeilte sich West berichtigend beizufügen. „Ich bin bereit, den Auftrag auszuführen; aber ich verlange, daß meine Frau mich nach Cuba begleite."

„Aber wozu denn? mein lieber Herr West!" bemerkte Barton. „Sie muß ja noch einige Monate in der Schule bleiben."

„Das habe ich ihm auch gesagt."

„Mr. Barton," bemerkte West in entschiedenem Tone. „Ich bewundere aufrichtig die Art und Weise, wie Sie die Productions- und Consumtionsverhältnisse geordnet haben. Ich hätte das nicht für möglich gehalten und im 19. Jahrhundert hielt man alle diejenigen, welche eine solche Ordnung der Dinge befürworteten, für betrogene Narren oder geriebene Betrüger. Aber Mann und Frau gehören zusammen, und daß Sie mich nach Cuba schicken und meine Frau in der Bostoner Schule behalten wollen, das ist eine Seite Ihrer Verhältnisse, welche ich nicht lobe und der ich mich nicht fügen werde. Wenn Sie die Mädchen bis zum einundzwanzigsten Jahr in der Schule halten, so thäten Sie gescheidter,

sie vor dem einundzwanzigsten Jahre nicht heirathen zu lassen. Wenn Sie das Letztere aber gethan, so gehört die Frau zu ihrem Mann, aber nicht in die Schule. Entschuldigen Sie Herr Präsident, wenn ich mich darüber so freimüthig ausspreche, aber ich bin dabei interessirt."

„Sie sind vollständig berechtigt, unsere Verhältnisse zu kritisiren. Es wird Ihnen daraus nicht nur Niemand einen Vorwurf machen, sondern das Gemeinwesen ist Ihnen dankbar und wir werden zu prüfen haben, in wieweit Ihre gegebene Anregung zu verwirklichen seine dürfte."

„Wir folgen sehr glatten Naturgesetzen," sagte Herr Barton, „die einen untrüglichen Führer gerade in dem Verhältniß der Geschlechter abgeben. Wir haben den natürlichen Trieb studiert und ihm in einer Weise Befriedigung verschafft, welche der Natur des Menschen und dem natürlichen Interesse der Gesellschaft am förderlichsten sind. Nicht wir haben das Alter bestimmt, in welchem das heranwachsende Geschlecht heirathen soll; das hat die Natur gethan. Wenn die Zeit der Mannbarkeit herannaht, dann beginnen die Geschlechter sich zu suchen und wir werden uns wohl hüten, dem ein Hinderniß entgegen zu stellen; denn damit würden wir nichts Anderes erreichen, als eine Verminderung des Nachwuchses und eine Befriedigung auf unnatürlichem Wege, welche nach Aussage unserer Aerzte von sehr übeln Folgen begleitet sein würde. Wir haben diese Laster, die im 19. Jahrhundert stark grassirt haben sollen, vollständig ausgerottet und nach den alten Statistiken, die ich noch in diesen Tagen in den Staatsbibliotheken studiert habe, hat sich der Procentsatz unserer Bevölkerungszunahme fast auf das Doppelte erhöht. Die Ausbildung des menschlichen Geistes erfordert aber längere Zeit als der Eintritt der Mannbarkeit und wie wollen Sie es da ändern, daß die Schule auch nach dem Eheabschluß fortdauert? Entweder müßten wir der Natur ihr Recht verweigern, oder den menschlichen Geist verkümmern lassen."

„Studieren Sie, wie Sie diese heterogenen Gegensätze miteinander verbinden," bemerkte West sarkastisch. „Ich sage nur das Eine, daß meine Frau mit mir nach Cuba geht, oder Sie werden jeden Schritt, den ich zu thun habe, mit Gewalt erzwingen."

„Aber wenn Sie durchaus eine Frau in Cuba haben wollen," rief Herr Barton, „warum nehmen Sie nicht eine Cubanerin? Ich zweifle nicht, daß es auch dort Damen gibt, die ein reges Interesse an Ihnen nehmen."

Herr West zweifelte, ob er richtig gehört.

„Wie? Was sagten Sie da?"

„Nun ja," wiederholte Herr Barton. „Sie lösen hier Ihre Ehe auf. . . ."

„Das beabsichtige ich aber durchaus nicht."

„Und schließen in Cuba eine andere."

„Einer solchen Gemeinheit halten Sie mich fähig?" rief West aufbrausend. „Sie trauen mir zu, daß ich mein geliebtes Weib verrathe, daß ich das Glück meines Lebens mit Füßen trete, daß ich diesem Engel, der sich mir zu eigen gab, als ein erbärmlicher Bube mich zeige, und zu welchem Zwecke? Um auf einige Monate einem sinnlichen Genusse nicht entsagen zu müssen! Und aus welchem Grunde? Weil Sie meine Frau in der Bostoner Schule behalten wollen. Können Sie denn so etwas denken, ohne sich selbst auszulachen?"

„Es scheint mir," meinte der Präsident, der seine Einmischung für nothwendig hielt, um den Erzürnten zu besänftigen, „Sie betrachten die Sache mit Augen aus dem 19. Jahrhundert. Ihre Frau sieht das ganz anders an. Sie leben zusammen, weil Sie beide wollen. Wenn Eines von Ihnen diesem Zusammenleben ein Ende machen will, so sagt es das dem Andern und das Zusammenleben hört auf. Es ist also von einem Verrath, von einem Hintergehen gar keine Rede. Nicht einmal die etwa bestehenden freundschaftlichen Gefühle werden berührt, wo solche vorhanden; aber meistens ist ja doch der Grund der, daß man eben solche Gefühle bei der Trennung nicht mehr empfindet. Aber das wäre hier, wo die factische Trennung nicht einmal Ihr freier Wille ist, keineswegs der Fall. Wenn Sie von Cuba zurückkehren, nachdem Sie Ihre dortige Ehe gelöst, können Sie ganz ruhig mit Ihrer heutigen Frau zusammenleben, wenn dieser das recht ist."

„Wenn ihr das recht wäre," meinte West bitter, „dann müßte ich lernen, sie zu verachten."

Der Präsident und Barton schüttelten gleichzeitig den Kopf. „Sie thun Ihrer Frau Unrecht," sagte der Präsident; „das Gefühl, daß sie trotz ihres Zusammenlebens mit Ihnen frei sei, hat sie keinen Augenblick verlassen und die Freiheit, welche sie für sich in Anspruch nimmt, gewährt sie auch Ihnen."

„Das mag im dritten Jahrtausend nach Christus für schön und gut gehalten werden," versicherte West kurz und entschieden. „Ich bin in andern Ideeen aufgewachsen und dieselben sind Fleisch und Blut mit mir geworden. Ein Leben ohne Edith ist mir undenkbar. Nur der Tod kann sie mir entreißen und von da ab würde mein Leben der Sehnsucht nach dem Tode geweiht sein, der mich wiederum mit ihr vereinigt."

„Das ist der verrückte Aberglaube an die Unsterblichkeit der Seele," murmelte Barton.

„Ich habe seiner oft genug gespottet," erwiderte West scharf; „aber es ist sonderbar, wenn Fragen an den Menschen herantreten, die tief in seine Seele greifen, dann erhebt sich immer dieser Glaube, sei es als Mahnung, sei es als Trost, und der, der über ihn gespottet, kann sich seiner nicht erwehren." Darauf wendete sich West an den Präsidenten: „Wenn Sie wünschen, daß ich nach Cuba gehe, so bin ich dazu bereit; aber ich gehe nur mit meiner Gemahlin; andernfalls ist auf mich nicht zu rechnen, das ist mein letztes Wort. Halten Sie diese Halsstarrigkeit dem Umstand zu Gute, daß ich noch aus dem 19. Jahrhundert stamme; damals gab's auf Erden keine Macht, welche Ehegatten gegen ihren Willen zu trennen vermochte. Ich bitte, Herr Präsident, mich zurückziehen zu dürfen, eine andere Erklärung werden Sie nicht von mir erhalten."

Ohne eine Erlaubniß abzuwarten, verbeugte sich Herr West sehr achtungsvoll vor dem Präsidenten und verließ dessen Cabinet.

Fünftes Kapitel.

Herr und Frau West bei dem Präsidenten der Vereinigten Staaten. — Gott. — Edith's Dogmen und Moral.

Was thun? Herr West hatte sich zurückgezogen, und die beiden Herren in eine nicht geringe Verlegenheit gesetzt. Der Fall, daß Jemand eine im Interesse der Allgemeinheit ihm aufgetragene Arbeit nicht thun oder sein Thun an Bedingungen knüpfen würde, welche mit den öffentlichen Einrichtungen in Widerspruch ständen, war in den Gesetzen der neuen Vereinigten Staaten nicht vorgesehen. Und außerdem, welche Zwangsmittel hatte man? Wenn man sonst keine Freiwillige für eine Arbeit bekam, so erhöhte man den Werth dieser Arbeit, indem man die Zeit für die betreffende Arbeit herabsetzte. Dann fanden sich immer Leute genug, welche zwei Stunden unangenehme Arbeit vier Stunden minder unangenehmer Arbeit vorzogen. Aber das fühlte man: Wenn man einen einzigen Vortrag des Herrn West selbst einer ganzen Jahresarbeit gleich setzte, wenn er eben nicht wollte, dann wollte er nicht, und man hatte keinen Andern, der aus persönlicher Anschauung die Zustände des 19. Jahrhunderts zu schildern vermocht hätte.

Aber was man auch sonst thun wollte, man steckte in einer Sackgasse. Ja, es hatte sogar seine Bedenken, die ganze Idee fallen zu lassen; denn das gab einen Präcedenzfall für einen Jeden, der sich künftig einem Auftrag entziehen wollte und ohne Disciplin wäre jede geordnete Arbeit unmöglich gewesen.

Man hatte aber auch keine Zwangsmittel; denn wenn man selbst den Vortrag hätte erzwingen können, so konnte man aber doch nicht erzwingen, daß Herr West ihn mit der gewohnten hinreißenden Beredtsamkeit hielt, und was nützten andernfalls seine Vorträge?

Man wandte sich in dieser Verlegenheit an Herrn Dr. Leete, damit dieser seinem Schwiegersohn in's Gewissen spreche. Aber da kam Dr. Leete übel an. Obwohl Herr West mit großer Wärme

die neue Ordnung der Productions- und Consumtionsverhältnisse bewunderte, so behauptete er doch unverfroren, was die Zusammengehörigkeit von Mann und Frau anlange, so schien ihm das im 19. Jahrhundert besser geordnet gewesen zu sein. Edith war ein solches Auftreten zwar neu, aber daß West einen solchen Werth auf sein Zusammensein mit ihr lege, that ihr im Innersten wohl. Sie hatte sich mit dem Gedanken vertraut gemacht, daß für die Zeit dieser Vorträge West wohl eine Habanesin finden und sich mit dieser verheirathen werde, während ihre Erziehung in Boston vollendet würde. Das war allerdings wie ein Wurm, der ihr am Herzen nagte; aber sie war in den Ideeen einer frei zu schließenden und frei zu lösenden Ehe erzogen, und hätte sich in Folge davon in die aufeinanderfolgenden Ehen ebenso gefügt, wie sich die Muhamedanerinnen mit den nebeneinander geführten Ehen abgefunden haben. Aber dieß Auftreten Wests, der sie forderte, als seine einzige Frau, als die Einzige, die seinem Herzen genügen könne, imponirte ihr, und ihrem Gefühle mischte sich eine Art Hochachtung und Unterwürfigkeit bei, welches, ohne ihrer Würde Eintrag zu thun, den Reiz ihres Verhältnisses zu ihrem Gatten ungemein erhöhte. Als sie sah, mit welcher Entschiedenheit West sie für sich forderte, wurde ihr trotz aller Gesetze und Einrichtungen der Nordamerikanischen Freistaaten der Entschluß durchaus nicht schwer, ihm zu gehören.

Endlich entschloß man sich, die paar Monate noch zuzusehen, während welcher Edith der Schule angehörte. Mit Beginn ihrer Arbeitsperiode konnte man sie ja wohl ohne Anstand auf ihren Wunsch nach Habana transferiren. Wie es dann freilich mit der Rückkehr aussah, war eine andere Frage. Für die drei Jahre Arbeitslehre, welche der Schule folgten, war eine Uebersiedelung ebenso wenig üblich, wie während der Schuljahre. West hätte sich also entschließen müssen, die drei Jahre in Habana zu verbleiben. Einer späteren Uebersiedelung pflegte man nichts mehr in den Weg zu legen. Es konnte dem Staate durchaus nicht gleichgültig sein, daß die Ausbildung der Fähigkeiten des heranwachsenden Geschlechtes nicht unterbrochen wurde, sondern in einem Gusse weiter ging. Aber wo dieselben ihre ausgebildeten Fähigkeiten zum allgemeinen Besten verwertheten, daran konnte dem

Staat wenig oder gar nichts liegen; denn das kam ja doch immer dem allgemeinen Besten zu Gute.

Aber selbst die Absicht, die Vorträge hinauszuschieben, mißlangen; wenige Tage nachdem die betreffenden Verhandlungen stattgefunden, fragte der Präsident der Vereinigten Staaten per Telephon bei dem Arbeitsgeneral in Boston an, wie es denn eigentlich mit den Vorträgen stände. Die Nachrichten von Cuba lauteten bedrohlicher und man wußte nicht, ob nicht fremde Einflüsse dahinter steckten; denn es wurde um sofortige telephonische Auskunft ersucht, wann die Vorträge beginnen würden, und es wurde weiter angeordnet, daß Herr West den Weg über Washington nehmen solle, wenn derselbe wider Erwarten noch nicht abgereist sei.

Jetzt wurde eine Scheinprüfung mit Edith angestellt, aus welcher sich ergab, daß Frau West genügende Schulkenntnisse hatte und daher ausnahmsweise in Anbetracht der besonders obwaltenden Verhältnisse jetzt schon aus der Schule entlassen und zur präsenten Arbeiterarmee versetzt sei. Auf ihren Wunsch wurde sie zu diesem Behufe nach Habana dirigirt. Jetzt stand also ihrer Reise nichts mehr im Wege und dem Präsidenten in Washington konnte Tags darauf gemeldet werden, Herr West sei nach Habana abgereist und werde auf der Durchreise dem Präsidenten sich vorstellen.

In Washington stellte Herr West nicht aber blos sich dem Präsidenten vor, sondern auch seine Frau, von welch' letzterer in der telephonischen Unterhaltung mit dem Arbeitsgeneral in Boston nicht die Rede gewesen. Es war natürlich, daß der Präsident sich sehr freute, die Bekanntschaft der Frau West zu machen; es war aber auch ebenso natürlich, daß Herr West ihm bei dieser Gelegenheit von dem sonderbaren Ansinnen sprach, ohne seine Frau nach Habana zu gehen und sich dort, wenn er das Bedürfniß fühle, einstweilen mit einer Habanesin zu verheirathen. Der Präsident frug erstaunt, was denn Sonderbares dabei sei, und ebenso wenig begriff er, daß man irgend welche Schwierigkeiten gemacht habe, seine Frau mit ihm nach Habana übersiedeln zu lassen. Das komme doch ganz auf seinen und ihren Willen an. Erst als er hörte, daß seine Frau damals noch schulpflichtig gewesen und eigent-

lich es heute noch sei, begriff er allerdings die Schwierigkeit; aber nun konnte er nicht begreifen, daß sie hier auf der Durchreise nach Habana vor ihm stehe. Auch darüber gab ihm West die bündigsten Aufklärungen, die ein sehr bedenkliches Kopfschütteln und Stirnrunzeln des Herrn Präsidenten erregten.

„Wir sind eben im Begriff, die Einführung des Bebel'schen Gedankens zu erwägen," meinte der Präsident. „Sie kennen doch Bebel?"

„Sehr genau, zur Zeit da ich einschlief, stand er an der Spitze der deutschen Socialisten."

„Ganz richtig. Bebel will die vollständige Auflösung der Familie; wir haben zwar nicht mehr das starre Zwangsband, welches sich um die Familie früherer Zeiten schloß; aber wir haben doch noch Einiges, was an dasselbe erinnert. So lange eine erste Ehe nicht aufgelöst ist, bleibt immer noch ein gewisser Zusammenhang zwischen den Eltern und den Kindern. Den Kindern wird selbst erlaubt, bei den Eltern zu wohnen und nur die Tage in der Schule zuzubringen."

„So war es mit mir," bemerkte Edith, „ich habe bei meinen Eltern gewohnt."

„Das hat sein Mißständiges; es bildet sich da ein besonderer Zusammenhalt einer Personengruppe, welche ihr gemeinsames Interesse dem gemeinsamen Interesse der Allgemeinheit entgegensetzt und dieß mit größerem Nachdrucke thun kann, als der Einzelne."

„Die Gesellschaft ist Ihnen also noch nicht genug atomisirt?" fragte West, nicht ohne einen gewissen Sarkasmus.

Der Präsident lächelte. „Sie verbinden mit dem Atomisiren der Gesellschaft noch die im 19. Jahrhundert geltenden Staatseinrichtungen. Damals hatte das Individuum einer Corporation bedurft und sei es auch nur der Familie, um sich gegen die Ausbeutung durch Andere zu wehren. Wenn da Eltern und Kinder, Brüder, Oheime, Vettern bis in den so und so vielten Grad mit besonderem Interesse zusammen hielten, so bildete das eine Macht, welche unter dem Schutze der allgemeinen Gesetze eher Andere ausbeutet, als selbst ausgebeutet wird. Heute bedürfen wir solcher Maßregeln nicht, denn es findet keine Ausbeutung mehr statt."

„Ich bewundere Ihre Logik. Die Familie galt uns im 19. Jahrhundert aber niemals als Wehr gegen die Ausbeutung, wenigstens nicht ihrer Natur nach, wenn es auch wohl ausnahmsweise Familien gab, welche ihre Zusammengehörigkeit in diesem Sinne ausnützten. Die Familie hatte vielmehr einen sittlichen Zweck. Der Schutz und die Erziehung der Kinder . . . .“

„Das besorgt die Gesellschaft,“ unterbrach der Präsident, „und Bebel hatte vielleicht nicht Unrecht, wenn er der Gesellschaft diese große Frage ausschließlich zuwies. Wir kommen vielleicht so weit, daß wir die Milch jeder einzelnen Mutter chemisch untersuchen lassen, um diejenigen Personen herauszufinden, welche wir zum Säugen der Kinder bestimmen.“

West wurde bei dieser Wendung des Gespräches durch die Gegenwart Ediths etwas peinlich berührt. Zu seiner Zeit war es üblich, daß man solche delicaten Gegenstände nur mit dem Arzte höchst vertraulich zu besprechen pflegte, und hier brachte ein ihr völlig fremder Mann einen solchen Gegenstand zur Sprache. Indessen zeigte Edith nicht die mindeste Verlegenheit darüber. Die Frau war zwar noch nicht officiell zum Mutterthier erklärt, aber die naturalistische Erziehung hatte es zu Wege gebracht, daß Edith über solche Gesprächsgegenstände mit wildfremden Leuten nicht erröthete und auffallender Weise wurde West darüber etwas empfindlich. Es kam ihm vor, als ob ein unbeschreibbarer Blüthenduft von seiner Frau weggeweht wurde, als er sie so ruhig und aufmerksam diesem Gespräche folgen sah. Stand doch ein Gesetz in Aussicht, welches sie einer Untersuchung unterwarf, von deren Ausfall die Frage abhängig wurde, ob sie ihre zu erwartenden Kinder stillen dürfe, oder nicht.

„Und da wollen Sie,“ fragte West, „das Kind schon als Säugling von der Mutter wegnehmen, so daß schließlich die Eltern nicht wissen, wo ihr Kind ist, und das Kind nicht weiß, wo es seine Mutter sucht?“

„Die Gesellschaft ist seine Mutter,“ bemerkte der Präsident kühl. „Uebrigens ist die Frage erst in Vorberathung, unsere Gesetze werden der Gesellschaft nicht octroyirt, sondern sie ist die eigene Herrin ihres Thuns. Wenn die Körperschaften einen Beschluß gefaßt, dann wird derselbe überall öffentlich bekannt gemacht, er

wird in der Presse und in den Versammlungen discutirt und schließlich stimmt das Volk darüber ab. Sie werden also hinreichend Gelegenheit haben, Ihre vielleicht abweichende Ansicht geltend zu machen, und wie dann die Majorität will, so wird's geschehen."

West schüttelte den Kopf. „Meiner Ansicht nach steht es keiner Majorität zu, über meine natürlichen Rechte zu Gericht zu sitzen. Ich bin Vater, das ist mein Kind."

Der Präsident zuckte die Achseln. „Sprechen wir nicht von natürlichen Rechten. Das ist eine übereingekommene Fabel. Was sind wir mehr, als ein höher organisirtes Thier? woher sollte da ein besonderes Recht kommen? Welche Rechte auf ihr Kind haben sie mehr als die Kuh über ihr Kalb?"

„In der That," meinte West sarkastisch. „Diese Consequenz der Darwin'schen Theorie habe ich mir noch nicht klar gemacht. Ich hoffe indeß, Sie haben Mitleid mit meiner noch vielfach im 19. Jahrhundert wurzelnden Anschauungsweise."

Der Präsident verbeugte sich verbindlich.

„Die Familie des Herrn Dr. Leete, in deren Schooß ich nach meinem hundertjährigen Schlaf erwachte, hat nichts geboten, was mit meinen ererbten und anerzogenen Vorurtheilen im Widerspruche stand. Herr und Frau Dr. Leete haben im Verein mit Edith eine Familie gebildet, genau wie das im 19. Jahrhundert üblich war. Erst als Edith mich mit ihrer Hand beglückte, bemerkte ich, daß die Ehe hier nicht den wichtigen Lebensabschnitt bildet, wie dieß bei uns der Fall gewesen. Es kam mir Alles — verzeihe mir den Ausdruck Edith, er soll nichts Beleidigendes enthalten — so maitressenhaft vor."

„Aber mein Freund," sagte Edith ruhig. „Wo steckt das Beleidigende? Das, was Ihr das Verhältniß eines Mannes zu seiner Maitresse genannt habt, ist bei uns die Ehe. Wir halten dieß freie Verhältniß, welches die Liebe nicht überdauert, um Vieles höher, als das, was Ihr Ehe nanntet."

West erschrack förmlich über diesen ungesuchten Cynismus im Munde seiner Frau.

„So," meinte er endlich nach einer langen Pause. Dann wandte er sich an den Präsidenten. „Man hat mich, als man mich nach Habana sandte, von meiner Frau nicht getrennt; man

wird mich auch von meinen Kindern nicht trennen, wenn wir einmal deren bekommen.“ — Der Präsident nickte ironisch lächelnd.

„Ich glaube wir ereifern uns etwas zu früh,“ fuhr West fort. „Noch haben wir keine Kinder, noch ist das kein Gesetz. Es wäre vielleicht besser, wenn der Herr Präsident mir diejenigen Eröffnungen jetzt machen wollte, welche sich auf meine Sendung nach Habana beziehen.“

„Es wäre mir angenehmer, Sie deßhalb morgen nochmals zu sprechen.“

Herr und Frau West nahmen dieß für einen deutlichen Wink sich zurückzuziehen. Man hatte den Beiden bei ihrer Ankunft eine kleine Wohnung angewiesen, worin sie alle Bequemlichkeiten fanden, die sie zu Hause verlassen. Alles derartige Materielle war bis zu einem Raffinement ausgedacht, welches nichts zu wünschen übrig ließ; und dennoch hatte sich Herr West nie so verstimmt gefühlt, als jetzt, wo er, seine Frau am Arme, von seiner Zusammenkunft mit dem Präsidenten zurückkehrte.

Am andern Tage suchte Mr. West auf's Neue den Präsidenten auf und hatte eine zweistündige Unterredung mit ihm, in welcher er über alle Verhältnisse und insbesondere über die Schwierigkeiten in Habana vollständige Aufklärung bekam. Im Laufe derselben wurde ihm auch mitgetheilt, daß die Habanesen bereits von seiner Ankunft unterrichtet seien und derselben mit Spannung entgegensähen. West warf ein, daß er sich nur sehr schwer verständlich machen könne, da er kaum die Anfangsgründe der spanischen Sprache inne habe; er habe diese Sprache erst zu studieren begonnen, als von seiner Reise nach Habana gesprochen wurde. Er verstehe außer seiner Muttersprache nur die deutsche und die französische. Der Präsident beruhigte ihn jedoch darüber, das hätte ja allerdings sehr erwogen werden müssen, wenn nicht in Habana die spanische Sprache von der englischen vollständig verdrängt worden wäre. Unter sich sprächen die Habanesen allerdings einen aus Englisch und Spanisch zusammengesetzten Jargon, aus welchem außer ihnen kein Mensch klug werde; aber sie verständen Alle englisch und er könne daher die Vorträge in seiner Muttersprache halten. Nachdem Herr West über diesen Gegenstand, der ihm zuweilen unüberwindliche Schwierigkeiten zu bieten schien, beruhigt,

sah er nun der weiteren Entwickelung der Sache entgegen. Mehr als die Sprache seiner Vorträge bekümmerten ihn die Andeutungen, welche ihm der Präsident über die Absichten in Bezug auf die Ausgestaltung der Familienverhältnisse gemacht hatte. So viel stand bei ihm fest, daß er ein Kind, welches aus seiner ehelichen Verbindung entspränge, Niemanden geben würde, um gar keinen Preis und wenn darüber die nordamerikanischen Freistaaten aus Rand und Band gehen würden. Sein Kind sei eben sein Kind, und für dessen Erziehung und Ausbildung, sagte er zu seiner Frau, würde er sorgen und kein Anderer; denn dafür sei er vor seinem Gewissen und vor Gott verantwortlich.

„Gott, Gott,“ meinte Edith kopfschüttelnd. „Was soll denn dieß Fabelwesen bedeuten? Mein Freund! In diesen Tagen ist Dir mehrfach dieses Wort entschlüpft; glaubst Du denn wirklich an ein solches überweltliches Wesen?“

Herr West hatte nur sehr unbestimmte Begriffe von Gott und wenn er sich dieses Wortes bediente, so geschah dieß nicht, weil er an einen persönlichen Schöpfer Himmels und der Erde dachte, sondern aus Gewohnheit, die er zwar abzulegen suchte, weil Niemand von Gott sprach; aber in der Aufregung, welche ihn seit einigen Tagen erfaßt hatte, entschlüpfte ihm dieß Wort mehrere Male und so war Edith darauf aufmerksam geworden. Von Gott hatte West ungefähr dieselben Begriffe, wie von der Unendlichkeit in Zeit und Raum. Der Zeit nach war Unendlichkeit länger als lang, und dem Raume nach größer als groß. Sein Geist konnte sich nur Zahlen vorstellen, und die Unendlichkeit ging über die höchste Zahl, die er sich vorstellte immer noch hinaus; und so erschien ihm Gott, als ein Schemen, der immer noch schemenhafter wurde, je schemenhafter er sich ihn vorstellte; das wuchs auch so in die Unendlichkeit fort. Gott war ihm „vielleicht Etwas“ geworden. Ob er wirklich war und was er war, das schwamm in seinem Vorstellungsvermögen in zwanzigfacher homöopathischer Verdünnung. Herr West stand eben auf der Bildungshöhe jener Kreise im 19. Jahrhundert, welche es als ein verkehrtes Princip betrachteten, dem Volke in seiner großen Masse und in seinen niederen Schichten eine religionslose Erziehung angedeihen zu lassen. Für ihn freilich genügte das von uns charakterisirte „Wesen“.

Und trotzdem überfiel es ihn fröstelnd als Edith, die er mit der ganzen Gluth seines Herzens liebte, die einfache und bei dem Gang ihrer Erziehung so natürliche Frage ihm vorlegte, ob er denn noch an dieses Fabelwesen glaube. Er war in einer überaus fatalen Lage, in der Lage Faust's, als Gretchen die Frage an ihn richtete: Wie hältst du's mit der Religion? Und er half sich auch wie Faust: „Wer kann sagen: ich glaub ihn, wer kann sagen: ich glaub ihn nicht."

Aber da dieß Thema einmal angegriffen war, so war Edith keineswegs mit einer solchen Auskunft zufrieden. Sie setzte ihrem Gemahle auseinander, daß die Fortschritte in den Wissenschaften, die Unmöglichkeit eines solchen Wesens vollständig klar gelegt. Unser ganzes Sonnensystem sei ursprünglich ein Gasball gewesen, welcher nach den ihm innewohnenden Gesetzen sich allmählig abkühlte bis die einzelnen Körper zur vollständigen Erstarrung, wie wir dieß am Monde sehen, gelangt seien. Diese Gesetze erschienen uns nur weise und ordnend. Thatsächlich seien das irgend welche Eigenschaften, die am Stoffe klebten, einen Theil desselben bildeten und nichts aufkommen ließen, was sich diesen Eigenschaften nicht anzupassen vermöge. Edith hielt noch einen langen Vortrag über die Descendenztheorie Darwins, welcher vor hundertfünfzig Jahren der neuen Erkenntniß Bahn gebrochen und dadurch, daß er die Idee eines außerweltlichen Gottes vernichtete, der größte Mann aller Zeiten und der größte Wohlthäter der Menschheit geworden.

Herr West hörte mit weit, weit aufgesperrtem Munde den naturwissenschaftlichen Vortrag seiner Gattin, und als sie geendet, erwiderte er nur:

„Aber liebe Edith, wozu hast du Alles dies gelernt? Meinst Du nicht, daß es besser sei, diese großen ethischen Fragen Männern zu überlassen, welche sich das Studium derselben zur Lebensaufgabe machen?"

„Das, hat man uns gesagt," erwiderte Edith, „sei die Anschauung früherer Jahrhunderte gewesen. Man soll damals das Weib als ein Wesen niederer Gattung betrachtet und in Bezug auf Erziehung und Bildung auch so behandelt haben. Diese Zeiten sind glücklicherweise nicht mehr; ich fühle mich Dir gegenüber vollständig frei und gleich, und findest Du das nicht schön,

daß ich aus fortwährendem freien, inneren Antrieb in Liebe Dir zugethan bin?"

„O ja, gewiß," versicherte West mit einer Stimme, durch welche nichts weniger herausklang, als Seelenjubel über diese entzückende Entdeckung.

„Und würdest Du es noch als Liebe würdigen können," fuhr Edith fort, „wenn äußerer Zwang mich an Dich fesselte? Wie aber wäre eine solche Stellung des Weibes möglich, wenn unsere Erziehung uns nicht auf dasselbe geistige Niveau stellte, wie die Männer?"

„Du hast ganz Recht, Edith," versicherte Arthur kleinlaut. „Du stellst Deine Fragen mit einer Logik, auf welche die Professoren unserer Tage nichts zu erwidern gewußt hätten. Aber sieh, bei uns war die Sache wesentlich anders. Wir achteten auch die Freiheit des Weibes, und ein Mädchen, das eine Ehe nicht eingehen wollte, konnte durch keine Macht der Erde gezwungen werden, das zu thun. Allerdings waren die Verhältnisse damals stärker als die Menschen. Ich bewege mich noch kurz in unserm neuen Staatswesen und mache täglich neue, oft mich sehr überraschende Entdeckungen, so daß ich noch nicht sagen kann, ob es im großen Ganzen besser ist."

„O doch," versicherte Edith; „nach dem, was ich von Dir gehört, mein Freund . . . ."

„Ich glaube, daß die Verhältnisse andere geworden sind. Was damals drückte, drückt heute nicht mehr. Dafür drückt Anderes, was damals nicht drückte. Die Erwerbs- und Besitzverhältnisse sind um Vieles besser geworden. Ich sehe, daß Jeder Arbeit hat, der arbeiten will, und daß Keiner nothleidet, ja daß es möglich ist, mit den zubemessenen Mitteln gut auszukommen. Ob der Fortschritt auch auf andern Gebieten gilt, will ich dahin gestellt sein lassen. Seit meiner gestrigen Unterredung mit dem Präsidenten muß ich es stark bezweifeln."

„Aber wieso denn? mein Lieber!" fragte Edith lächelnd.

„Das ist's eben," meinte West eifrig, „und Du findest auch in dieser Unterredung nichts. Sieh, zu meiner Zeit war das Weib die Gehülfin des Mannes, seine Gesellschafterin, das Haupt seines Hauswesens. Seine Aufgabe bestand darin, den häuslichen Heerd

zu verschönern. Der Mann erkämpfte das tägliche Brod und indem er dies für seine Frau erkämpfte, indem er die Früchte seines Kampfes ihr in den Schooß warf, indem er sie gegen jedes Ungemach schützte, indem er sie in der Krankheit pflegte, entwickelte sich die beiderseitige Liebe immer mehr. Je näher man sich kannte, je mehr man für einander that, um so mehr Gründe fand man, sich zu lieben."

„Das ist aber merkwürdig," meinte Edith kühl. „Wenn das Alles so war, warum hat man sich denn da von so vielen Seiten vor der Scheidung gesträubt? Wenn die Liebe immer zunahm, konnte man getrost auf die Scheidung eine Prämie setzen, und es würde sich doch Niemand haben scheiden lassen."

„Du hast Recht, Edith;" versicherte West wärmer. „Was ich Dir sagte, war das Ideal unserer Ehe. Aber es kam freilich auch vor, daß dieser ideale Zustand nicht erreicht wurde."

„Ja wohl. Ich habe aus Deinen Vorträgen die Erfahrung gewonnen, daß der Mann im Kampfe um's Dasein nicht genug erwarb, was er der Frau in den Schooß werfen konnte, wie dann? Dann hat die Frau mit um's Dasein gekämpft; man hat sie schlechter bezahlt, und man hat sie den Werth der Arbeit ihres eigenen Mannes herabdrücken lassen. Da blieb bei Millionen zur Verschönerung des häuslichen Heerdes blutwenig Zeit und Muße übrig. Ist's nicht so gewesen? mein Freund! Hast Du das nicht gesagt?"

„Allerdings, und ich begrüße deßhalb die geänderte Productionsweise lebhaft. Aber auch dann blieben der Ehe noch die Kinder. Das waren schwere Pflichten, aber süße Pflichten, und wenn man heute sorgloser lebt, so hatte damals auch in der niedersten Hütte das Leben einen idealeren Zweck."

„Ich kann mich nicht so darein denken, mein Lieber, Du hast von einer Arbeiterschutzgesetzgebung in Deutschland gesprochen, in welcher auch von der Kinderarbeit in den Fabriken die Rede war."

West erröthete tief bei dieser Anspielung.

„Auch das lag im Zwang der Productions-Verhältnisse, sonst wäre diese Arbeitszutheilung an Kinder unmöglich gewesen und ich wiederhole Dir, daß ich die geänderte Productionsweise unendlich

bewundere. Aber man darf die Consequenz des Einen nicht dem Princip des Andern auf Rechnung setzen; man wird dadurch ungerecht. Das Weib hat bei uns die anmuthige Poesie repräsentirt, während der Mann die eiserne consequente Prosa darstellte. Die Verbindung beider bildete die schönste Harmonie, Eines mäßigte das Andere und setzte ihm Schranken und Grenzen. Der Mann repräsentirt den Verstand, die Frau das Gefühl und darum hat es mich so fröstelnd berührt, als Du vorhin von Gott als einem Fabelwesen sprachst. Der Mann mit seinem kalten Verstande gelangt dazu, die Gottesidee aus dem fabelhaften Gewande der Religionen herauszuschälen, er hält die Idee eines unbestimmten und unbestimmbaren, höchsten, Alles durchdringenden und wenn Du die in der ganzen Natur zerstreute Schöpferkraft als Liebe bezeichnen willst, auch eines alliebenden Wesens fest. Aber das Weib mit seinem warmen Gefühle bedarf dieser fabelhaften Gewänder, um die Idee nicht zu verlieren, und Du siehst selbst, mit den Gewändern hast Du auch die Idee weggeworfen."

„Ich verstehe Dich immer weniger, mein Freund. Du sprichst von einem unbestimmten und unbestimmbaren Wesen und theilst ihm zugleich Schöpferkraft und Liebe zu. Entweder gibt es ein solches Wesen, oder es gibt es nicht. Unsere Kenntniß der Natur berechtigt uns zu der Ueberzeugung, daß jegliche Kraft untrennbar an den Stoff gebunden ist, und daß jeglicher Stoff die Fülle aller Kräfte in sich vereinigt. Mir scheint," fügte sie schalkhaft lächelnd bei, „daß in unserer Zeit der Verstand nicht mehr ausschließlich dem Manne zugehört, sondern auch die Frau daran Theil hat und daß zu Deiner Zeit die Männerwelt die eine Fabel nur abstritt, um desto hartnäckiger an andern Fabeln, die ihr vielleicht besser convenirten, festzuhalten."

„Liebe Edith," erwiderte West, ihre beiden Hände ergreifend. „Thu mir den Gefallen, sprich nicht mehr so philosophisch. Ich würde Dich bei allen Verirrungen lieben können; aber diese kalte Philosophie fällt wie Mehlthau auf mein Herz. Dessen sei versichert, mögen die Gesetze und Einrichtungen des Landes bestimmen, was immer sie wollen, so wenig ich zugegeben habe, daß sie Dich in Boston zurückhielten, während sie mich nach Habana schickten, so wenig lasse ich mir meine Kinder von der Seite reißen."

„Aber mein Lieber, Du wirst sie gar nicht bekommen. Wenn ich gebären sollte, so muß ich vier Wochen vorher in's Gebärhaus."

„So!" meinte West empört. „Aber vorher wird es einen Kampf auf Leben und Tod absetzen und ich werde mit dem Messer in der Hand mich gegen denjenigen zur Wehr stellen, welcher Dich von meiner Seite reißen will. In dieser schweren Stunde habe ich neben Deinem Lager zu stehen, und die Erfüllung dieser Pflicht lasse ich mir durch kein menschliches Gesetz streitig machen."

„Aber, warum unnöthiger Weise so heftig, mein Freund, ich werde ja in Nichts der Pflege entbehren."

West trat zwei Schritte zurück.

„Und so sagst Du? Edith! Da Du der Pflege nicht entbehren wirst, verzichtest Du auf Deinen Gemahl? Jetzt fange ich an, die spartanischen Mütter zu begreifen, die es schweigend duldeten, daß man ihre mißgestalteten Kinder in den Abgrund schleuderte. Und wenn Eure Einrichtungen alle materiellen Vollkommenheiten in sich vereinigen, ich sehe mit Schaudern, daß sie das Edlere ersticken. Du bleibst bei mir, und mein Kind bleibt mein; mache Dich mit diesem Gedanken vertraut, Edith."

Edith sah ihren Gemahl groß an und erwiderte nichts mehr. Ob sie das Vergebliche eines weiteren Wortstreites einsah, oder ob das Auftreten ihres Gatten ihr schließlich imponirte, mag einstweilen dahingestellt bleiben.

In der Frühe des folgenden Tages schifften sich die Beiden auf einem am Ufer des Potomak liegenden Dampfer nach der Insel Cuba ein.

Sechstes Kapitel.

In Habana. — Aeußerer Eindruck. — Empfangsdeputation. — Die unterbrochene Canalisirung. — Habanisches Zwangsmittel. — Zur präsenten Arbeiterarmee. — Der Mulatte. — Edith über den freien Willen. — Eine blutige That.

Herr Bellamy hat bereits die Ueberraschung geschildert, welche Herr West empfand, als er beim Erwachen aus seinem hundertjährigen Schlafe zum ersten Male das neue Boston erblickte. Seine Ueberraschung war kaum minder groß, als er nach seiner Ausschiffung in Habana zum ersten Male die Straßen der Stadt durchwandelte. Vor einem Jahrhundert war er öfter hier gewesen. Die Straßen waren immer eng; das ist die natürliche Bauart in heißen Klimaten, die Straßen so zu bauen, daß wenig Sonnenschein hineindringt, während die Häuser luftig gebaut und meist mit gärtnerischen Anlagen umgeben sind. Die Altstadt hatte stets nur enge Straßen, die Häuser waren klein und das rasche Anwachsen der Bevölkerung hatte die Gärten verschwinden machen. In Folge dessen hatte dieser Theil ein unsauberes Aussehen; nach dem Vorgange Bostons hatte Herr West erwartet, daß diese Häuschen verschwunden und an ihrer Stelle breite Boulevards entstanden wären. Er hatte sich während der Ueberfahrt ein Bild von Habana ausgemalt. Er dachte wohl nicht mehr eine Stadt von nächst 200,000 Einwohnern zu finden, sondern war der Meinung, daß die Perle der Antillen eine einzige über die ganze Insel zerstreute Gemeinde bilde, welche die prächtigsten Wohnungen und bei dem wunderbar schönen Klima allenthalben die reizendsten Gartenanlagen und eine über alle Maßen fruchtbare Campagna besäße.

Und was fand er? Als er in den Hafen einfuhr, da stand noch auf der einen Seite das Castillo del Morro, auf der andern Seite das Castillo della Punta, ganz wie er dieselben vor hundert und etwa zwanzig Jahren gesehen. Nur wehte an Stelle der spanischen Flagge das Sternen- und Streifenbanner der Vereinigten Staaten. Auf sein Befragen hörte er übrigens, daß die

Castelle längst nicht mehr militärischen Zwecken dienten, sondern daß sich in ihnen größere Niederlagen solcher Gegenstände befänden, welche der Einschiffung nach dem Auslande harrten. Auf Wests Bemerkung, daß namentlich das Castillo del Morro wohl trefflich zur Hafenvertheidigung gegen einen etwaigen Angriff, aber nur sehr wenig als Einschiffungsmagazin sich eigne, weil es auf einem hohen Felsen liege, da wurde ihm erwidert, die Lokalitäten seien einmal da gewesen, warum hätte man also neue bauen sollen?

Das Aeußere der Stadt bot ungefähr denselben Anblick, wie früher. Die Häuser am Quai waren noch ebenso klein, die Straßen noch ebenso eng, nur, wie es Herrn West schien, um Vieles schmutziger. Möglicher Weise war das auch eine Folge des Gegensatzes zu Boston, das in solchen materiellen Dingen als Muster dastand. Bei seinem Eintreffen war Herr West von einer Deputation Habanesen empfangen worden, von denen sich der älteste, ein Mann, dessen weißer Bart ihn auf den ersten Blick ehrwürdig erscheinen ließ, als der Alguazil Gomez Luna, der zweite als der Alcalde Juan Alcaniz und der dritte, ein Mulatte, als Sennor Leon Castellar vorstellten.

Es fiel Herrn West auf, daß die beiden Weißen Titel führten, welche aus dem alten capitalistischen Staate zu stammen schienen. In Boston gab es weder Alguazils noch Alcalden, sondern es waren Alle Arbeiter und die verschiedenen Chargen in diesem Arbeiterheere führten dieselben Namen, wie bei unserm militärischen Heere.

Der Alguazil führte das Wort, doch hielt bei näherem Zusehen der günstige Eindruck, den er seinem Barte verdankte, nicht lange Stand. Es konnte ja im neuen Staate keine anständigen Bettler mehr geben, welche in gewählter, aber etwas defecter Toilette am Ende des 19. Jahrhunderts den capitalistischen Staat unsicher machten, indem sie nicht die Hand an der Thüre ausstreckten, sondern sich im Privatcabinet der Wohlsituirten empfangen ließen und eine wunderbare Unglücksgeschichte erzählten. Solchen Leuten aus dem vorigen Jahrhundert glich Gomez Luna auf ein Haar. Seine Kleidung war etwas schäbig und abgetragen, er trug sie aber mit Grandezza und rauchte dabei eine Papiercigarette, deren Dampf der ungeheure Rand seines Sombrero nicht aufsteigen

ließ, so daß sein Gesicht stets von einem Wolkenschleier verhüllt schien. Der Alcalde machte ungefähr denselben herabgekommenen Eindruck, verhielt sich jedoch vollständig schweigsam; nur zuweilen bestätigte er die Ausführungen seines Collegen durch ein zwischen den Zähnen gemurmeltes Per Dios oder Caramba. Er verstand jedoch die englische Sprache, in welcher die Unterhaltung geführt wurde, ganz gut. Den besten Eindruck im Aeußern machte der Farbige, den West anfangs für einen Neger gehalten; später stellte es sich heraus, daß er ein Mulatte war. Er hatte ein intelligentes Gesicht, das eigentlich wenig an den Negertypus erinnerte, nur die dunkle Hautfarbe, das krause schwarze Haar und die aufgeworfenen Lippen ließen eine andere Race erkennen, während die Allgemeinbildung, namentlich der Gesichtswinkel sich der kaukasischen Race sehr näherte. Seine Kleidung war sauber, sein ganzes Auftreten hatte, im Vergleich mit den Spaniern, das Gepräge einer ruhigen Bescheidenheit, die jedoch auch nicht ohne Selbstbewußtsein war. Bei den Ausführungen seiner beiden Collegen zuckte zuweilen ein höhnischer Zug um seinen Mund, als ob er sich im Innern über das, was die Beiden sagten, lustig mache. Nachdem er übrigens auf die Vorstellung Lunas eine stumme Verbeugung mit Herrn West gewechselt, nahm er weiter keinen thatsächlichen Antheil mehr an der Unterhaltung.

Herr West wünschte möglichst bald in seine Wohnung zu gelangen und sagte das dem Alguazil, welcher ihn eines vorzüglichen Quartiers versicherte. Dann deutete letzterer nach der Richtung, wo zwei mit je zwei Rossen bespannte hochräderige Wagen standen und lud mit einer Handbewegung Herrn und Frau West ein, in einem derselben Platz zu nehmen.

„Ist es weit von hier?“ fragte West.

„Etwa sieben Minuten.“

„Wenn es Dir so gefällt, meine Liebe,“ wandte sich West an seine Frau, „so gehen wir das Stückchen zu Fuß. Ich kann dabei besser die Veränderungen bemerken, welche sich im letzten Jahrhundert mit Habana vollzogen haben.“

Edith gab ihre Zustimmung durch ein leichtes Neigen des Kopfes zu erkennen und nahm den dargebotenen Arm ihres Gatten. An ihre rechte Seite trat der Alguazil Gomez Luna, der nun

anfing von den alten Herrlichkeiten Habana's zu erzählen; Alcaniz und der Mulatte kamen hinten nach. Die Wagenlenker wurden beauftragt, die leichteren Gepäckstücke, die bereits ausgeschifft wurden, aufzunehmen und ihnen nachzufahren.

Die kleine Gruppe verließ, von Luna geführt, alsbald den Hafen. Man bog in eine Straße ein, welche den Erinnerungen Wests zufolge, nach dem Campo de Marte führen mußte. Dort lag auch das Theater, von dessen Bühne aus Herr West seine Vorträge halten sollte. Er vermuthete, daß man in der Nähe seine Wohnung bereitet hatte.

Er fand die Straße, die seines Erinnerns nach eine der schönsten gewesen, keineswegs in besonders erbaulichem Zustande. So sah er einen Theil aufgebrochen und rechts und links von dem in der Mitte gezogenen Graben Schutthaufen, welche sich mit üppigem Grün bedeckt hatten.

„Es wurde seiner Zeit die Canalisirung der Stadt beschlossen," erläuterte Luna auf den fragenden Blick Wests.

„Wie? Habana ist noch nicht kanalisirt?"

„O doch, einige Kanäle sind fertig geworden und man war eben im Begriffe, diesen Kanal mit dem Eingang in das Meer zu bauen, als beschlossen wurde, einstweilen davon abzustehen, weil andere Arbeiten zu drängend waren."

„Aber das muß ja schon lange her sein. Da kommt ja schon ein Ceibebaum aus dem Schutte hervor."

„Den muß irgend ein Zufall gesäet haben," versicherte Luna ruhig und blickte den blauen Ringeln vom Dampf seiner Cigarrette nach.

Herr West blickte um sich, um das mit Schutt bedeckte Terrain zu überschauen, und blickte unmittelbar in das höhnische Gesicht des Mulatten.

»Caramba,« betheuerte der Alcalde.

„Aber wie wären wir denn hier mit den Wagen durchgekommen?" fragte West, indem er die Hand seiner Frau ergriff, um derselben beim Ueberklettern der Schutthaufen behülflich zu sein.

„Nichts leichter als das, wir wären einen andern Weg gefahren."

„Zum Teufel, Herr, was geht denn da vor?“ fuhr West plötzlich auf, indem er mit dunkel geröthetem Gesichte nach einer Stelle deutete, wo sich allerdings ein etwas nach Bostoner Begriffen Ungeheuerliches vorzubereiten schien.

Es war eine Baustätte, an welcher jedoch nicht gebaut wurde. Auch hier lagen Schutthaufen herum, welche wohl schon Jahrelang liegen mochten, aber man fand wenigstens einige Leute daran beschäftigt, welche die Schutthaufen aufzuräumen begannen, und man sah auch zwei Wagen, welche den aufgeräumten Schutt fortfuhren. Ungeheuere Staubwolken wirbelten bei jedem Schlag der Harke hervor. In der Nähe dieser Baustätte stand ein Gascandelaber und an diesen Gascandelaber war ein bis zur Hüfte entkleidetes Weib festgebunden, und eben kam ein anderes Weib mit einer Peitsche bewaffnet herbei. Ein Mann mit unterschlagenen Armen stand daneben.

„Es wird wohl eine Execution stattfinden,“ bemerkte Luna gleichgültig.

„Was Execution?“ bemerkte Edith. „Seit wann gibt es Körperstrafen in den Vereinigten Staaten?“

„Ich kann Ihnen nicht Unrecht geben,“ erwiderte der Alguazil. „Aber was wollen wir denn machen?“

„Herr,“ fuhr West ihn an, „was macht man in Boston?“

„Das weiß ich nicht,“ erwiderte Luna sarkastisch, „aber ich wäre dankbar, wenn Sie mir das sagen wollten. Die Vereinigte Staatenregierung in Washington behauptet, es ginge in der Habana Alles rückwärts, wir producirten nichts. Um zu produciren, müssen wir arbeiten.“

„Das versteht sich von selbst,“ bemerkte West.

„Wenn nun aber Jemand durchaus nicht arbeiten will, was sollen wir denn da machen?“

„Doch auf jeden Fall lieber der allgemeinen Verachtung überlassen, als auspeitschen.“

„Das haben wir gethan. Aber da wurden der allgemein Verachteten immer mehrere und am Ende hätte sich die ganze Insel allgemein verachten können. Wenn überhaupt etwas gethan werden sollte, dann mußten wir zu Zwangsmitteln greifen, und welche standen uns zu Gebote?“

»Per Dios!« rief Juan Alcaniz, und als Herr West sich umkehrte, sah er auf's Neue das höhnische Leuchten in den Augen des Mulatten.

„Welche?" fragte West entrüstet; „gerade das schmählichste, ein entehrendes!"

„Gefängnisse gibt's nicht mehr. Wir haben gehört, daß man früher Geldstrafen verhängte; wir haben kein Geld, und wie wir Jemand durch Hunger zwingen können, ohne ihn einzusperren, weiß ich nicht. Er hat sein Anweisungsbuch und daraufhin muß ihm werden, was er begehrt. Aber Sie sprachen von Entehrung; was ist Ehre? Ein Wort, mit welchem man die verschiedensten Begriffe verband. Es soll Völker gegeben haben, denen die Arbeit etwas Entehrendes schien, uns scheint der Müßiggang entehrend, und Ihnen scheint gar entehrend, wenn wir jemanden zwingen, sich durch Müßiggang nicht länger zu entehren. Was ist Ehre? frage ich. Was ist Entehrung?"

Ein schriller Schrei unterbrach jäh die Auseinandersetzung. Herr West hatte auf einen Augenblick die sich vorbereitende Execution aus dem Sinn verloren. Jetzt hatte die Frau einen Schlag bekommen, und der Schmerz hatte ihr den Schrei, den West gehört, entrissen. Letzterer ließ die Deputation einstweilen stehen und eilte nach dem Schauplatz der grausamen Tortur.

„Schämt Ihr euch nicht," schrie er schon auf zwölf Schritte dem Manne zu, welcher die Execution angeordnet zu haben schien, „wenn Ihr noch einmal schlagt, dann habt Ihr es mit mir zu thun. Ein Weib schlagen, ist das der Stolz auf die Ehre Eurer spanischen Abkunft?"

„Ereifert Euch nicht so, auch ohne Eure Dazwischenkunft würde Estrella keinen Schlag mehr bekommen haben, da sie sich nach dem ersten Schlage bereit erklärt hat, die ihr zugewiesene Arbeit zu verrichten. Was wollt Ihr übrigens, was kümmert Ihr Euch um Dinge, die Euch nichts angehen? Ihr scheint fremd hier zu sein. Ah, Ihr seid wohl der Professor," fügte er nach einer Pause verständnißvoll bei, als er die mit Edith näher kommende Deputation bemerkte, „den sie uns von Boston verschrieben haben, um Vorträge über die gute alte Zeit zu halten; ja nothwendig wär's; denn es wird immer schlechter."

Mit diesen Worten grüßte der Mann, welcher ohne Zweifel eine Offiziersstelle im Arbeiterheere bekleidete, und verschwand zwischen den Schutthaufen, mit deren Aufräumen man eben beschäftigt war.

Als sich West nach der mißhandelten Frau umblickte, sah er in der That, daß dieselbe bereits losgebunden war und daß diejenige, welche ihr den Schlag versetzt, ihr beim Ankleiden half.

„Wie konnten Sie, selbst eine Frau," fragte West noch immer entrüstet, „Ihren Arm zu solch einer That herleihen?"

„Aber Herr, ich verstehe Sie nicht," antwortete diese; „die Arbeit muß doch gethan werden. Hätte Estrella vor dem Schlag sich bereit erklärt, würde sie diesen Schlag nicht bekommen haben."

„Aber ein Weib," rief West; „die Achtung vor dem Geschlecht verbietet. . . ."

„Halt mein Lieber, werde nicht ungerecht," unterbrach ihn Edith, die mit den Uebrigen herangekommen war. „Du magst ein solches Zwangsmittel mißbilligen. Ich begreife nicht, daß man es anwendet; in Boston bedürfen wir dessen nicht; aber wenn man einmal die Nothwendigkeit fühlt, es einzuführen, warum sollte da die Frau demselben nicht ebenso gut unterworfen sein, wie der Mann? Was hat das Geschlecht damit zu thun?"

„Ihre Frau hat vollständig Recht, Herr West," bemerkte Sennor Luna. „Es gibt keinen Unterschied zwischen Mann und Frau. Zu Ihren Zeiten, habe ich gelesen, war das allerdings anders; da stand die Frau unter dem Schutze des Mannes; aber jetzt, jetzt schützt die Frau sich selbst; sie hat dieselbe Freiheit, sie hat dieselben Rechte, sie hat auch dieselben Pflichten, und wenn sie denen durchaus nicht nachkommen will, dann muß sie in derselben Weise gezwungen werden. Was wollten wir denn machen? Wenn wir das nicht thäten, lägen sie den ganzen Tag auf dem Sopha und rauchten Cigarretten."

„Aber in Boston arbeiten doch alle Frauen," versicherte Edith.

„Hier thun sie es aber nicht," antwortete Luna. „In welcher Klasse befinden Sie sich?"

„Ich gehöre noch keiner Classe an," erwiderte Edith. „Ich bin erst vor der Abreise nach Habana der Schule entlassen. . . ."

„Und gehören jetzt zur präsenten Arbeiterarmee, ah! Das ist schön, daß Sie mitgekommen sind; da werden Sie jetzt unsern Habaneser Damen ein gutes Beispiel in Fleiß und Disciplin geben."

„Entschuldigen Sie, Verehrtester," fragte West sehr erstaunt; „wie meinen Sie das?"

„Wie ich das meine?" erwiderte Luna nicht minder erstaunt. „Ich habe mich doch deutlich ausgedrückt. Ihre Frau tritt hier in die präsente Arbeiterarmee ein und wird der Branche zugetheilt, zu welcher sie am meisten Neigung zeigt."

„Aber natürlich, Arthur," sagte Edith. „Wollen Sie mich nicht dahin belehren, wo ich mich zu melden habe?" fragte sie sodann den Sennor Luna.

„Sehr natürlich?" wiederholte West. „Das ist gar nicht natürlich. Meine Frau hat mich hierher begleitet und bleibt zu meiner Gesellschaft hier, aber nicht, um sich in die präsente Arbeiterarmee einreihen zu lassen."

Edith zuckte die Achseln, eine Geberde, die deutlich sagte: „Mein Gatte ist in andern Anschauungen groß geworden und versteht das nicht recht, ich aber kenne meine gesellschaftlichen Pflichten und werde denselben nachkommen." Indessen war West diese Geberde keineswegs entgangen und er empfand einen nicht geringen Aerger darüber. Das herrliche Bild der neuen Gesellschaft wies doch auch wenigstens in Bezug auf das Verhältniß zwischen Mann und Frau einige Schatten auf und diese Schatten erschienen ihm desto dunkler, je weniger Edith sich derselben bewußt war. Für den Augenblick sagte jedoch West nichts; aber er ging ziemlich verstimmt weiter, und über diese Verstimmung vergaß er selbst das Weib, dessen brutale Behandlung ihn vor wenig Augenblicken so sehr aufgeregt hatte.

So kam man in die für West und seine Frau bereitete Wohnung. Mit einigen kurzen Höflichkeitsphrasen und der Versicherung, daß man sich freue, sich am folgenden Tage wieder zu sehen, um dann von Geschäften zu reden, entfernte sich die Deputation. Der Rest des Tages sollte der ruhigen Erholung von der Mühe der Seereise gewidmet werden.

Arthur und Edith hatten kaum Zeit Hut und Handschuhe abzulegen, so pochte es an der Thüre, und auf das Herein

Wests erschien der Mulatte, der ihn eben mit den beiden Andern verlassen.

„Sie entschuldigen, Sennor," sprach derselbe, „ich will Sie durchaus nicht stören, ich wollte mir nur zu dem unliebsamen Vorfall vorhin eine kleine Bemerkung gestatten."

„Zu welchem unliebsamen Vorfall?" fragte West.

„Nun mit der Frau, die zur Arbeit gezwungen wurde."

„Ach ja," antwortete West auf's Neue entrüstet. „Im 19. Jahrhundert hat man eine solche Behandlung einer Frau gegenüber schon in den Zuchthäusern abgeschafft. Daß das noch im 21. möglich wäre, hätte ich mir in Boston nicht träumen lassen."

„Ich würdige vollständig Ihre Gefühle," antwortete der Mulatte. „Sie haben doch bemerkt, daß es eine Weiße war?"

„Macht das den Fall etwa entschuldbarer?" fragte West ironisch.

„Ich wollte nur die Bemerkung daran knüpfen, daß auf der ganzen Insel nur selten eine Farbige geschlagen wird."

„Woher kommt das?" fragte Edith erstaunt.

„Wir sind der Arbeit nie entwöhnt gewesen. Meine Mutter war noch in der Sklaverei geboren."

„Aber die Sklaverei wurde in Cuba ja schon im 19. Jahrhundert abgeschafft," meinte West.

„Auf dem Papiere, Sennor," sagte der Mulatte geringschätzig. „Der Sache nach bestand sie weiter. Der Sklave bekam nur einen minimalen Taglohn und er konnte sich damit, wenn er auf jede nicht ganz nothwendige Ausgabe verzichtete, nach einer gewissen Zahl Jahre durch Loskauf die Freiheit erwerben. Bis dahin aber war er nicht der Sklave, Gott bewahre, sondern der Taglöhner seines Herrn. Er bekam wie vorher seine Rationen und seine Hütte, er bekam wie vorher jeden Tag sein Arbeitspensum und wenn er das nicht löste, so bekam er, wie vorher, die Peitsche. Er konnte nicht verkauft werden, denn er war ja frei, aber er konnte zu einem Andern in die Arbeit gethan werden. Das machten die Herren unter sich aus. So war das Verhältniß, nennen sie das Aufhebung der Sklaverei oder Beibehaltung der Sklaverei. So hat es mir meine Mutter erzählt, ich finde keinen Unterschied. Damals bekamen die Farbigen die Hiebe, auch meine Mutter!"

Das Auge des Mulatten funkelte so unheimlich, als er auf diese Erinnerungen zu sprechen kam, daß West sich unwillkürlich nach irgend einer Waffe umsah, wenn etwa der Mulatte ein Attentat beabsichtigen wollte.

„Und das tragen Sie immer noch den Weißen nach," bemerkte er so gleichgültig als möglich. „Das ist nicht Recht. Ich halte es für ebenso brutal und gemein, ein farbiges Weib zu schlagen, wie ein weißes."

„Ich brauche nichts nachzutragen," antwortete der Mulatte sich stolz aufrichtend. „Die Weißen rächen selber an sich, was sie den Schwarzen gethan. Aber man machte mit der farbigen Frau nie so viele Umstände wie mit der weißen und das hat mich oft lachen gemacht. Da wird zuerst gemahnt, dann gedroht, dann kommt die Peitsche zum Vorschein, sei es nun Mann oder Frau, dann wird man fest gebunden, dann wird nochmals gedroht, dann wird der Oberkörper entkleidet, dann wird eindringlich gedroht, das Alles muß vorhergehen, bevor der erste Hieb fällt und jede Erklärung der Bereitwilligkeit zur Arbeit endet das Verfahren, und doch kommt's zu Hieben; aber selten, sehr selten bei den Farbigen, denn wir sind unmenschlicher Arbeit gewöhnt gewesen und haben die neue Ordnung als ein Paradies empfunden. Sie aber sind die Drohnen des Bienenstocks gewesen und empfanden die Arbeit als eine Hölle; das wollte ich Ihnen sagen."

Der Mulatte wollte sich mit einer Verbeugung zurückziehen als Edith rasch dazwischen fragte: „Hölle? was ist das?"

„Der Mulatte drehte sich an der Thüre um: „Meine Mutter sagte mir, daß die Schwarzen zu jenen Zeiten nur einen Freund hatten, der es gut mit ihnen meinte und der sie höher schätzte als Pferd und Pflugstier. Das waren Männer, die keine schwarze Haut hatten, aber schwarze Röcke, und die man deßhalb auch die Schwarzen nannte. Sie sprachen von einem höchsten Wesen, das mit gleicher Liebe alle umfasse und das nach dem Tode denen mit Seligkeit vergelte, welche auf Erden gelitten, und diejenigen in die Hölle werfe, welche auf Erden ihre Gewalt mißbraucht. Das war meiner Mutter Trost in schweren Zeiten. Mit diesem Troste starb sie und sie hat's mir gesagt; ich aber habe es mir wohl gemerkt und habe es darum den Weißen nicht nachgetragen,

daß sie die Schwarzen so lange Zeit mißhandelt. Ich habe nie einen Menschen schlagen lassen und als Offizier des Arbeiterheeres lieber zu meiner Arbeit noch die seinige gethan. Aber wenn sie selbst das einander thun, was kümmert's mich? Meine Mutter genießt jetzt ihren Lohn und ich will leben und sterben mit dem Troste, mit welchem sie gelebt hat und gestorben ist."

Eine letzte Neigung seines Kopfes, dann war der Mulatte verschwunden, die beiden Gatten waren allein.

„Das ist ein sonderbarer Mensch, Arthur," meinte Edith.

„In ihm leben noch allerlei Traditionen aus dem 19. Jahrhundert," erklärte West, „er sprach offenbar von den katholischen Priestern der damaligen Zeit. Sie haben Vieles geleistet, das ist richtig; die weiblichen Priester, die man damals Nonnen nannte, sind vortreffliche Krankenpflegerinnen gewesen. Man sagt, sie hätten sich nicht gescheut, in den Choleraspitälern auszuharren, wenn alle andern Pfleger längst davongelaufen wären. Man hätte sie nicht eingehen lassen sollen, namentlich in diesen heißen Gegenden, wo fast das ganze Jahr das gelbe Fieber herrscht. In Washington warnte mich der Präsident, es seien in Habana neuerdings einige Fälle vorgekommen. Wir sollten recht vorsichtig sein, meinte er, und uns der strengsten Mäßigkeit in Speise und Trank befleißigen. Ich hätte am liebsten meine Vorträge noch verschoben um deinetwillen; aber es schien mir unmännlich, Furcht zu äußern."

„Aber mein Lieber," meinte Edith lächelnd, „wie magst du so unrichtige Folgerungen ziehen? Was sollen diese Nonnen, wenn es doch keinen Gott gibt. Die frühere Gesellschaft hat ihren Wahn benützt, sie auszubeuten."

„Nein, Edith, es war ihr freier Wille, wenn sie sich dem Dienste ihrer Nebenmenschen widmeten."

„Freier Wille!" bemerkte Edith, geringschätzig die Achseln zuckend. „Glaubst du noch, es gäbe einen freien Willen? Der Mensch hat so wenig einen freien Willen wie das Thier. Seiner unbewußt bestimmen sich seine Handlungen nach denselben ewigen Gesetzen, welche seinen Organismus aufgebaut und entwickelt haben. So kommt es, daß wir meinen, unser Handeln sei frei, während wir thatsächlich nur das thun können, was wir nach ewigen Naturgesetzen thun müssen."

„Aber Edith, dann gäb's ja gar kein Verbrechen; denn nicht die That ist's, sondern die Absicht, die Freiwilligkeit derselben, welche den Menschen zum Verbrecher macht."

„Nichts kann richtiger sein, es gibt kein Verbrechen," versicherte Edith. „Dr. Barton hat das in seiner letzten Predigt ganz vorzüglich entwickelt. Ich habe wirklich bedauert, daß Du nicht zu Hause warst. Wir bestrafen ja auch nicht den Verbrecher, sondern wenn Einer etwas thut, was nach den Ansichten Deines früheren Jahrhunderts unter diesen Begriff fallen würde, so schließen wir daraus, daß irgend eine Störung seines Organismus die Wirkung dieser ewigen natürlichen Gesetze nach der einen oder andern Seite beeinträchtige und wir überweisen ihn deßhalb der Klinik, um so das Gleichgewicht wieder. . . ."

Edith wurde in diesem Satze durch einen furchtbaren Schrei unterbrochen, der von der Straße heraufdrang. Es war eine menschliche Stimme; aber sie war so schmerzlich, so verzweiflungsvoll, zugleich ein wilder Aufschrei und ein Stöhnen und Röcheln. Edith schrack bei diesem plötzlichen Schrei heftig zusammen. Das Wort im Munde schien ihr zu erstarren. Auch Arthur fuhr zusammen. Das Plötzliche, Unerwartete hatte auf ihn ebenfalls einen lähmenden Eindruck gemacht. Doch faßte er sich sehr schnell und war in zwei Sätzen auf dem Balkon, welcher sich nach südlicher Bauart an jedem Fenster befand.

Einen Blick warf er auf die Straße, dann trat er schaudernd zurück und wehrte Edith, die ihm folgen wollte.

„Bleib Edith, das ist kein Anblick für dich."

Inzwischen lag unten auf dem Straßenpflaster ein Mann in der Blüthe seiner Jahre. Er konnte kaum die Mitte der Zwanziger erreicht haben. Dunkeles Lockenhaar umrahmte ein edel geformtes Angesicht, aber seine Züge waren verzerrt, sein Auge starrte gläsern und sein Haar klebte zusammen von dem Blute, das hellroth und stoßweise aus einer breiten klaffenden Wunde am Halse drang. Die Hände waren geballt und Arme und Beine machten die letzten krampfhaften Zuckungen, welche das in Folge einer Gewaltthat entschwindende Leben zu begleiten pflegen.

Siebentes Kapitel.

Eine Liebestragödie im socialistischen Staate. — Die schwarze Bande.

Herr West blieb noch einige Minuten in dem Zimmer, dann trat er auf's Neue auf den Balkon, durch dessen geöffnete Thüre verworrene Töne, mit unverständlichen Ausrufen vermischt, heraufdrangen. Offenbar sammelten sich Menschen um den Sterbenden.

In der That, als West hinaustrat, sah er eine Gruppe von sechs bis acht Leuten, die Thüren der umstehenden Häuser öffneten sich und es eilten Mehrere nach dem Schauplatze der blutigen That. Eben kam auch ein kleiner Handkarren daher, auf welchen sein und Ediths kleines Reisegepäck lag. Zwei farbige Männer führten ihn, und als diese den Zusammenlauf bemerkten, beeilten sie sich, mit ihrem Karren herbeizukommen. Die Neugierde trieb sie zu sehen, was sich da zugetragen.

Der junge Mann hatte inzwischen ausgerungen; keine Muskel zuckte mehr, selbst das Blut hatte aufgehört zu fließen. Seine Augen waren weit geöffnet und starrten gläsern in das Leere, seine Hände waren immer noch geballt und sein Antlitz zeigte die starre Ruhe des Todes. Die Umstehenden sprachen heftig unter lebhaften Geberden; aber sie redeten spanisch und deßhalb war West außer Stande, ihre Worte zu verstehen. Doch eilte er hinunter, um zu erfahren, was vorgegangen; Edith trat auf den Balkon und zog sich bei dem erschütternden Anblick mit einem leisen Schrei der Ueberraschung sofort wieder zurück. Der Todte regte sie so auf, daß sie sich kaum auf den Füßen zu halten vermochte. Die leichte Erregbarkeit des Gemüthes schien auch der Frau der neuen gesellschaftlichen Ordnung eigen zu sein.

„Um Gottes Willen, was ging hier vor?" fragte West, zu der Gruppe tretend, ohne im Augenblick sich darüber Rechenschaft zu geben, daß die Spanisch Redenden ihn kaum verstehen würden.

„Der Amerikaner!" rief Einer aus der Gruppe erstaunt.

Die Spanier in Habana, deren Jeder mindestens ein Hidalgo war, erinnerten sich immer noch mit Stolz, obwohl sie bereits

länger als ein halbes Jahrhundert dem amerikanischen Freistaat angehörten, ihrer europäischen Herkunft und bezeichneten die englisch sprechenden Bewohner des amerikanischen Festlandes mit einem gewissen Anfluge — wir wollen nicht gerade sagen von Geringschätzung, aber doch von Herablassung als „die Amerikaner.“ Die bevorstehende Ankunft Wests und seiner Gattin war allgemein bekannt und so zogen die Anwesenden aus dem englischen Idiome des Fragers sofort den richtigen Schluß.

Alsbald stellte es sich heraus, daß alle Anwesenden englisch verstanden und sich auch in dieser Sprache ausdrücken konnten; und so erfuhr denn West mit leichter Mühe, wenn auch durch viele Ausrufe und Zwischenbemerkungen unterbrochen, die folgende Geschichte:

„Juanita war das liebreizendste Mädchen in Habana. Das war allgemein bekannt und anerkannt; die zahlreichen jungen Männer, welche sich um ihre Gunst bewarben, bewiesen das vollauf und es muß leider gesagt werden, wenn auch die Schule in Boston in Bezug auf Erlangung von Kenntnissen Hervorragendes leistete, die Eitelkeit des weiblichen Gemüthes hatte sie in Habana nicht auszumerzen vermocht. Je mehr Juanita ihre Schönheit preisen hörte, um so mehr wurde sie nicht zwar von derselben überzeugt — denn das war sie von vornherein — wohl aber von dem Wunsche beseelt, dieselbe auszubeuten, und je nach der Eingebung des Augenblicks junge Menschen glücklich oder unglücklich zu machen. In Jedem ein glühendes Verlangen nach ihrem Besitze erweckend, gab sie sich Keinem hin, sondern schwelgte ausschließlich in der Lust, bald in Diesem, bald in Jenem Hoffnungen zu erwecken.

Das dauerte so lange, bis sie selber die Macht der Liebe empfunden hatte; es kam über sie, Perez, ein Arbeiter der ersten Classe in der Verarbeitung von Eisen, hatte es ihr angethan. Es war ein gutmüthiger, aber etwas wilder Bursche, und kümmerte sich blutwenig um den Stern Habana's. Bei allen jugendlichen Ausgelassenheiten war er der Erste, in Männerspielen überwand er seine Altersgenossen; der muskulöse Arm ermüdete so wenig den Hammer zu schwingen, daß er bei jedem Wettfeste und gymnastischen Spielen dabei und unter den Ersten war.

Sein Aeußeres verrieth, abgesehen von der in ihm wohnenden Muskelkraft, keineswegs, daß er einem so schweren Handwerk, welches er aus Neigung gewählt hatte, angehörte. Es war eher geschmeidig, und bei den Tänzen, die schon in der Schule stattfanden, war er von den Habanesischen Mädchen sehr umschwärmt, denn ebenso wie sie zum Weibe begehrt wurden oder einen Mann begehrten, so suchten sie einen Tänzer auf, wenn sie von dem Gewünschten nicht aufgesucht wurden. Da zog Perez unter den Schönen Keine vor, er schien Alle zu lieben und Juanita verdroß das nicht wenig. Bald lag ihr an allen Andern Nichts. Was sollten alle Huldigungen ihr gelten, wenn er nicht zu ihren Füßen lag, er, der Vielbegehrte, er, der Vielumworbene. Ihm mußte sie zeigen, daß ihren Reizen nichts widerstehe, und wenn sie ihm das erst gezeigt, wenn sie seine Begier zur wahnsinnigen Glut nach ihrem Besitze entfacht, dann wollte sie ihn kalt zurückstoßen und Rache dafür nehmen, daß er es so lange verschmäht, ihr zu huldigen.

Diese ganze Denkungsweise erinnerte Herrn West sehr an das neunzehnte Jahrhundert, da war's ungefähr auch so, und in der That war das menschliche Herz inzwischen kein anderes geworden. Trotz der gleichmäßigen Erziehung der beiden Geschlechter, war es nicht gelungen, oder vielmehr man hatte es nicht versucht, diesen Charakterzug des Herzens auszumerzen. Und warum auch? Man hatte keinen Grund mehr sich in das Liebesleben der heranwachsenden Geschlechter einzumischen. Es gab ja keine Familien- und Geldrücksichten mehr, welche bei der Ehe mitzusprechen hatten, und daß sich die Geschlechter einander zu gefallen suchten, das war ja die einzige Vorbedingung, auf Grund deren die Ehe geschlossen wurde. Da aber jedes Kind als ein erfreulicher Zuwachs der Gesellschaft, eine neue Bürgschaft, daß dieselbe nicht aussterbe, betrachtet wurde, so wäre es vom öffentlich pädagogischen Standpunkt aus eher angezeigt gewesen, die Gefallsucht zu entwickeln, als sie einzudämmen. Das war aber durchaus nicht nothwendig, denn sie entwickelte sich in den jungen Mädchen schon von selbst und Viele derselben kamen schon als Schulmädchen in die öffentliche Entbindungsanstalt. Es hatte das durchaus nichts Auffallendes; denn wie unser Leser bereits weiß, dauerte die Schule

bis zum einundzwanzigsten Jahre; der Verkehr der beiden Geschlechter war in der Schule vollständig frei, und es fiel Niemanden ein, einen sittlichen Mangel darin zu entdecken, daß Jemand dem erwachten Naturtrieb ohne Widerstand nachgab.

Nun ärgerte es Juanita nicht wenig, daß Perez ihr gegenüber fortwährend kalt blieb. Allerdings hätte sie sich ja um seine Gunst bewerben können; die herrschenden Ansichten erblickten darin nichts Unweibliches; aber trotz der Tagesströmung widerstrebte ihr ein solches Verhalten. Es ging Juanita wie der Spätzin, die sich ohne Alles Klügeln vom Spatz den Hof machen läßt, aber nicht ihm sich aufdrängt.

Aber alle Mittel der Coquetterie, über welche die Damenwelt nach dem Jahr 2000 wie vor demselben verfügte, konnte sie spielen lassen, und in der That, es gelang ihr auch, das Herz des jungen Perez in Flammen zu setzen, den Unbändigen zu ihrem Sklaven zu machen. Sie hatte Anfangs nichts weniger gedacht, als ihn zu erhören, im Gegentheil sollte seine unbefriedigte Liebe die Strafe dafür sein, daß es ihres Witzes bedurft, um seine Augen auf ihre Schönheit zu lenken.

Allein, im Feuer ihrer Coquetterie war sie selbst warm geworden und als Perez sich entschloß, sein seitheriges freies Leben aufzugeben und Juanita den Antrag stellte, mit ihm zusammen zu ziehen, da lag ihrer schwachen Weigerung nichts Anderes mehr zu Grunde, als dieselbe Coquetterie, die sie bewog, ihre Netze nach Perez auszuwerfen. Juanita war nämlich damals auch noch schulpflichtig, und behauptete, sie wolle sich nicht der Gefahr aussetzen, aus der gemeinsamen Wohnung in die Schule geholt zu werden. Diesen Grund konnte Perez mit der stolzen Phrase abfertigen, daß derjenige, welcher solches wagen würde, die Treppe ihrer gemeinsamen Wohnung hinabflöge. Sie hätte solches Perez allerdings zugetraut; aber sie wußte auch andererseits, daß das keineswegs nothwendig sei; denn man hielt es in Habana mit der Schule nicht so streng, wie in Boston, und zwar insbesondere bei dem weiblichen Geschlechte. Für ein Mädchen hielt man den Besitz selbst nothdürftiger Kenntnisse genügend, und dispensirte dasselbe auf Wunsch von den weiteren Schulbesuchen. Eine so Dispensirte trat dann sofort in das Arbeiterheer über, wurde aber

nur zu ganz leichten Arbeiten auf kurze Zeit verwendet. Die Beschäftigung ihres Lebens um diese Zeit bestand in Volksfestlichkeiten und Vergnügungen mit den jungen Männern der Arbeiterarmee, welche ebenfalls sich von der Arbeit so viel wie möglich abseits hielten. Daß eine Frau gar von der Seite ihres Mannes in die Schule geholt würde, war zwar in den Einrichtungen vollständig begründet, aber wenigstens unter der weißen Bevölkerung in Habana seit Einführung der neuen Gesellschaftsordnung noch nie vorgekommen.

Das Sträuben Juanitas dauerte auch nicht sehr lange. Einige Wochen später erhielt Perez die glückliche Zusage, daß er über ihre Person verfügen könne. Das junge Paar zog zusammen und schwamm in einem Meer von Wonne.

Das dauerte wohl zwei Jahre. Da erwachte in Juanita wiederum ihre alte Coquetterie, und während sie bis dahin ihre liebenswürdigste Seite ausschließlich ihrem Gatten vorbehalten, begann sie allmählig auch Andern gegenüber freundlicher zu thun, als dieß der heftigen Natur Perez angenehm war. Im Anfang waren das leichte Neckereien, welche Juanita das Vergnügen bereiteten, ihren Geliebten ihretwegen in's Feuer gerathen zu sehen; es blieb aber natürlich nicht dabei, die Sachen wurden ernster, es kam theilweise zu heftigen Auftritten und endlich ließ sich Perez, als er ihre Treue ernstlich zu bezweifeln anfing, in einem Anfall heftigen Zorns zu Thätlichkeiten gegen Juanita hinreißen, und diese verließ kurzer Hand Perez, um wenige Wochen darauf mit einem andern jungen Manne Namens Manuel eine gemeinsame Wohnung zu beziehen.

Von diesem Augenblick an war Perez verschwunden. Er erschien weder auf der Arbeit, noch in dem Speisehause, woselbst er und Juanita ihre Mahlzeiten gewöhnlich zu sich genommen hatten. Man hatte an einem der nächsten Abende einen Mann mit heftigen Geberden mit Juanita reden sehen und man glaubte in demselben Perez zu erkennen. Da Juanita aber ihren Freundinnen gegenüber hartnäckig über diese Unterhaltung schwieg, so drang man auch nicht weiter in sie. Ihre größere ernste Zurückhaltung, der leise Schauder, der sie manchmal wie die Vorahnung eines drohenden Unglücks überlief, wurde nicht weiter beachtet. Acht Tage darauf

war die Katastrophe eingetreten. Manuel lag ermordet unter dem Balkone des Hauses, welches Herrn West und seiner Frau als Wohnung angewiesen worden war. Keiner der Umstehenden war darüber im Mindesten zweifelhaft, wer den mörderischen Stoß geführt, und ebenso hielten Alle für ausgemacht, daß Perez flüchtig gegangen und sich einer schwarzen Bande angeschlossen.

Letztere Bezeichnung verstand West nicht und er fragte einen der Umstehenden, was das eigentlich sei. „Schwarze Bande"? wiederholte dieser. „Je nun, das ist die schwarze Bande," und er machte dabei schleunigst, daß er aus der Fragweite Wests kam. Offenbar war die schwarze Bande kein Gegenstand, über welchen man sich gerne unterhielt und es schien Herrn West unbescheiden, die Leute um Dinge zu fragen, über welche sie keine Auskunft geben wollten. In demselben Augenblick sah man Träger mit einer Bahre kommen und Herr West zog sich mit einem leichten Schauder über das, was er eben, wenn auch vollständig unbetheiligt, erlebt hatte, zurück. Aber das war ihm jetzt bereits klar: wenn auch die gesellschaftlichen Zustände in Habana genau nach denselben Principien geordnet waren, wie in Boston, so war die Entwickelung dieser gesellschaftlichen Zustände in Folge der veränderten Charakteranlage der Menschen, sowie in Folge der dieselbe beeinflussenden klimatischen und natürlichen Verschiedenheiten des Landes wesentlich anders geartet, als in Boston.

Achtes Kapitel.

Edith im präsenten Arbeiterheer. — Die Weißen und Farbigen. — Die politischen Umwälzungen in Europa. — Drei Jesuiten als deutsche Reichscommissäre zum Studium des amerikanischen Schulwesens.

Die nächsten Tage vergingen unter den für einen längeren Aufenthalt und für die abzuhaltenden Vorträge nothwendigen Vorbereitungen. Die Bostoner Creditbücher mußten auf Habana überschrieben werden. West suchte sich mit seiner Frau ein passendes Speisehaus, sie richteten ihre Wohnung nach ihrer Bequemlichkeit ein, er ordnete die Papiere und Notizen, deren er zu den Vor-

trägen bedurfte und hatte endlich bei den Personen, welche ihm in Anordnung der Vorträge zur Seite zu stehen hatten, und mit welchen er deßhalb vielerlei besprechen mußte, Besuche zu machen. Inzwischen hatte Frau West auch ihre eignen Geschäfte; sie mußte sich in das Arbeiterheer einschreiben lassen und wählte einstweilen Nadelarbeiten als ihre Berufsart. Es wurde ihr demgemäß die Werkstätte angewiesen und sie fand dort viele Frauen verschiedenen Alters, welche dem gleichen Berufe huldigten.

Diese Art Arbeit war nun allerdings mehr Spielerei und wurde auch wenigstens von den Weißen so gehandhabt. In der großen Werkstätte sammelte sich eine Masse kleiner Kreise, welche unter sich näher bekannt schienen und jeder dieser Kreise setzte viel mehr den Mund als die Nadel in Bewegung. Nur wenn eine Offizierin in der Nähe war, wurden auch einige Stiche gemacht, aber im Allgemeinen herrschte eine große Apathie.

Rühriger ging es in den Kreisen der Farbigen zu, welche sich, einem natürlichen Instincte folgend, ebenso wie die Weißen ziemlich exclusiv zusammenschlossen. Diese Gruppen waren während der Arbeit allerdings um Vieles lärmender und durch den Lärm hörte man auch wohl ein Liedchen, zu welchem sich dann im Nu ein ganzer Chor fand, aber es wurde dabei um Vieles rühriger und flinker mit der Nadel gearbeitet. Es wollte auch Edith bedünken, als ob die Offizierinnen den Farbigen schärfer auf die Finger sähen als den Creolinnen, zu welchen sie sich selber zuweilen eine halbe Stunde setzten, um mit ihnen zu plaudern. Selbst ihre Ausdrucksweise schien dort kühler und etwas barsch zu sein.

Edith wußte ganz genau aus der in der Schule gelehrten Moral, daß es in Bezug auf sittlichen Werth und gesellschaftliche Stellung keinen Unterschied der Farben und Rassen gäbe; und es war auch keiner, den man äußerlich hätte fixiren können. Sie hatten dieselben Rechte, dieselben Creditbücher, und im ganzen öffentlichen Leben waren sie ebenso zugelassen wie die Weißen; und dennoch lebten sie ziemlich geschieden von einander; eine jede großentheils im Kreise ihrer Rassegenossinnen und wo Edith eine Farbige in einem Kreise von Weißen erblickte, da schien es vielmehr, als ob sie zur Bedienung der Weißen da sei, denn als eine ihnen gleiche freie Arbeiterin.

Ebensowenig hielten es die Habanesinnen strenge mit der Arbeitszeit. Sie kamen und gingen und es bedurfte kaum einer Entschuldigung. Die Farbigen empfingen schon deßhalb Tadel; weiter kam es jedoch nicht, wenigstens bemerkte Edith nie einen so peinlichen Auftritt, wie er ihr gleich bei der Ankunft in Habana vorgekommen war. Sie brachte auch einmal den Vorfall zur Sprache; aber die Habanesinnen lachten darüber und meinten, das müsse eine besondere Bewandtniß gehabt haben; vielleicht eine Rache des Offiziers, vielleicht auch eine ganz unerklärliche Halsstarrigkeit der Frau, und eine meinte sogar kichernd, das sei vielleicht besonders für Herrn West arrangirt worden, von dem das Gerücht erzähle, er sei gekommen, um die trägen Habanesen zur Arbeit anzuspornen; und da habe man ihm vielleicht von vornherein zeigen wollen, daß schon das Menschenmögliche geschehe. Das vielfache Lachen, welches dieser Erklärung folgte, schien anzudeuten, daß noch Mehrere diesen Gedanken theilten, wenn sie ihn auch vielleicht aus Höflichkeit Edith gegenüber nicht ausgesprochen.

„Aber es ist unwürdig, daß so Etwas zu Recht besteht," versicherte Edith.

Die Sprecherin zuckte die Achseln. „Was liegt mir am Rechtsbestand? Wenn ich fünf Minuten guten Willen zeige, darf mir nichts geschehen. Außerdem stehen unsere Offizierinnen mit uns auf gutem Fuße."

„Es wäscht eine Hand die andere," versicherte eine bereits in den Dreißigern stehende Frau.

Die Aufklärungen, welche Edith erhalten hatte, schienen keineswegs der inneren Begründung gänzlich zu entbehren. Wenigstens machte Herr West die Erfahrung, daß man seinem Kommen mit einigem Mißtrauen entgegen gesehen hatte, und dieß Mißtrauen war keineswegs besänftigt. Man begegnete ihm überall sehr höflich, aber wo er sich, einer leichtbegreiflichen Wißbegierde nachgebend, um die öffentlichen Zustände erkundigte, erhielt er stets ausweichende Antworten. Während man in Boston beflissen war, ihm das ganze Getriebe der Verwaltung klar zu legen, wollte man ihn in Habana offenbar keinen Einblick in die innern Verhältnisse thun lassen. Er konnte sich der Ueberzeugung nicht verschließen, daß sich hier mancherlei Mißbräuche eingeschlichen hätten,

die man vor ihm verbergen wollte, weil man fürchtete, er werde Mittheilung davon machen. Dabei förderte man in jeder Weise das Zustandekommen seiner Vorträge, und es tauchte in ihm die dunkle Ahnung auf, das geschehe, um ihn nach Vollendung seiner Aufgabe möglichst bald wieder abziehen zu sehen.

Seine Neugierde wurde dadurch nur doppelt rege und er suchte mit dem Mulatten Leon Castellar, der ihm das meiste Vertrauen eingeflößt hatte, zusammenzutreffen, um mit demselben seine Gedanken auszutauschen. Aber jener war verschwunden. In seinen Vorträgen hatte er gehofft, ihn zu treffen; vergeblich. Die Intelligenz Habanas strömte zusammen, man hörte ihm aufmerksam zu, Männer und Frauen schüttelten ihm mit verbindlichem Lächeln die Hand, und als er sich nach Castellar erkundigte, hörte er, er sei im Auftrage des Generals von Habana nach einer großen Tabakplantage im Süden der Insel abgereist, um die dortigen Arbeiten einer strengen Revision zu unterziehen. Dabei versicherte man ihn, wie Alles geschehe, um den durch elementare Ereignisse gesunkenen Ertrag des Landes wieder auf die frühere Höhe zu heben, und man fügte dem ohne äußeren Anlaß bei, daß der Präsident in Washington sie ungerechter Weise im Verdacht habe, die Arbeit zu vernachlässigen, weil die Production Habana's in den letzten Jahren hinter den gehegten Erwartungen und Voranschlägen zurückgeblieben sei. Von seiner Frau aber erfuhr West, daß in ihren Arbeitssälen wenigstens von einer ernsten Arbeit nicht die Rede sei, und daß die gleiche Anzahl Böstoner Frauen mehr als das dreifache produciren würden. Da es indeß nicht in der amtlichen Aufgabe Wests lag, darüber Erkundigungen einzuziehen oder gar Abhülfe zu schaffen, so gab er diesen Erfahrungen keine weitere Folge, und wenn er seine Beobachtungen fortsetzte, so geschah dieß ausschließlich, um dem eigenen Drange zu genügen. Es erweckte sein hohes Interesse, die neuen Einrichtungen, unter deren Herrschaft er jetzt lebte und welche von den Einrichtungen des 19. Jahrhunderts so unendlich verschieden waren, von allen Seiten und nach allen Richtungen kennen zu lernen.

So vergingen einige Wochen, als er am Meeresufer wandelnd plötzlich auf den ihm bekannten Mulatten stieß. Derselbe war von seiner Inspectionsreise zurückgekommen und beobachtete ein Schiff, welches

eben beim Castillo de la Punta in den Meeresarm einbog, der den Zugang zu den inneren Häfen Habanas bildet.

„Ah, Sennor Castellar, ich freue mich sehr, Sie wieder zu sehen. Wo haben Sie die ganze Zeit über gesteckt?"

Auch der Mulatte schien erfreut und schlug herzlich in die ihm dargebotene Hand.

„Ich habe im Auftrag des Generals im Süden einige Tabakpflanzungen besucht. Es ist ein Skandal, die Pflanzen sollten bereits trocken sein und sind kaum zu fünfzig Procent umgelegt. Die ganze Arbeit ist den Farbigen aufgebürdet; die meisten Creolen lungern herum, man machte sie zu Offizieren, und es wird dort in einer Weise die Peitsche gehandhabt, wie das zur Jugendzeit meiner Mutter geschehen. Man kann die Arbeitszeit für die Farbigen nicht verlängern, und doch soll in derselben Zeit ein Drittel der Bevölkerung das Arbeitspensum bewältigen, das der Gesammtzahl zugetheilt ist. Ich wollte in den nächsten Tagen zu Ihnen kommen, um darüber einmal Rücksprache mit Ihnen zu nehmen, damit Sie bei Ihrer Rückreise in Washington die Sache zur Sprache bringen."

„Aber warum berichten Sie nicht selbst?"

„Weil die Berichte durch die Hände des Generals gehen und dieser sie einfach nicht absendet, sondern sie benützen würde, um eine Agitation gegen mein Wirken in Scene zu setzen. Ich würde dann von dem Posten, auf welchem ich mir doch immerhin schmeicheln darf, einiges Gute zu Gunsten der Gleichberechtigung zu wirken, entfernt werden."

„Aber wie sind Sie unter diesen Umständen auf den hohen Posten gelangt? Denn ich glaube bemerkt zu haben, daß Sie in der Hierarchie unseres Beamtenthums einen nicht unbedeutenden Einfluß üben."

„Ich täusche mich darüber gar nicht," sagte der Mulatte die Achseln zuckend. „Ich bin Decoration, man beweist mit mir und noch Einigen meiner Farbe das thatsächliche Vorhandensein einer Gleichberechtigung der Rassen. Ohne diesen Umstand wäre die Regierung in Washington wohl schon früher eingeschritten; aber man fürchtet auch, daß ich mit Ihnen conferire. Es ist aufgefallen, daß ich nochmals bei Ihnen war und das ist meiner Ansicht

nach die Ursache meiner Verschickung. Man hat gehofft, entweder daß Sie früher fertig werden, oder daß ich länger ausbleibe. Ich zweifle nicht, daß innerhalb weniger Tage eine neue Commission für mich fertig ist. Einstweilen haben sich die Arbeiten in meinem Ressort während meiner Abwesenheit gehäuft und Sie würden mich nicht hier sehen, wenn ich nicht unter den eingelaufenen Papieren die Mittheilung gefunden hätte, daß drei Mitglieder der Gesellschaft Jesu vom deutschen Reiche abgesandt worden wären, um als Reichscommissare die Schul- und Erziehungseinrichtungen in diesem Theil der Vereinigten Staaten aus eigener Anschauung zu studiren. Das Schiff ist bereits signalisirt und ich müßte mich sehr täuschen, oder es läuft dort ein. Ich gehöre dießmal nicht zu der Empfangsdeputation, aber ich werde doch Gelegenheit finden, die drei Herren zu sprechen, um mir über Manches, was mir aus den Mittheilungen meiner Mutter nie ganz klar geworden ist, Aufklärung zu verschaffen. Wenn das Gedächtniß meiner Mutter nicht getrogen, dann sind sie leicht kenntlich an ihren langen schwarzen Gewändern. Ich werde ihnen in der Ferne folgen und sehen, wo sie untergebracht sind; wenn dann die Empfangsdeputation sie verlassen hat, werde ich ihnen meine Aufwartung machen."

Dabei lachte der Mulatte, daß die weißen Zähne zwischen der dunkel gefärbten Haut fast unheimlich hervorstachen.

Während dieser Unterredung war das Schiff näher gekommen und eine kleine Wendung gestattete, die von der Gaffel herabwehende schwarz-weiß-rothe Nationalflagge zu sehen.

„Es ist in der That ein deutsches Schiff," sagte West, „wenigstens als ich vor hundert Jahren einschlief, hatte das deutsche Reich diese Farben. . . Aber es ist doch unmöglich. Sie sagten ja, daß drei Mitglieder der Gesellschaft Jesu als Reichscommissare kämen? Dieser Orden ist ja auf ewige Zeiten vom Boden des deutschen Reiches verbannt."

Der Mulatte lachte. „Ewigkeiten pflegen bei den Menschen nicht so lang zu dauern. Die europäischen Ereignisse interessiren uns zwar weniger, aber doch wird im Geschichtsunterrichte ein kurzer Abriß davon gegeben. Es haben sich dort große, politische Aenderungen im letzten Jahrhundert zugetragen."

„Was Sie nicht sagen, Sennor! Das Jesuitengesetz hat mir nie recht gefallen. Es stimmt nicht zu unserer amerikanischen Auffassung. Bei uns ist in Fleisch und Blut übergegangen, einen Jeden machen zu lassen, was er will, so lange er nicht in fremde Rechte eingreift; und wenn er das thut, dann ist eine Jury von Richtern da, um ihm das zu wehren. Also das Jesuitengesetz ist aufgehoben worden. Es ließ sich denken, daß sich das nicht auf die Dauer hält; aber einen solchen Umschwung — die Jesuiten als Commissare für das Unterrichtswesen eines protestantischen Kaiserreiches — das ist stärker als ich vermuthet hätte."

„Es existirt kein protestantisches Kaiserreich mehr," sagte der Mulatte. „Es gab einen furchtbaren Krieg, in welchem das deutsche Reich unterlag. Russen und Franzosen nahmen die schönsten Theile weg."

„Und der Dreibund?"

„Sie meinen den Bund des deutschen Reiches mit Oesterreich und Italien?"

„Ja wohl, man hielt ihn damals für eine Garantie des Friedens."

„Während die Oesterreicher und Deutschen sich schlugen, nahmen die Italiener Triest und Welschtirol und stießen zu den Franzosen."

„Da ist's freilich nicht zu verwundern."

„Später kam dann noch eine anarchistische Revolution, welche eine sogenannte Dictatur des Proletariats errichtete. Im Verlaufe dieser Dictatur brach ein Aufstand in Polen aus, welcher seine Spitze gegen Rußland kehrte und von dem deutschen Reiche aus naheliegenden Gründen gestützt wurde. Rußland wurde zurückgedrängt und das alte Polen in vollem Umfange wieder hergestellt."

„Damit ist aber Rußland zu einem asiatischen Reiche geworden?"

„Das ist es auch, zumal noch Schweden als der Verbündete der aufständigen Polen auftrat, und für sich die früher von Schweden besessenen Gebiete zurückeroberte. St. Petersburg ist heute die zweite Stadt Schwedens."

„Jetzt verstehe ich Manches, was mir in Boston unklar war, weil wir auf diese Aenderung der politischen Zustände nie zu sprechen kamen. Den Bostonern war das etwas Altgewohntes

und ich hatte keine Ahnung von diesen Verhältnissen; also darum hat Rußland seinen Schwerpunkt nach Sibirien verlegt, und daher der culturelle Aufschwung dieses Landes, welches in der ersten Zeit meines Lebens eine Wüste war und nur als eine ungeheuere Colonie für Verbrecher und politisch Anrüchige benutzt wurde."

„So ist's," antwortete der Mulatte.

„Aber jetzt wird mir das Erscheinen der Jesuiten noch unklarer; denn dieselben erfreuten sich doch noch viel weniger der Gunst einer anarchistischen Dictatur als des protestantischen Kaiserthums."

„Die anarchistische Dictatur hielt sich auch nur so lange, als der Krieg mit Rußland dauerte; dann brach eine blutige Gegenrevolution aus, und das deutsche Reich organisirte sich auf neuer Grundlage. Die neuen Zustände sollen in vielen Punkten den unsern ähnlich sein, in andern sehr verschieden. Sie werden aber von vielen einsichtigen Leuten als mustergültig gehalten. Ich habe darüber kein Urtheil, weil dazu eine Detailkenntniß gehört, welche man sich nur aus eigener Anschauung verschaffen kann. Vor einigen Jahren hat die Washingtoner Regierung eine zahlreiche aus allen Branchen zusammengesetzte Commission hinübergesandt, um die Zustände zu studiren, und in Folge der Ergebnisse dieser Untersuchung sollen bereits auf umfassende Vorarbeiten hin Vorschläge über tiefgehende Abänderungen ausgearbeitet werden. Näheres hat man bis jetzt nicht gehört. Es ist das aber mit ein Grund, weßhalb ich die Bekanntschaft der Jesuiten zu machen wünsche. Ich will mich eingehend über die dortigen Zustände informiren."

Wie es immer sein mochte, Sennor Castellar erschien West als der verständigste Mann, den er bis jetzt in Habana getroffen hatte. Wenn er auch nicht wußte, welchen Rang er bekleidete, so waren ihm doch die Gründe vollständig klar, welche die immer noch den Ton angebende weiße Rasse bewogen hatten, ihm trotz seiner Farbe einen jedenfalls hervorragenden Vertrauensposten zu übertragen.

In diesem Augenblick fielen die wenigen Segel, unter welchen das Schiff nebst dem Dampfe fuhr. Ein gewaltiges Brausen kündete, daß man den Dampf ausließ, das Schiff schwenkte langsam herum, indem es seine Breitseite der Stadt zukehrte und der

Anker rollte in die Tiefe. Gleichzeitig stieß eine mit acht Ruderern bemannte Staatsjolle vom Ufer ab, welche die zum Empfang bestimmte Deputation an Bord des Dreimasters brachte.

Eine Weile sahen West und der Mulatte diesem Schauspiele zu. Endlich, nachdem die Deputation den Bord erklommen, wandte sich West wiederum an Castellar:

„Sie erinnern sich doch noch des Mordes, der am Tage meiner Ankunft unter den Fenstern meiner Wohnung stattfand.“

„Gewiß,“ erwiderte der Mulatte; „als ich abreiste, bildete er das Tagesgespräch.“

„Was geschieht nun mit dem Mörder?“

„Eigentlich nichts.“

„Gibt's denn wirklich kein Strafgesetz?“

„Ich weiß, früher hatte man ein solches,“ versicherte der Mulatte. „In Habana bestand sogar ein besonderes Gesetz zum Schutze der farbigen Arbeiter. Das Auspeitschen auf Befehl der Arbeitgeber war verboten und doch erzählte mir meine Mutter, daß fast kein Tag verging, wo nicht der Eine oder Andere ihrer Mitsklaven förmlich ausgepeitscht wurde, ganz wie zu den Zeiten der alten Sklaverei. Was nützen die schönsten Gesetze, wenn die Gerichte auf falscher Waage wägen? In der neuen Gesellschaftsordnung hat man nun gesagt, alle Verbrechen sind entweder Folgen verkehrter gesellschaftlicher Einrichtungen, dann tragen die Einrichtungen die Schuld, oder Folgen verkehrter Erziehung, dann trägt der Erzieher die Schuld, oder sie sind die Folgen einer dauernden oder vorübergehenden Störung im Gleichgewichte der geistigen Kräfte, dann ist der Thäter krank und bedarf ärztlicher Pflege. Das Letztere ist auch selbstverständlich bei den beiden übrigen Kategorien nicht ausgeschlossen, und so würde der Mörder Manuels vor allen Dingen auf die Beobachtungsstation unserer Irrenanstalt gebracht, um dort auf seinen geistigen Zustand untersucht zu werden.“

„Man sagt, er sei unter die schwarze Bande gegangen.“

„Das ist wohl das Wahrscheinlichste,“ bemerkte Castellar und blies den Dampf seiner Cigarre in wohlgeformten Ringeln über das Meer.

„Was ist denn eigentlich die schwarze Bande?“

„Die schwarze Bande," wiederholte der Mulatte lächelnd. „Ich weiß nicht, ob Juanita diesen Manuel aus Liebe heirathete, oder ob sie Perez liebte und Manuel nur heirathete, um Jenen zu ärgern."

„Aber mein lieber Herr Castellar, das ist denn doch mehr, als vernünftigen Leuten gestattet ist. Herr Dr. Leete in Boston, mein Schwiegervater, hat mir gerade als einen Vorzug der neuen Gesellschaftsordnung rühmend hervorgehoben, daß jedes andere Motiv außer Liebe ausgeschlossen und daher jede Ehe glücklich sei. Ich habe seinen Darlegungen nichts zu entgegnen gewußt."

Castellar zuckte die Achseln. „In Boston mögt Ihr kälteren Blutes sein; hier kommt es nicht selten vor, daß ein Mann von mehreren Frauen oder eine Frau von mehreren Männern umschwärmt wird und daß die so umworbene Person sich von denen, die sie begehren, versprechen läßt, daß sie ihre Wahl nicht nur respectiren, sondern auch die begünstigte Person schützen werden."

„Da haben wir ja die zweite Auflage der Griechischen Helena."

„Ganz richtig, sie hat den Menelaus gewählt und sich dann von Paris entführen lassen. Auch diese Sorte ist bei uns noch nicht ausgestorben. Wenn Juanita Manuel geliebt, dann hat sie sich ganz bestimmt ein solches Versprechen geben lassen; dann sind aber die Messer ihrer Liebhaber gezückt, um den Mörder Manuels zu tödten und derjenige, dem diese That gelingt, erringt damit zugleich den Besitz Juanitas."

„Wie? Sie muß sich dem Rächer ihres Gemahls preisgeben?"

„Sie muß nicht, sie thut's. Der Mörder stellt sich der Beobachtungsstation des Irrenhauses, legt auch die näheren Umstände dar, man findet, daß sein geistiger Zustand ganz in Ordnung ist und entläßt ihn. Diese Sitte hat sich eingebürgert, weil sonst kein Mensch vor dem Dolche seines Nebenbuhlers sicher wäre."

„Ein liebliches Correctiv!" meinte West spöttisch. „Aber wenn sie Manuel nur geheirathet hätte, um Perez zu ärgern? Dann würde sie sich zu einem Leben ohne Liebe verdammen."

„Ein Leben ohne Liebe? Dann würde sie nicht heirathen! Aber wenn sie glaubt, es sei der Strafe genug für ihren Geliebten, dann gibt sie ihrem Gatten den Scheidebrief und kehrt zu dem Ersten zurück."

„In der That," versicherte West sarkastisch; „es gibt nichts Einfacheres auf der Welt."

„Auf jeden Fall aber hat Manuel Freunde und Perez weiß, daß diesen mit seiner Untersuchung auf der Irrenstation nicht gedient ist. Er fühlt sich seines Lebens nicht mehr sicher und hat sich wohl deßhalb aus der Gesellschaft zurückgezogen."

„Wie macht er denn das aber?"

„Er geht in die Berge, wo er Gefährten findet, die in gleichem Falle sind, wie er."

„Ach, und das ist die schwarze Bande."

„Ja, man nennt sie so, weil ihre Mitglieder schwarze Schleier oder Larven vor dem Gesichte tragen, damit man sie nicht erkennen solle. In ganzen Schaaren überfallen sie einzelne Gehöfte oder auch Niederlagehäuser und nehmen sich dort, was sie brauchen."

„Aber warum verlarven sie sich? Wenn sie außerhalb der Gesellschaft stehen, haben sie doch nicht nöthig, unerkannt zu bleiben."

„Wenn sie an Einzelnem Mangel leiden, dann gehen die Schlauesten in bewohnte Orte und verschaffen sich das, was sie brauchen, auf dem Wege der List. Wenn man sie dann erkennen würde, dann würde man sie auf die Beobachtungsstation führen, und wenn es sich um Schädigung des öffentlichen Eigenthums handelt, dann entdeckt man dort stets einen geistigen Defect und nimmt die Betreffenden in eine Kur, in welcher oft sehr drastische, in der Medicin sonst unbekannte Heilmittel angewendet werden. Damit man sie nicht entdecke, dafür haben sie ihre Schleier."

„Ich verstehe. Sie ersetzen auf Habana das Zuchthaus durch das Irrenhaus und behandeln dort die Verbrecher als Irre. Liegt aber da nicht der Gedanke verführerisch nahe, daß man die Irren wie Verbrecher behandelt?"

Castellar zuckte die Achseln. „Darüber müssen Sie den Alguazil Gomez Luna fragen, der ja auch einer der Dreie war, die Sie bei Ihrer Ankunft zu begrüßen hatten. Ihm untersteht die Irrenanstalt insofern, daß nichts Unrechtes vorkomme, und er hat sich deßhalb einen richterlichen Titel aus früheren Zeiten beigelegt, der ihm eigentlich gar nicht zukommt."

„Das ist mir der Rechte," meinte West lachend. „Von dem

hab' ich bei unserer Unterhaltung nichts gehört, als die Worte Caramba und Per Dios."

„Viel Anderes werden Sie schwerlich auch dann von ihm hören, wenn Sie ihn fragen. Aber Sie entschuldigen mich jetzt, Herr West, soeben besteigt die Gesellschaft das Boot. Wahrhaftig, da sind sie, sehen Sie die drei in den langen schwarzen Gewändern, die bis zum Boden reichen. So hat meine Mutter sie mir beschrieben. Ich muß sie sprechen, ich muß Aufklärung über eine Lehre haben, die meine Mutter befähigte, dem Tode freudig in's Auge zu schauen, obwohl sie nur in sehr unbestimmten Umrissen davon Kenntniß hatte. Ich werde dieser Tage, wenn möglich, Sie besuchen."

Der Mulatte lüftete seinen Hut und wollte sich entfernen, aber West hielt ihn an der Hand fest.

„Einen Augenblick, Herr Castellar, ich möchte gerne auch die Bekanntschaft jener ungewöhnlichen Männer machen, deren Vorgänger einst so viel Haß und Liebe erweckten; wollen Sie so gütig sein, ihnen das zu sagen, wenn Sie mit ihnen sprechen?"

„Ich hätte sie ohnedieß auf Sie aufmerksam gemacht."

Nach flüchtigem Gruße entfernte sich der Mulatte in der Richtung des Haufens, der sich an der Anländestelle gesammelt hatte. In dem Gewühle verlor ihn West aus den Augen.

Neuntes Kapitel.

Zwei neue Erfahrungen des Herrn West. — Ediths Begriffe von Priestern im Allgemeinen und Jesuiten im besonderen. — Das erste Zusammentreffen des Herrn und der Frau West mit den Jesuiten. — Ein allgemeines Religionsgespräch.

In den nächsten Tagen hatte Herr West zwei persönliche Erfahrungen zu machen, welche ihn keineswegs freuten. Zuerst fand er, daß seine Vorträge zwar immer zahlreicher besucht, aber durchaus nicht mit dem Wohlwollen aufgenommen wurden, welches ihm wünschenswerth und auch verdient schien. Man hatte ihn bereits mit einigem Mißtrauen empfangen und als er von der

ununterbrochenen harten Arbeit der Armen, von ihrem geringen, manchmal unsichern Lohne sprach, da hatte man allmählich die Tendenz herausgefühlt, zumal West mit seinen Schlaglichtern auf die Gegenwart und speciell mit seinen Mahnungen an die Cubaner gar nicht knauserte. Sie kamen schaarenweise, um sich mit eignen Ohren zu überzeugen, wie ein Fremder, ein Ueberbleibsel aus einer untergegangenen Welt, an ihren Sitten und Gewohnheiten herumnörgele. Es wurden darüber sehr scharfe Urtheile laut; allerdings sprachen die Leute spanisch und West verstand sie nicht oder nur theilweise, aber die finsteren Blicke, die drohenden Geberden, der zornige Ton, Alles das redete eine Sprache, welche man auch dann begreift, wenn man die Landessprache nicht versteht. Die neue Gesellschaftsordnung hatte den Weißen eine Arbeitslast aufgebürdet, welche früher die Farbigen allein, oder doch zum weitaus größten und unangenehmsten Theil zu tragen hatten; die Gerechtigkeit dieser Aufbürdung, die Schönheit dieser Zustände im Vergleiche zu den früheren, suchte West ihnen dreimal in der Woche vorzudemonstriren, und sie erklärten das als ein Attentat auf ihre Freiheit und gesunde Vernunft und waren darüber entrüstet. Außerdem fiel ihm auf, daß seine Vorträge nur in geringem Maße von Farbigen und Frauen besucht wurden. Die Farbigen hielt er in ihrer Masse für etwas indolent, obwohl er in Castellar ein leuchtendes Beispiel des Gegentheils hatte, und die Frauen? — Man sollte denken, daß bei der völligen Gleichstellung mit den Männern sie an öffentlichen Angelegenheiten eben solchen Antheil nähmen, wie sie; aber das schien keineswegs der Fall zu sein. Im Anfang waren sie allerdings massenweise gekommen; aber das nahm reißend ab, so daß West, wenn er auch der selbstgefälligste Bursche gewesen wäre, sich nicht verhehlen konnte, daß nur persönliche Neugier der Beweggrund ihres Kommens gewesen. Seine Frau versicherte ihn, nachdem er ihr diese Wahrnehmung mitgetheilt, daß unter den Frauen ihrer Werkstätte sehr wenig Interesse für solche Dinge herrsche, und daß die Frage, ob eine Schleife so oder so gesteckt, eine Haartracht in Locken, oder Zöpfen, oder hoch frisirt ihnen am besten zu Gesicht stehe, ihnen viel wichtiger wäre, als die ganze Geschichte der Arbeitssklaverei von Abraham an, der bereits einen Knecht besaß, bis auf unsere Tage. Die wenigen

Frauen, welche kamen, waren solche, mit denen Edith in Folge ihres Arbeitsverhältnisses in nähere Beziehungen getreten war, und welche darum aus Höflichkeit hingingen, wenn sie auch ihre Zeit damit verbrachten, hinter den Fächern zu gähnen. Es war Edith peinlicher, ihre gelangweilten Mienen zu betrachten, als es ihr gewesen wäre, wenn sie ihre Gegenwart vermißt hätte. Erwähnen müssen wir auch, daß unter den Frauen sich jene gefeierte Juanita befand, um derenwillen Manuel ermordet worden, und sie schloß sich gerade mit ganz besonderer Innigkeit an Edith an; denn ihre Landsmänninnen waren keineswegs gut auf sie zu sprechen. Hatte man zuerst über ihre Koketterie, die so viele feurige junge Männer am Narrenseile führte, von ganzem Herzen gelacht und dieselbe passend gefunden, so herrschte nach dem blutigen Ausgange nur eine Stimme der Verwerfung, und Juanita selber, die ja nicht im tiefsten Innern boshaft war, warf sich mehr als alle Andern ihr Verhalten vor; aber das konnte die Habanesinnen, welche sie um zwei prächtige Bursche, Perez und Manuel, gebracht hatte, nicht versöhnen, und man stieß allgemein ihre Reue hart zurück.

Edith hatte aber keineswegs so schroffe Gefühle, sie hatte das frühere Benehmen Juanitas nicht beobachtet und Juanita hatte ihr Niemanden geraubt, der ihr theuer hätte werden können. So war sie um Vieles weicher gegen sie gestimmt und es gereichte der Creolin zu großem Troste, ein so liebenswerthes Wesen gefunden zu haben, dem sie sich anschließen, dem sie ihr Leid klagen durfte.

Eine zweite Erfahrung welche Herr West machte, bezog sich auf die drei Jesuiten. Castellar hatte in der That deren Bekanntschaft gemacht und hatte ihnen einen Besuch der Vorträge Wests vorgeschlagen. Selbstverständlich nahmen sie das sehr gerne an; man kann nicht alle Tage einen Mann sehen, der über ein Jahrhundert geschlafen hat und schon insofern war Herr West eine höchst interessante Persönlichkeit. Aber um Vieles interessanter war es ihnen, einen Mann nach seiner eigenen Anschauung über Verhältnisse sprechen zu hören, die von den gegenwärtigen sehr verschieden waren, und über welche man sich trotz der Masse urkundlichen Materials kein klares Bild machen konnte. Die Berichte widersprachen sich schnurgerade. Wenn die Jesuiten nur die

Nation, welcher sie angehörten, und dabei nur die handgreiflichsten öffentlichen Einrichtungen in Betracht zogen, so sagten die Einen, die Deutschen seien monarchisch, und die Anderen, sie seien republikanisch; die Einen priesen ihren treuen Gehorsam gegenüber den Fürsten, die Andern ihre hohe Werthschätzung der persönlichen Freiheit und Unabhängigkeit. Die Einen sprachen von dem Moloch des Militarismus, die Andern von dem herrlichen Kriegsheer. Wem sollte man nun glauben? welche Vorstellung soll richtig sein und wie wäre es möglich, die so entgegenstehenden Ansichten zu vereinigen? Darüber einen Mann zu hören, der das Alles aus persönlicher Anschauung kannte, der in diesen Verhältnissen lebte, das war ja natürlich für die Jesuiten von dem höchsten Interesse; sie fühlten selber an ihrem eigenen Leibe, welche außerordentlichen Fehlschlüsse da gemacht werden können. Daheim in ihrem Mutterkloster hatten sie eine in die tausende von Nummern zählende Abtheilung ihrer Bibliothek, ausschließlich solche Bücher, worin über ihre Moral, über ihre Constitutionen, über ihre Geschichte sowohl im großen Ganzen wie einzelner Ordensmitglieder, über ihren Einfluß auf die Politik, über ihr Verhältniß zum Papst, über ihre angebliche Verwandtschaft mit andern Orden, das entgegengesetzteste und ungereimteste Zeug zusammengeschrieben war. Und nach den zahlreichen Auflagen konnte man unmöglich daran zweifeln, daß die Leute das wirklich geglaubt. Aber nie hatten sie einen Moralsatz ihres Ordens anstößig gefunden, sie waren nie zu schlechten Zwecken mißbraucht worden, sie hatten immer Gott und ihren Nebenmenschen gedient, und wenn sie ihren Oberen Gehorsam gelobt, so hatten deren Befehle noch nie ihr Gewissen belastet, und in jenen Büchern sahen sie sich als Scheusale geschildert, als die Erstgeborenen des leibhaftigen Satan, und sie wollten doch keinem Menschen etwas Böses zufügen, sondern wünschten ihnen alles Gute und thaten ihnen alles Gute, soweit in ihren Kräften stand.

Wie das gekommen war, das wollten sie jetzt aus dem Munde eines Genossen der damaligen Zeit hören. Castellar war sehr gerne bereit, sie in den Saal zu begleiten und so fanden sich denn die drei Jesuiten pünktlich in der vordersten Reihe der Zuhörer. Da der Mulatte auch den Wunsch des Herrn West kannte, die Jesuiten kennen zu lernen, so stellte er die Herren gegenseitig vor

und so konnte West an einem der nächsten Tage dem ihn lebhaft interessirenden Besuche entgegensehen.

Zwei der Herren stellten sich denn auch ein; der dritte, der bereits hoch bejahrt war, aber trotzdem sich der Last des Auftrags unterzogen hatte, war von den Anstrengungen der Reise etwas angegriffen und wünschte einige Tage so viel wie möglich der Ruhe zu pflegen; aber den Vorträgen hatte er dennoch beigewohnt.

Die Beiden in ihre langen schwarzen Soutane eingehüllten Gestalten machten einen eigenthümlichen Eindruck auf Herrn West und mehr noch auf Edith. Herr West hatte wenigstens von dieser Kleidung gehört, vielleicht auch in seiner Jugend einmal einen katholischen Geistlichen gesehen. Für Edith dagegen war das vollständig neu; sie wußte von den Jesuiten nichts, als was sie im Geschichtsunterrichte gehört, und danach waren die Jesuiten eine ganz besonders fanatische Corporation der Priesterkaste, welche sich als die Ausgeburt einer Verirrung des menschlichen Geistes von der Natur zur Religion darstellte, und welche insbesondere den Zweck hatte, den Aberglauben in den niederen Volksklassen wach zu halten, damit dieselben durch Vertröstungen auf den Himmel mit ihrem jämmerlichen Dasein auf Erden zufrieden seien; so sollten sie dazu dienen, die armen Volksmassen von einer Verjagung der Könige und Plünderung der Reichen abzuhalten. Das wußte Edith von den Priestern im Allgemeinen und von den Jesuiten im Besondern.

Nur Eines war ihr dabei nicht klar. Als sich ihr die Aussicht eröffnete, mit einem Jesuiten zusammen zu treffen, fragte sie auch darüber ihren Gatten; aber der konnte ihr auch keine befriedigende Auskunft geben, und das war nämlich folgendes: In ihren Geschichtsstudien hatte Edith gehört, daß die Priester auch verfolgt worden wären, und daß namentlich die Jesuiten einen ganz besonderen Haß auf sich gezogen und deßhalb fast aus allen Reichen vertrieben worden seien. Wenn nun die Jesuiten bestrebt waren, zu Gunsten der Könige und der Reichen den Aberglauben im Volke wach zu halten, so war ihr absolut unfaßbar, wie die Könige dazu gekommen waren, die Jesuiten zu vertreiben. Sie arbeiteten ja in ihrem Interesse, und so mußten sie dieselben vielmehr zu halten suchen.

Ihr Gatte konnte ihr, wie bereits gesagt, darüber keine Auskunft geben. Er bestätigte ihr nur die Thatsachen, mit dem Beifügen, daß wohl viele Priester und auch Jesuiten des guten Glaubens an den Himmel gewesen wären, daß in den Vereinigten Staaten, wo keine Könige waren, auch keine Jesuitenvertreibungen stattgefunden hätten, und daß man allerdings dem Orden sehr schändliche Dinge nachgeredet; aber es sei ihm kein Fall bekannt, in welchem ein Jesuit etwas Schändliches begangen habe.

Damit war Edith nicht ganz so klug, wie vorher; denn dadurch kam zu der ersten eigenthümlichen Entwickelung der Dinge die zweite, daß die Grundsätze dieser Verbindung schändliche seien, während man doch von keinem Mitglied dieser Verbindung eine schändliche Handlung wußte. Vermochte sie den ersten historischen Widerspruch nicht zu lösen, so erschien ihr der zweite sittliche Widerspruch noch um Vieles unlösbarer. Das mußte man der Erziehung in der neuen Gesellschaftsordnung lassen; wenn sie gründlich mit dem Glauben aufräumte, so verwendete sie viele Anstrengung auf die Logik und West hatte schon zu verschiedenen Malen die Bemerkung gemacht, daß seine Frau um Vieles schärfer dachte und richtiger schloß, als er selbst. Sie hatte die Fähigkeit, einen Satz ohne sonderliche Mühe bis in seine äußersten Consequenzen zu verfolgen. Allerdings war unter dieser scharf logischen Entwickelung das Gemüth der Frau, welches zu der Jugendzeit Wests einen besondern dem weiblichen Geschlechte eigenthümlichen Reiz bildete, etwas verkümmert, und es war manchmal der leise Wunsch in ihm aufgetaucht, seine Frau hätte etwas minder entwickelten Verstand und höher entwickeltes Gefühl. Bei der widrigen Scene des von der Peitsche bedrohten Weibes war er in hellodernde Entrüstung gerathen, während sie ruhig blieb und nach der Auseinandersetzung des Alcalden, wenn auch mit Bedauern, die Nothwendigkeit einzusehen schien. Es war der einzige leichte Mißton in seiner sonst glücklichen Ehe, daß seine Frau in keiner Weise jene zarten Rücksichten annahm, welche der Mann des 19. Jahrhunderts so gerne dem Weibe als dem schwächeren Theile zollte, weil sie diese Schwachheit auf Grund der Gleichberechtigung der Geschlechter nicht zugab. Nur einmal hatte sie sich unwillkürlich unter der Hand ihres Mannes gefühlt, als er dem General in Boston erklärte,

seine Frau gehöre ihm, er werde sie nicht von sich trennen lassen, und wenn darüber der ganze habanesische Plan in die Brüche gehen sollte. Damals hatte sie gefühlt, daß ihr Mann der Kopf sei, aber dieß Gefühl hatte sie sich seither manchmal im Stillen als eine Schwäche vorgeworfen.

Als die beiden Jesuiten mit dem Mulatten Herrn und Frau West aufsuchten, musterte Edith mit einer etwas größeren Unbefangenheit, als dieß nach der Ansicht Wests im 19. Jahrhundert schicklich gewesen wäre, deren Gesichtszüge. Der jüngere derselben, Pater Albert Weiß, mochte in der Mitte der dreißiger Jahre stehen. Er war groß und schlank gewachsen. Sein Antlitz machte den Eindruck der Idealität, eine hohe Stirne, feuchtschimmernde blaue Augen, ein schön geschnittener Mund, Grazie in jeder Bewegung, das war es, was ihr zunächst an demselben auffiel und ein günstiges Vorurtheil für ihn erweckte. Der Andere, Pater Ignatius Benotti, war bedeutend älter, er hatte gewiß schon das fünfzigste Lebensjahr überschritten, aber trotzdem war er um Vieles beweglicher und lebhafter als sein jüngerer Gefährte. Sein Haar war schwarz aber bereits von Silberfäden durchzogen und bedeckte durchaus nicht mehr dicht den Kopf, der im Gegentheil eine große Glatze zeigte. Seine Züge waren um Vieles schärfer ausgeprägt; Runzeln bedeckten seine Stirne und die Augenlider verhüllten fast zur Hälfte das dunkel schimmernde Auge. Seine Haltung war etwas vorwärts gebeugt, im Ganzen machte der Pater den Eindruck eines Mannes, der gewöhnt ist, zu beobachten und über das Beobachtete ernste Betrachtungen anzustellen.

Nachdem man die üblichen Begrüßungen sich einander gesagt, die Ansichten vom Wetter und den Stand der Feldfrüchte ausgetauscht, kam P. Weiß auf das Erstaunen zu reden, welches Herr West bei seinem Erwachen unter ganz veränderten Umständen empfunden haben mußte.

„Ich glaube, Herr Pater,“ bemerkte P. Benotti zögernd, „es war mehr als Erstaunen. Als Herr Castellar uns Mittheilung von diesem merkwürdigen Vorfall machte, war mein erstes Gefühl ein eigenthümliches Entsetzen und Sie müssen das natürlich noch in viel höherem Grade empfunden haben.“

„Ja, so war's,“ erwiderte West, „und dieß Entsetzen befiel

mich auf's Neue und viel stärker, als ich zum ersten Male des Morgens in der Frühe das gastfreundliche Haus meines Schwiegervaters verließ und die ungeheueren Veränderungen in der Stadt beobachtete. Dieser Eindruck war überwältigend, ich glaubte den Verstand zu verlieren."

„Mein Vater fürchtete unheilvolle Folgen," warf Edith ein, „und wollte daher durchaus nicht, daß mein Gatte sich diesem Eindruck unvermittelt und ohne unsere Gesellschaft hingebe. Wir sind unvorsichtig gewesen und ich habe mir damals bittere Vorwürfe gemacht, ihn aus den Augen gelassen zu haben."

„Dich trifft keine Schuld, Edith," bemerkte West, „und es konnte mir übrigens auch nichts Uebles widerfahren. Ich hatte von Niemanden Etwas zu befürchten und die Zustände in Boston sind so musterhafter Art, daß ich höchstens Gefahr lief, so lange in der Irre herumzugehen, bis sich Menschen auf der Straße zeigten; denn es war früh Morgens, als ich das Haus verließ und die Straßen waren noch vollständig menschenleer. Sonst hätte ich ja," fügte er lächelnd mit einem Seitenblicke auf Edith bei, „der Wachsamkeit meines Schutzengels unmöglich entgehen können."

„Haben Sie bereits eine Schule in Habana gesehen?" fragte Edith rasch einfallend die beiden Jesuiten. Es schien, als ob ihr dieser Gegenstand des Gespräches nicht recht behage. Sie wußte aus Erfahrung, daß, wenn ihr Gatte auf diese Ereignisse zu sprechen kam, er stets in etwas überschwänglicher Weise seiner Dankbarkeit gegen ihre Angehörigen und namentlich gegen sie selbst Ausdruck verlieh. Da Edith ihren Gatten wirklich liebte, so erschienen ihr solche Ausbrüche persönlicher Gefühle in Gegenwart Dritter wie eine Art Profanirung. Wie dankbar West ihr sei, wie hoch er sie schätze, mit welcher Hingebung er sie liebe, das wollte sie nicht vor Andern gesagt haben, das hatte als süßes Geheimniß zwischen ihnen zu bleiben. Ohne Zweifel war diese Zartheit des Gemüthes etwas übertrieben und stimmte auch nicht ganz mit ihrer sonstigen Empfindungsweise. Aber bei der raschen Frage richtete P. Benotti sein großes Auge eine halbe Minute auf das erröthende Gesicht der jungen Frau, dann ließ er die gehobenen Lider wieder halb über das Auge sinken und schien vor sich hinzu-

sinnen. Unterdessen beantwortete der jüngere Pater die von Frau West aufgeworfene Frage.

„Wir sind noch in keiner Schule gewesen; Herr Alcaniz hatte die Güte, uns einem Sennor Martinez vorzustellen, welcher das Schulwesen hier im Orte leitet; derselbe übersandte uns bereits Skizzen der Schulhäuser mit ihrer Umgebung, Spielplätzen und Gartenanlagen, Lehrpläne, Statistiken über Alter, Gesundheitszustand und Reife der Schüler, ich muß sagen, abgesehen davon, daß wir im Lehrplan zwar Moral und Philosophie fanden, aber keine Religion, war der erste Eindruck ein befriedigender. P. Neumann ist eben zunächst mit dem Studium des eingelaufenen Materials beschäftigt. Religion gilt wohl bei Ihnen als Privatsache? Wenigstens wurde es unter dem deutschen Socialismus so gehalten."

„Die Schulhäuser, Lehrmittel, Spielplätze und was alle derartige Dinge sind, scheinen mir sehr hoch gespannten Ansprüchen zu genügen," bemerkte P. Benotti in seiner zögernden Weise. „Sie sind den deutschen in manchen Punkten über. Wir werden daraus lernen können."

„Ja," meinte Castellar mit sarkastischem Lächeln. „Nur dürfen Sie nicht erwarten, diese Schulhäuser und was damit zusammenhängt, anderswo zu erblicken, als auf dem Papier."

„Wie meinen Sie das?" fragte Edith erstaunt. „Ich gehörte bis in die letzte Zeit in Boston der Schule an, und wir erfreuten uns Alle einer überaus behaglichen Lage. Die Zimmer waren hoch, vortrefflich geheizt und gelüftet, die Jüngeren hatten ihre Spielplätze, wir hatten Turnplätze, Bäder, Gesellschaftsräume, Concerte und Theater, ich wüßte nicht, was wir noch hätten entbehren können."

„Das steht auch Alles in den uns übergebenen Plänen," versicherte P. Benotti.

„Ja in den Plänen," bestätigte Castellar; „aber thatsächlich sind diese Pläne erst in der Ausführung begriffen. Im Anfang hat das Baubureau sehr rasch die Ausarbeitung splendider Entwürfe angefertigt. Die bereits bestehenden Schulhäuser in Cincinnati, welche sich sehr bewährt haben sollen, haben dabei den Vorwurf gebildet und es wurde noch Alles zugesetzt, was

die Phantasie eines Architekten entdecken konnte. Es wurde auch an der Einebnung des Bodens und an der Legung der Fundamente mit allem Eifer angefangen; aber sehr rasch kam eine Menge anderer Arbeiten dazu, wir hatten große Waarenhallen zu bauen, ganze Straßen mußten aufgerissen werden, um die Rohrpost zu legen, das Rathhaus schien ungenügend. Man brauchte ein Theater und so kam Eins zum Andern. Die Folge davon war, daß die dabei betheiligten Arbeiter an immer zahlreicheren Stellen zu arbeiten hatten, und sich so fortwährend in kleinere Gruppen theilen mußten. Schließlich blieb die ganze Geschichte wie so manches Andere liegen. Die Weißen, welche Anfangs die Arbeit mit Eifer angegriffen, wurden derselben bald überdrüssig und sie machten auch kein Hehl daraus; denn sie sagten, sie seien nicht für das cubanische Klima geschaffen."

„Etwas Richtiges kann man dem nicht absprechen," meinte P. Weiß.

Castellar zuckte die Achseln. „Ich will das nicht bestreiten, aber ich ziehe die Folge daraus, daß sie sich dann nach dem Himmelsstriche transferiren lassen müßten, für welchen sie geschaffen sind."

„Die Richtigkeit dieser Folgerung läßt sich auch nicht bestreiten," bemerkte Edith.

„Man hat sich auf andere Weise geholfen," fuhr Castellar fort; „man hat die kleinen Chargen in's Ungemessene vermehrt. Wo drei Arbeiter arbeiten, ist einer davon ein Aufseher, der auf Grund dieser Aufsicht nicht selber Hand anzulegen hat, und das ist ein Weißer, während die beiden Arbeiter Farbige sind. Man hat weit über Bedarf in den öffentlichen Bureaus Schreiber angestellt. Es gibt eine Masse Lehrer, die auf ihre Schule warten und inzwischen spazieren gehen. Man hat die Aemter der alten Gesellschaftsordnung wieder hervorgesucht und die Beamten haben weiter nichts zu thun, als eine gewisse Repräsentation zu üben; die Leute, welche Sie empfingen, waren ein Gouverneur, ein Alcalde und ein Corregidor, Leute mit leeren Titeln, deren ganze Arbeit an diesem Tage darin bestand, Sie zu empfangen. Jetzt brauchen sie mindestens noch eine Woche um einen Bericht über diesen Empfang fertig zu stellen, den sie dem General von Cuba einreichen,

und dieser beschäftigt eine zweite Woche eine Commission von drei Mitgliedern damit, um diesen Bericht zu copiren und zu kritisiren, und das Resultat ihrer Arbeit wird dann nach Washington geschickt. Das hört sich an wie eine Carricatur unserer Zustände; das ist auch nicht nothwendig, es wird nicht einmal in Washington gefordert, sondern es geschieht nur, um möglichst viele Weiße unter diesen Vorwänden vor ernster Arbeit zu bewahren."

„Sie stimmen meine Erwartungen über dieses Land sehr herab," sagte P. Benotti. „Die bedeutende Einfuhr amerikanischer Artikel in Deutschland hat bei unserer Regierung ganz andere Auffassungen bewirkt, und die Berichte unseres Washingtoner Gesandten lauten ebenfalls ganz anders."

„Es ist auch anders," bemerkte Edith etwas erregt mit großer Entschiedenheit. „Die Zustände auf Cuba sind nicht maßgebend für die Beurtheilung des Ganzen. Ich bin in Boston erzogen, wo Farbige überhaupt nicht in nennenswerther Anzahl vorhanden sind und dort ist Alles anders als hier. Wir erfreuen uns der glücklichsten Lage, unsere Straßen zeigen keine Ruinen, welche mir während meines Hierseins überall aufgefallen sind; man scheint hier im ersten Eifer zusammengerissen und nicht wieder aufgebaut zu haben. Aber freilich entzieht sich bei uns Niemand der Arbeit, wir sind stolz darauf und jeder Einzelne freut sich dessen, was die Gesammtheit geschaffen."

„Das würde beweisen," meinte P. Benotti zögernd in seiner sinnenden Art, „daß die auch bei uns einmal in großer Blüthe stehende Idee, es gebe einen Normalmenschen und für denselben einen Normalzustand, eine geistige Verirrung ist. Unsere früheren Socialdemokraten waren in diesen Irrthum gefallen und wollten deßhalb für alle Leute ein Glück schaffen, mit welchem sich dann aber auch ein Jeder zufrieden geben sollte. Die Geschichte unseres Ordens weist fortwährende Proteste gegen diese Idee auf. Unsere bedeutendsten Männer erkannten das Glück als individuell und wollten demnach bei der Heranbildung des Menschen überall die Individualität in möglichst hohem Grade berücksichtigt wissen. Es ist das auch nöthig zu der harmonischen Ausbildung seiner Fähigkeiten. Auf dieser Harmonie beruht sein Wohlsein. Wie kann nun eine Harmonie bestehen, wenn ich Alle in gleicher

Weise ausbilde, während die Fähigkeiten jedes Einzelnen verschieden sind?"

„Da würde eigentlich jeder Mensch eines besonderen Erziehers bedürfen," sagte Edith, indem sie den Mund etwas spöttisch verzog.

„Es hat auch Jedermann seinen besonderen Erzieher. Das sind die Eltern; aber das wollte unsere Socialdemokratie gerade nicht anerkennen. Nun gibt es allerdings gewisse Fähigkeiten und Eigenschaften, die der ganzen Menschheit eigen sind. Es gleicht da auch nicht ein Mensch dem andern, und doch hat die Menschheit gemeinsame Merkmale, die sie von jedem andern Geschöpf unterscheiden. Diese allgemeinen Grundlagen, diesen allgemeinen Eigenschaften eine gemeinsame Ausbildung zu geben hindert gar nichts. Wie es solche physischen Eigenschaften gibt, so gibt es auch moralische und geistige; es wird keinem Menschen schaden, richtig denken und schließen zu lernen, und die Grundlage aller Moral, die zehn göttlichen Gebote, sind allen Menschen gemeinsam. Das hat die niedrigste Gattung mit den höchst cultivirten gemein und bildet eine ebenso unausfüllbare Kluft gegenüber den höchsten Thierordnungen, wie der Gesichtswinkel, die Stellung der Kiefern, die Bildung des Rückgrats und das Vorhandensein von Händen und Füßen."

„Zu dieser Ausbildung," bemerkte P. Weiß, „gehört auch eine Summe von Kenntnissen, welche einem Jeden beizubringen sind, aber an dieser Grenze der Gesammtheit beginnt das Individuum, und bezüglich des Weiteren kann die Bildung nur eine möglichst individuelle sein."

„Es ist viel Richtiges in diesen Worten," bemerkte Edith. „Man trennt auch bei uns je höher wir kommen, um so mehr die Gruppen nach Neigung und Talenten, ja man trennt sie schon ziemlich frühzeitig nach Geschlechtern."

„Das ist eine Concession an unsere Ansichten, welche uns der Socialismus in Deutschland nicht machen wollte," erwiderte P. Benotti. „Sie wollten diese Scheidung erst dann eintreten lassen, wenn sich der junge Mann für eine körperliche Beschäftigung, was wir Handwerk nennen, erklärt. Das Handwerk hatte bei ihnen nicht die Bedeutung wie früher. Es schloß sich vielmehr

dem eigentlichen Wortsinne an; sie bezeichneten unter Handwerk das Werk der Hände und sie theilten dasselbe in acht große Klassen, für deren eine sich der der Schule mündig Erklärte entscheiden mußte. Jedermann sollte körperlich arbeiten, vom Präsidenten bis zum Stiefelputzer. Und diese Idee hat Vieles für sich, denn sie wollten diese körperliche Arbeitszeit für Alle so beschränkt haben, daß für geistige Beschäftigung Zeit und Lust blieb; und in dieser freien, geistiger Beschäftigung gewidmeten Zeit sollten auch alle Amtirungen, die als Ehren und Würden galten, stattfinden. Die Diktatur des Proletariats, welche diesen Zustand bei uns einführen sollte, kam aber zum Glück nicht so weit, sie scheiterte eben an der Einpferchung der Jugend zu einer gemeinsamen Erziehung. Die Eltern wollten sich die Kinder nicht nehmen lassen und diejenigen, welche an Gott glaubten, griffen schließlich wie die alten Makkabäer zum Schwerte, als sie sich nicht verhehlen konnten, daß diese allgemeine Erziehung in erster Linie auf die Verdunkelung des Gottesbegriffes hinausging."

„Was Sie nur mit Ihrem Gottesbegriff wollen," warf Edith hin. „Wir haben gar keinen Gottesbegriff. Noch hört man dann und wann in den Spitälern, daß Einem, wenn er starb, der Gedanke eines Jenseits auftauchte, Nachklänge aus den Mythologiestunden! Weiter nichts! Wir Gesunde leben friedlich ohne Gott; aber wenn uns die Geschichte genau berichtet, so hat dieser Gottesgedanke schon unsägliches Unglück über die Menschen gebracht. Die Aegypter knechteten die Juden, die Juden rotteten die Kanaaniter aus, die Heiden verfolgten die Christen und die Christen dann wieder die Juden, die Katholiken die Protestanten und die Protestanten dann wieder die Katholiken; der Islam verwüstete die halbe Welt, alles dieß aus keinem andern Grunde, als weil bei dem Einen der Gottesbegriff sich verschieden ausgestaltet hatte von der Ausgestaltung des Andern."

West kam in peinliche Verlegenheit, als seine Frau ihre Gottlosigkeit so offen kund that; dieselbe warf schon ihm gegenüber einen Schatten auf das sonst so reizende Bild. Für sich glaubte er ja das „Zeug" nicht, und er hätte auch durchaus nicht geduldet, daß seine Frau sich durch dasselbe in ihrem persönlichen Verhalten gegen ihn in einer ihm irgend unliebsamen Weise hätte beeinflussen

lassen. Aber dieser nackte Unglaube wollte ihm nicht in den Sinn. Etwas Religion, jener unbestimmte und unbestimmbare Duft, der dem menschlichen Gemüthe einen Aufschwung zu etwas Höherem gibt und der ein reizender Schmuck so recht für das reiche Gemüthsleben des Weibes geschaffen erscheint, hätte er doch gewünscht. Bei all ihren reichen Anlagen und Vorzügen hatte Edith nur rudimentäre Anlagen zur Idealität, gerade so viel, um einen darwinistischen Beweis dafür abzugeben, daß auch sie sich aus der früheren Species des homo religiosus weiter entwickelt hatte.

Aber im gegenwärtigen Fall war ihm das besonders peinlich; es mußte die beiden Herren, welche Diener, Prediger und Priester einer Religion waren, sehr unangenehm berühren, so über jede Religion absprechen zu hören und dieß zwar in ihrer gemeinsamen Wohnung, wohin sie gekommen waren, um ihnen eine Höflichkeit zu erweisen.

„Meine Frau ist eben ein Product ihrer Verhältnisse," sagte er begütigend. „Bei Ihnen drüben hat, wie Sie sagen, die Socialdemokratie Religion zur Privatsache erklärt und sie auf diesem Wege abschaffen wollen. Ich bin in der anglicanischen Religion erzogen und vermag darum ganz wohl zu würdigen, daß die Leute dort, welche überhaupt noch Religion hatten, sich eine solche Abschaffung nicht gefallen ließen; aber hier war dieß nicht der Fall; hier hat man keine Religion abgeschafft oder abzuschaffen versucht; sie schaffte sich von selbst ab, indem sich die Zahl der Priester fortwährend auf natürlichem Wege verminderte."

„Woher kam denn das?" fragte P. Weiß.

„Ich weiß es nicht, aber es war so. Der Unglaube griff um sich und damit verminderte sich die Zahl derer, welche eine Quote ihres Creditbriefs zur Erhaltung des Priesters abgeben wollten, sowie die Zahl derer, welche sich berufen fühlten, diesem Stande anzugehören. Sie begreifen, der Schulbesuch und die sich daranschließende dreijährige Lehrzeit sind obligatorisch; erst dann können theologische Studien beginnen, und in welchen Anstalten?"

„Ja, das begreife ich allerdings," sagte P. Weiß mit einem leichten Anfluge von Sarkasmus.

„Man ist auch in anderer Weise dem religiösen Bedürfniß entgegengekommen. Man hat von Staatswegen Moralprediger angestellt.“ — Beide Jesuiten blickten einander verständnißvoll an. — „Diese Moralprediger erfüllen ihre Aufgabe gar nicht schlecht. Ich habe Vorträge von ihnen gehört, welche mich in der That erbaut haben.“

„Ich kann das nicht beurtheilen, denn ich habe die Prediger nicht gehört; aber ich denke mir, bei dem religiösen Glauben handele es sich in erster Linie um die Wahrheit. Wenn der Glaube wahr ist, dann muß meine Vernunft sich beugen.“

„Der Glaube ist aber nicht wahr,“ warf Edith ein.

„Das wäre die Frage,“ antwortete P. Benotti, indem er Edith einen Augenblick scharf ansah. Dann fuhr er in seinem gewöhnlichen zögernden Tone fort. „Bei der Moral ist die erste Frage nach der Autorität, welche mir dieselbe als Richtschnur meines Handelns auferlegt.“

„Im letzteren Punkte bin ich mit Ihnen einverstanden,“ sagte Edith. „Die Morallehren unserer Prediger haben für uns keine verbindende Kraft; sie theilen uns nur das Ergebniß ihres Nachdenkens mit und geben damit unserem Nachdenken einen Fingerzeig. Erst durch die Zustimmung unseres Gewissens werden sie für uns verbindend.“

„Ich bitte um Verzeihung, Frau West,“ sagte P. Benotti lebhaft, „ich habe seither den logischen Aufbau ihrer Behauptungen aufrichtig bewundert, wenn die Vordersätze richtig sind, lassen sich die Folgerungen nicht bestreiten.“

„Nun denn?“ rief Edith triumphirend.

„Aber diese Logik vermisse ich bei Ihrer Moral,“ fuhr der Jesuit fort, „diese Moralsätze erhalten erst durch die Anerkennung des Gewissens ihre verbindende Kraft? Ich weiß nicht, was Sie unter Gewissen verstehen.“

„Die Fähigkeit des menschlichen Geistes Gut und Böse zu unterscheiden.“

„Da aber der menschliche Geist Irrthümern unterworfen ist, wird auch diese Fähigkeit solchen unterworfen sein.“

„Natürlich. Wenn ich erkenne, daß ich das Böse für gut gehalten habe, so hört natürlich die verbindliche Kraft auf.“

„Gewiß; aber welche Garantie haben Sie nun, daß Ihr Gewissen sich geirrt habe und nicht Ihre Erkenntniß. In dem Augenblick, wo Ihre Moral Ihnen lästig fällt, steigt die Erkenntniß in Ihnen auf, daß Ihr Gewissen sich geirrt. Eine Moral, welche erst dadurch verbindend wird, daß Ihre Entscheidung sie billigt, und nur so lange verbindend bleibt, als ihre Entscheidung sie billigt, ist eine Moral ohne verbindende Kraft. Ihre Moral bestimmt nicht Ihre Handlungen, sondern Ihre Handlungen bestimmen Ihre Moral."

Edith sah den Sprecher groß an. „Sie überraschen mich, Herr Pater. Es kann nicht richtig sein, was Sie sagen, das würde die Fundamente meines Moralgebäudes umstürzen. Ich weiß zwar im Augenblick nichts zu erwidern, aber ich werde darüber nachdenken und dann soll Ihnen die Antwort nicht fehlen."

„Sie werden mich bereit finden, sie zu hören," erwiderte P. Benotti mit einem leichten Neigen des Kopfes."

„Sie werden keine haltbare Moral finden ohne Gott," fügte P. Weiß mit feinem Lächeln bei; „Sie werden nicht einmal ein Gewissen finden ohne Gott, denn Ihr Gewissen hat keinen andern Maaßstab um das Gute von dem Bösen zu unterscheiden als das göttliche Gesetz. Denken Sie nun darüber nach, ich will für Sie beten, daß Gott Ihren Verstand erleuchte. Sie können Nichts erklären ohne Gott. Er ist die letzte Ursache und das letzte Ziel aller Dinge und wenn Sie ihn ehrlich suchen, dann werden Sie ihn finden. Aber es wird Zeit sein, daß wir aufbrechen, wir haben dem Alguazil versprochen mit ihm zu Nacht zu speisen und die Zeit rückt allmählig heran."

„Ich werde allerdings nachdenken," versicherte Edith, „und wenn ich wiederum die Ehre habe, Sie zu sehen, dann wird sich zeigen, auf welcher Seite die Wahrheit ist."

„Ja, Frau West," erwiderte P. Weiß, „die Wahrheit über Alles!"

Die beiden Jesuiten verabschiedeten sich und Castellar blieb noch eine Weile zurück, um mit Herrn West eine Cigarre zu rauchen und über die eigenthümliche Vertheilung der Arbeit zwischen Weißen und Farbigen auf der Insel Cuba zu plaudern. Edith zog sich auf den Balkon zurück und starrte in die Luft;

sie war in tiefes Nachsinnen versunken, denn sie fühlte sich unbefriedigt über den Ausgang dieses Gespräches und rang mit sich selber nach Wahrheit.

Zehntes Kapitel.

Ein vermuthetes Attentat des Herrn West und der Jesuiten gegen cubanische Eigenthümlichkeiten. — Edith wird dem Spital für das gelbe Fieber als Krankenpflegerin zugetheilt. — Eine ernste Dissonanz zwischen Herrn West und seiner Frau.

Die in Aussicht gestellte philosophische Unterredung zwischen Edith und den Jesuiten fand einstweilen nicht statt. Es stellten sich derselben unvorhergesehene Hindernisse entgegen. Die Cubaner hatten West schon bei seiner Ankunft mit sehr gemischten Gefühlen betrachtet. Um die Jesuiten kümmerten sie sich nicht. Die Resultate ihrer Untersuchung gingen höchstens die deutschen Schulen an, nicht die Cubaner. Als aber West mit den Jesuiten zusammentraf, zündete plötzlich der Gedanke, das sei ein von langer Hand her angelegter und vorbereiteter Plan, um sie in ihrer Vertheilung der Arbeit, welche sich möglichst an die alte Gesellschaftsordnung anschloß, zu stören. Alte, längst verklungene Sagen von jesuitischen Intriguen und Umtrieben tauchten auf, man sprach sehr heftig über das vermeintlich geplante Attentat, und in allen öffentlichen Speisehäusern, auf den Straßen, in den Gärten, überall wurde der Angriff der Washingtoner Regierung auf die cubanischen Eigenthümlichkeiten einer gewöhnlich sehr scharfen abfälligen Kritik unterzogen.

Schon die Art und Weise wie die Jesuiten bei ihrem Studium der Schulverhältnisse zu Werke gingen, gefiel den Cubanern durchaus nicht. Mit dem Glockenschlage, mit welchem die Schule beginnen sollte, waren die Jesuiten in den Schulräumlichkeiten und warteten auf den Lehrer, der drei Viertelstunden später, eine Papiercigarette schmauchend, behaglich daherkam und sich nicht wenig verwunderte, daß sich die drei Herren inzwischen mit den Kindern unterhalten hatten; sie hatten deren Schulhefte nachgesehen, einzelne Aufsätze

studirt, mündliche Prüfungen angestellt, kurz sie waren bereits in voller Amtirung begriffen. In Lehrerkreisen hatte man geglaubt, schon die Sprache mache es den Jesuiten unmöglich, ohne ihre dolmetschende Gegenwart irgend etwas vorzunehmen, und jetzt redeten die Jesuiten mit den Knaben und Mädchen, welche auf dieser Altersstufe gemeinsam unterrichtet wurden, das reinste Castilianisch, ja es schien sogar, als ob der alte Herr die Zuneigung der Kinder im Sturme erobert hätte; denn er brauchte nur Etwas zu fragen, so drängten sich ihrer Zwanzig mit leuchtenden Augen hinzu, um ihm die gewünschte Auskunft zu geben.

Der Lehrer war natürlich auf's Unangenehmste von dieser Pünktlichkeit und diesen pädagogischen Erfolgen überrascht, und wurde dadurch in eine sehr üble Laune versetzt; aber zunächst hielt er es für gerathen, seine Collegen von der absonderlichen Pünktlichkeit und der nichts achtenden Neugierde dieser neuen schwarzen Bande in Kenntniß zu setzen und flugs war man in Lehrerkreisen darüber einig, daß das wahrscheinlich gar keine deutschen Jesuiten seien, sondern nur unter dieser Vermummung von der Washingtoner Regierung geschickte Examinatoren, welche sich heimlich über die cubanische Lehrweise unterrichten wollten. Die Zusammenkunft der beiden Jesuiten mit West, welche sich wie ein Lauffeuer verbreitete, hatte den Schemel gebildet, mittelst dessen man sich zu dieser Idee verstieg, und die Mähr von der Jesuitentücke verklang so rasch, wie sie gekommen, nachdem man diese viel plausibler klingende Erklärung des nun einmal feststehenden Attentats angenommen hatte.

Nun war aber auch kein Halten mehr; der stille Grimm schwoll mächtig; Edith war die Einzige, welche aus dem geänderten Benehmen ihrer Mitarbeiterinnen auf der Nähstube etwas davon merkte; aber sie fand bei ihrem Gatten, der das auf die Schwierigkeit der Sprache bezog, wenig Glauben. Er meinte, im Anfang sei das Interesse rege gewesen und da hätten sich die Cubanerinnen in der Unterhaltung der englischen Sprache bedient, welche als officielle Sprache obligatorisch in allen Schulen gelehrt wurde. Jetzt sei dieß Interesse durch die nähere Bekanntschaft befriedigt und in Folge davon sprächen die Damen unter sich wieder das ihnen geläufigere Spanisch. Denn auf diesen Umstand, der

Edith geradezu isolirte, hatte sie namentlich ihren Gatten aufmerksam gemacht. Es war aber auch nicht möglich, mit den Jesuiten darüber zu sprechen; denn sie trafen sich in den nächsten Tagen nicht. Die Jesuiten waren, so lange Unterricht abgehalten wurde, in den Schulen; dann begaben sie sich auf die sehr primitiven Spielplätze, um die Unterhaltungen des heranwachsenden Geschlechtes und namentlich den Verkehr der Lehrer mit demselben zu beobachten, auch die Studiensäle, die Schlafsäle, die Speiseeinrichtungen, die Werkstätten, in welchen die Bedürfnisse für die Schule und Schüler hergerichtet wurden, und in denen sie sich selber nach Belieben beschäftigen konnten, wurden von ihnen auf das Genaueste besichtigt und war diese Tagesarbeit beendigt, so trug Jeder seine Beobachtungen gesondert in ein Tagebuch ein, dessen Inhalt sie nachher verglichen und besprachen. Endlich wurde über das Ergebniß dieser Berathungen ein gemeinsames Protokoll aufgesetzt. Dazu kamen denn noch ihre priesterlichen Verpflichtungen, so daß ihnen eigentlich keine Minute freier Zeit blieb.

Aber das änderte an der Sache nichts; in der öffentlichen Meinung blieb es ausgemacht, daß die angeblichen Jesuiten mit West unter einer Decke steckten, und im Auftrage der Washingtoner Regierung die nothwendigen Materialien sammelten, um gegen die Einrichtungen, die sich bei ihnen allmählig allerdings nicht ganz dem Sinn der Constitution entsprechend eingebürgert hatten und die namentlich der creolischen Bevölkerung lieb geworden waren, Sturm zu laufen. Die obersten Verwaltungskreise der Insel beschäftigten sich bereits mit dem Plane, wie man die Kreise der Eindringlinge stören könne.

So erhielt denn Frau West, als sie nach vollendeter Arbeitszeit die Nähstube verließ, in Kraft der Bestimmung, daß die jungen Arbeiter während der Dauer ihrer Lehrzeit sich auch in andern Branchen als der von ihr gewählten verwenden lassen müßten, den Befehl, sich am andern Morgen als Krankenpflegerin im Spital zu melden. Edith kannte diese Bestimmung ganz genau, sie wußte, daß sie sich dem zu unterwerfen habe; sie that das mit dem anerzogenen Gehorsam eines Soldaten des 19. Jahrhunderts.

Als sie aber ihrem Gatten von dieser Anordnung Mittheilung machte, fuhr dieser wie von einer Natter gestochen in die Höhe.

„Wie?" rief er, „Du sollst in's Spital? Sie sollen Leute nehmen, die an das Klima besser gewöhnt sind; das dulde ich durchaus nicht."

„Aber was ist Dir? Mein Lieber!" fragte Edith erstaunt. „Eine Arbeit steht so hoch wie die andere; die Bestimmung besteht, ich kann mich dem nicht weigern."

„So? Weißt Du, daß vor zehn Tagen das gelbe Fieber ausgebrochen ist? Ich habe gestern mit Castellar gesprochen; die Aerzte behandeln ihre Kranken par Distance."

Edith erbleichte.

„Das gelbe Fieber .... Aber wenn auch, es ist meine Pflicht."

„Was! Pflicht! Es ist vor Allem Deine Pflicht, Dich mir zu erhalten. Das geht durchaus nicht, das ist ein boshafter Streich.... Ich werde dem Alcalden meine Aufwartung machen, und ihm meine Ansicht darüber nicht vorenthalten; zu meiner Zeit konnte man keinen Menschen zu einem solchen Berufe zwingen. Da bot man Geld, viel Geld, und es gab religiöse Orden; das waren die Leute, die sich da opferten; aus Liebe zu Gott sagten sie."

„Aber ich bitte Dich, Arthur, Du wirst eben mit Deinem Gott ungemein lästig."

„Das mag sein; aber dafür war er sehr gut. Diese Krankenpflegerinnen fanden ihr Glück in diesem Berufe und wenn Eine in demselben weggerafft wurde, was schadete das? An ihre Stelle trat eine Andere und sie — hätte ja doch einmal sterben müssen und starb mit Vergnügen; denn sie starb in der Ueberzeugung, daß nach einem Leben voll Gottes- und Nächstenliebe ihrer ein ewiger Lohn warte."

„Arthur, Du erschreckst mich fast mit Deinem Gotte! Soll ein Wahn zu einem Leben voll Opfern begeistern können?"

„Ja, er kann's," rief West immer heftiger; „wie Viele haben zu unserer Zeit dem Wahn der Ehre ihr Leben geopfert, wie Viele opferten dem Wahn des Besitzes ihr ganzes Dasein und haben Güter zusammengescharrt, die sie gar nicht mehr genießen konnten, und so gab's auch Tausende, Hunderttausende, die sich

ohne Aussicht auf Ehre, ohne Aussicht auf Gewinn, ohne Aussicht auf Genuß dem Wahne einer Gottesidee opferten. . . ."

„Nein, Arthur, nein, da ist ein Unterschied. Ich denke, mich darüber noch mit den Patres auszusprechen; für jetzt aber mußt Du Dich mit dem Gedanken vertraut machen, daß ich in's Spital gehe. Wahrscheinlich hat man keine Freiwilligen aufzutreiben vermocht, und so mußte man zu den jüngsten Arbeiterklassen greifen."

„Edith, mache Du Dich mit dem Gedanken vertraut, daß daraus nichts wird. Eher gehen wir zusammen zur schwarzen Bande, als Du allein in ein Pestspital."

West hatte diese Worte in demselben entschiedenen Tone gesprochen, mit welchem er seiner Zeit der obersten Behörde in Boston erklärt hatte, daß er seine Frau mit nach Habana nehmen würde. Damals war Edith stolz auf ihren Gemahl gewesen; auch heute mißfiel ihr keineswegs die Entschiedenheit des Tones; aber sie glaubte nicht, daß ihr Gemahl das diesmal durchsetzen könne. Im tiefsten Grunde ihrer Seele theilte sie die Ansicht ihres Gatten, daß ihre Versetzung in's Pestspital keineswegs einem Mangel an Arbeiterinnen zuzuschreiben sei. Wäre das der Fall gewesen, so würde man einfach Farbige dorthin befohlen haben. Es handelte sich um die Fortsetzung der gegen sie beobachteten Haltung.

Das fand sich auch bestätigt, als gegen Abend der Mulatte zu einem kurzen Besuch bei ihnen vorsprach.

„Das geht ja herum wie ein Lauffeuer," bemerkte er, nachdem ihm die Spitalangelegenheit mitgetheilt worden war. „Ich habe es schon an drei Stellen gehört, Sennora, man vermuthet allerlei schwarze Dinge. Ich trage große Schuld dadurch, daß ich die Zusammenkunft mit den Jesuiten veranlaßt habe. Man hat schon Ihre Vorträge beanstandet; nachdem Sie aber gar eine Zusammenkunft mit den Jesuiten gehabt und diese Ihre Vorträge besuchen, ist Alles aus Rand und Band. Da gibt's Leute, die wittern eine Verschwörung, gefährlicher als die schwarze Bande!"

West mußte laut auflachen. „Das hätte ich mir im 19. Jahrhundert nicht gedacht, daß ich im 21. einer Verschwörung mit den Jesuiten beschuldigt würde!"

„P. Neumann behauptet, so lange der Orden bestehe, sei keine Lüge so gemein, kein Märchen so thöricht gewesen, daß man

dessen üble Nachrede gegen den Orden verschmäht hätte. Der Orden soll sogar einmal aufgehoben und seine Mitglieder sollen vertrieben worden sein, zuletzt noch aus dem deutschen Reiche, das heißt zur Zeit der Kaiserherrschaft und das soll unter Allem, was sie erfahren, den schmerzlichsten Stachel für sie enthalten haben. Das hat mir der Pater Ignatius Benotti gesagt," versicherte Castellar, „die beiden Andern sind Deutsche und reden darüber nicht."

„Wieso?" fragte West.

„Es war gerade der große Krieg vorüber, bei dem es sich um die Existenz Deutschlands drehte, und da hätten die Jesuiten einen über das gewöhnliche Maß hinausgehenden Patriotismus und Hingebung entfaltet."

„Das muß wahr sein," bestätigte West, „denn ich erinnere mich ganz genau, sie haben eine Menge eiserner Kreuze bekommen und dieselben wurden für solche außergewöhnliche Thaten verliehen."

„Und unmittelbar darauf soll der Orden als vaterlandslos und gefährlich verboten und sie sollen damit in's Ausland getrieben worden sein."

„Ich hab's nie begreifen können," bemerkte West, „wie vernünftige Leute den Widerspruch nicht herausfanden, welcher zwischen ihren theoretischen Meinungen und dem offenbaren Thun der Jesuiten bestand. Damals kam eine große Zahl nach Amerika, die Meisten gingen nach den Indianerreservationen; aber es ist keinem Menschen der Gedanke gekommen, daß sie der Republik gefährlich wären. Es wäre auch zu lächerlich gewesen."

„Sie sehen, man ist heute noch derselben Lächerlichkeit fähig, wie zu Ihrer Zeit."

„Meinetwegen," erwiderte West; „aber ich habe keine Lust meine Frau in ein Pestspital gehen zu lassen, weil die Weißen in Habana das Bedürfniß fühlen, sich lächerlich zu machen."

„Aber lieber Arthur, Du wirst dem nicht ausweichen können," warf Edith ein. „Deine Fürsorge ist sehr freundlich, aber sie kann nichts helfen; uns Alle verbindet das Gesetz und dem Gesetze müssen wir gehorchen. Darauf beruht der Wohlstand und das Gedeihen der Gesellschaft."

„Das ist rühmlich gedacht und schön gesagt, meine liebe Edith," rief West aufspringend und ging mit gewaltigen Schritten im Zimmer hin und her. „Gesetz! Gesetz! Es handelt sich hier gar nicht vom Gesetz, sondern von der Ausführung des Gesetzes. Das Gesetz möchte sein. Es ist aber vor Allem ein Unsinn vom Gesetz, daß es die Religion ausschließt. . . ."

„Du bist im Irrthum, Arthur," unterbrach ihn Edith. „Das Gesetz schließt die Religion nicht aus. Wenn Du Dir allerlei Wahnvorstellungen von einem Gotte machen willst, steht Dir das vollständig frei und Du kannst auch Dein Leben danach einrichten. Du kannst wohnen, essen, Dich bekleiden, ganz nach den Vorschriften Deiner Religion; die Gesellschaft nimmt Dich nur für die drei oder vier Stunden in Beschlag, während derer sie zu ihrem Bestehen Deiner Arbeit bedarf, kümmert sich aber im Uebrigen nicht um Deine religiösen Vorstellungen; da läßt sie Dich vollständig frei."

„Liebe Edith, ganz dasselbe habe ich schon vor hundertzwanzig Jahren gehört, und es hat mir sogar damals manchmal bedünken wollen, es sei so; aber jetzt sehe ich mit Augen und greife es mit Händen, daß das — nimm es mir nicht übel — Sophisterei ist. Du vermauerst die Quelle und sagst, Du verwehrest dem Bächlein nicht, zu fließen. Woher soll denn die Religion kommen, wenn der Staat die Kinder vollständig in Beschlag nimmt und nicht duldet, daß andere Ideen als die seinen ihnen beigebracht werden?"

„Das ist ganz richtig," bestätigte Castellar. „Ich würde von Religion nicht das Geringste wissen, wenn meine Mutter, die hochbetagt starb, mir nicht Manches mitgetheilt, was ich allerdings nur halb begriff."

„Es liegt mir nichts ferner," versicherte West, „als dem alten Gottwahne zu huldigen, aber daß er ein Bedürfniß für die menschliche Natur ist, wird dadurch bewiesen, daß so Viele ihn glaubten. Er begeisterte zu solchen Thaten und das ist ja gut, dann hätte man Freiwillige gehabt, welche ja Dein Gesetz, Edith, in erster Linie fordert."

„Es sind aber keine Freiwilligen da," sagte Edith achselzuckend, „und so müssen die drei jüngsten Jahrgänge dran. Es

wäre eine Schmach, wollte man sich dem Gebote der Pflicht entziehen."

„Aber Du hast andere Pflichten, denen Du damit zu nahe trittst. Du stehst nicht mehr allein, sondern wir zwei stehen zusammen. . . ."

„Es freut mich, daß Du meinen Besitz so hoch hältst, aber Arthur, die Selbstsucht spricht aus Dir."

„Ich war ein Thor, ich hätte die Einziehung zur Arbeiterarmee nicht dulden sollen; wir sind hier nur vorübergehend, nur für die Dauer meiner Vorträge; wir sind gar nicht in diese Gesellschaft eingegliedert, wir sind nur geliehen und diese Gesellschaft hat gar nichts über uns zu verfügen. Ich berichte das kurzweg nach Washington und verlange unter solchen Umständen meine Rückberufung."

„Und inzwischen?" fragte Castellar.

„Inzwischen thue ich gar nichts," erwiderte West entschieden. „Gesetz, Gesetz," fuhr er dann mit sich selbst sprechend fort. „Ich möcht's noch gelten lassen, wenn man in dieser Schwierigkeit durch das Loos bestimmt hätte, wer gehen sollte. Man hätte dann Tag für Tag wechseln können."

„Das geht nicht," rief Castellar dazwischen. „Das würde den Ansteckungsstoff über die halbe Stadt verbreiten."

„So," erwiderte West, sich vor Castellar aufpflanzend; „und da nimmt man ohne Weiteres meine Frau und behält sie so lange im Spital, bis sie selbst das gelbe Fieber hat? Verehrtester! daraus wird nichts."

„Aber Sennor, man wird Ihre Frau zwingen."

„Zwingen?" rief West mit blitzenden Augen, „das wollen wir sehen."

„Man wird sie mit der Peitsche zwingen und das wird dann keine Comödie sein, wie das Stück habanesischen Lebens, das man bei Ihrer Ankunft aufführte."

Ediths Auge flammte.

„Es wird der Peitsche bei mir nicht bedürfen; das ist ein Mittel für träge, widerspenstige Habanesinnen, aber nicht für mich."

„Dessen hat es nur noch bedurft," bemerkte West bitter. „Heute noch telegraphire ich um meine Abberufung. Wenn die

Habanesen nicht erkennen wollen, welches Glück sie genießen, dann mögen sie sehen, wie sie thun. Cuba, das man zu meiner Zeit die Perle der Antillen nannte, ist jetzt so weit gekommen, daß es nicht einmal mehr trägt, was seine Bewohner bedürfen und daß es der Zuschüsse bedarf, damit nicht der Hunger einziehe. Ihr habt die Peitsche hervorgesucht, um damit der Centralregierung blauen Dunst vorzumachen; wie sehr Ihr bemüht seid, die Leute zur Arbeit anzuhalten. Man wird Euch die Zufuhren sperren und der Hunger wird thatsächlich die Rolle des Büttels übernehmen, mit welcher Ihr komödienhaft Washington hinter das Licht zu führen versucht habt."

Castellar zuckte die Achseln. „Ich bitte, Sennor, mich bei Alle dem auszunehmen," sagte er ruhig, „ich verstehe Sie sehr gut und an meiner und meiner verwandten Rasse Arbeit hat es auch nie gefehlt. Wenn die Zufuhren gesperrt werden, dann werden schöne Zustände eintreten. Man wird die Arbeitszeit verlängern, das heißt, die Farbigen müssen arbeiten und die Weißen spielen die Rolle des herumlungernden Aufsehers einige Stunden länger. Es wird dann zum Aufstande kommen; denn nachdem wir die Gleichheit gekostet, kehren wir auf dem Wege des Regierungsbeschlusses nicht zur Sklaverei zurück."

„Das mögt Ihr halten, wie Ihr wollt."

„Das Alles wird aber nicht von heute auf morgen geschehen und inzwischen. . . ."

„Inzwischen werde ich den Habanesinnen ein Beispiel geben," bemerkte Edith in einem Tone, der keinen Widerspruch zuließ, „wie man seine Pflicht auch dann erfüllt, wenn sie aus gemeinen und ungerechten Gründen auferlegt wird."

„Du wirst nicht in's Spital gehen!"

„Ich werde gehen, Arthur! Das ist entschiedene Sache!"

„Auch wenn ich es Dir verbiete?"

„Verbieten?" fragte Edith, ihren Gatten groß ansehend; „aus freien Stücken bin ich zu Dir gezogen und habe mich Dir hingegeben. Ich schätze Deine Person hoch und achte Deine Rathschläge nicht gering, aber verbieten? Du hast mir nichts zu verbieten."

„Edith, damit würdest Du unserer Ehe den Scheidebrief schreiben."

Edith schüttelte den Kopf. „Ich kann Dich nicht begreifen, Arthur," sagte sie in wunderbarer Ruhe, nachdem sie einige Augenblicke still überlegt. „Mein Denken und Fühlen geht fast in Dir auf, Deinen Bitten und Wünschen komme ich entgegen und es ist meinem Herzen ein Bedürfniß, eine Lust, das zu thun. Ich setze voraus, daß bei Dir dasselbe der Fall ist."

„Gewiß, Edith," unterbrach sie West, der seine rasche Rede zu bereuen schien. „Gewiß ist es so."

„Aber Arthur, wann habe ich Dir je etwas verboten? Wann habe ich je Deine Freiheit angetastet, zu thun und zu lassen, wie Du es am besten fandest, wenn meine Ansicht mit der Deinigen nicht übereinstimmte?"

„Aber Edith, ich bin der Mann."

„Und ich bin das Weib. Soll das ein Grund sein? Was bin ich weniger als Du? Wenn Du in solchen Fällen Deiner Ansicht folgst, warum soll ich nicht unter gleichen Voraussetzungen der meinen folgen? Und wenn Du so leichten Herzens Deiner Ehe den Scheidebrief gibst, warum soll ich's nicht auch thun?"

„Verzeih, Edith; ich sprach wie ein Mensch des 19. Jahrhunderts; ich muß mich in die neue Aera gewöhnen, in welcher der Mann nicht mehr das Haupt der Familie ist, sondern wo die Beiden nur so zusammenkommen. . . . Aber ich kann nicht," fuhr er schmerzlich auf, „es geht gegen die Natur."

Castellar, dem es allmählig peinlich wurde, Ohrenzeuge dieser intimen Erörterungen zu sein, nahm die Gelegenheit einer Pause wahr, um seinen Sombrero zu ergreifen und die Mittheilung zu machen, er habe sich verpflichtet gehalten, von den in den tonangebenden Kreisen Cubas auftauchenden Plänen Kenntniß zu geben; jetzt müsse er aber weiter, denn er habe versprochen, mit dem P. Benotti zusammenzutreffen, der ihm die Gründe auseinander setzen wolle, warum doch ein Gott sein müsse, wenn ihn auch die Vereinigten Staaten nicht anerkennten.

Die beiden Gatten blieben verstimmt zu Hause zurück. Es war die erste ernstliche Verstimmung. Edith hatte ihrem Manne offen den Gehorsam gekündigt und bei näherer Betrachtung mußte er zugeben, daß das in der neuen Gesellschaftsordnung begründet

sei. Der Mann war nicht mehr der Ernährer und Schützer seiner Frau, sondern die Gesellschaft nahm die Arbeit des einen wie des andern Theils in Anspruch und ernährte und schützte dagegen ganz gleichmäßig den Einen wie den Andern. Warum sollte der Mann der Frau mehr zu befehlen haben, als die Frau dem Manne? Es war gar kein Grund vorhanden.

West hatte sich, nachdem Castellar gegangen, in seinem Unmuth auf den Balkon zurückgezogen und die Thüre hinter sich geschlossen, dort versenkte er sich in stille Betrachtungen über das Verhältniß von Mann und Frau in der neuen Ordnung der Dinge. Er brannte eine Cigarre an und die Heftigkeit, womit er die Rauchwolken ausstieß, die Sarkasmen, die er zwischen den Zähnen murmelte, die zusammengezogenen Brauen, das zuweilen eintretende ärgerliche Zucken der Achseln zeigten klar, daß seine Betrachtungen keineswegs die idealen Zustände, die er bei seinem Erwachen vorgefunden, würdigte. Auch in diesem Staate schien ihm Manches faul zu sein.

Aber wie die Verhältnisse einmal lagen, hatte seine Frau Recht. Das konnte sich West nicht verheimlichen, dazu war er zu ehrlich; aber daß die Verhältnisse so lagen, das ärgerte ihn und machte ihm Sorge für das künftige Glück seiner Ehe.

Uebrigens hatte die neue Ordnung auch das vorgesehen; wenn er sich in seiner Ehe nicht mehr glücklich fühlte, brauchte er sie ja nicht fortzusetzen; aber West hatte die neuen Einrichtungen noch nicht so in Fleisch und Blut aufgenommen, daß ihm jetzt schon dieser naheliegende Gedanke gekommen wäre.

Auch Edith war keineswegs in rosiger Laune. Sie war in dem Zimmer geblieben, hatte sich in die Sophaecke gesetzt, stützte ihr rosiges Köpfchen auf die eine Hand, während die andere mechanisch mit den Quasten der ihr Hauskleid zusammenhaltenden Schnur spielte.

Sie hatte Recht, das wußte sie; aber sie war unmuthig darüber, daß sie Recht hatte; ihre Pflicht gebot ihr, auf ihrem Rechte zu beharren und eigentlich hätte sie doch lieber ihrem Gemahle gegenüber auf ihr Recht verzichtet. Es war ja doch die Sorge um sie, die ihm diesen Entschluß eingegeben; es war die Liebe zur ihr, welches aus dem Gebot ihres Mannes leuchtete; er wollte

nicht, daß sie einer Gefahr ausgesetzt sei, die ihr drohte und welcher man sie offenbar ausgesetzt hatte, nicht wegen der Leidenden, die sie pflegen sollte, sondern um eine Tücke auszuüben, die man ihr und mehr noch ihrem Gemahle spielte. Derselbe Stolz begann ihr Herz zu schwellen, wie damals, als West ihre Mitreise erzwang, und es that ihr weh, recht weh, daß sie ihr Recht nicht ihrem Gatten zum Opfer bringen konnte und daß er darüber einen so tiefen Unmuth empfand. Dabei war auch nicht die geringste Regung der Selbstsucht; sie achtete die Gefahr nicht, so wenig wie der Maurer, der täglich auf schwindelerregende Gerüste klettert und bei dem geringsten Fehltritt, bei einer Nachlässigkeit in Erbauung des Gerüstes in die Tiefe stürzt, die Gefahr achtet. Das hatte ihre Bostoner Erziehung zu Stande gebracht; aber es war ihr ein wohlthuendes Gefühl, daß ihr Gatte diese Gefahr für sie fürchtete, und es schmerzte sie tief, daß sie diese Furcht nicht bannen konnte, indem sie sich seinem Willen unterwarf. Sie dachte nicht einmal an die ihr drohende Mißhandlung, wenn sie der Aufforderung des habanesischen Arbeitergenerals keine Folge leistete.

Obwohl somit auf beiden Seiten die größte Geneigtheit herrschte, dem Zwiste durch eine Versöhnung ein Ende zu machen, so kam eine solche dennoch nicht zu Stande, weil es an der Basis dieser Versöhnung fehlte. Arthur nahm seine Autorität in Anspruch, welcher sich Edith vielleicht unterworfen hätte, auch wenn sie ihrer Ansicht nach nicht begründet gewesen wäre; aber sie konnte dieß nur thun, indem sie sich gegen die gesellschaftliche Autorität auflehnte, welche ihrer Ansicht nach bei der gestellten Forderung im Rechte war. Dieß Recht aber bestritt Arthur und so bewegte man sich in einem Zirkel von Rechten und Pflichten, der eigentlich unlösbar war und nur dadurch hätte weggebracht werden können, daß die Verhältnisse vollständig geändert worden wären. Wenn die gesellschaftliche Behörde ihren Befehl zurückgenommen hätte, dann war ja Alles in Ordnung; da das aber nicht geschah, so blieb die Spannung bestehen. Arthur fühlte sich durch Ediths Verhalten verletzt und Edith sah keine Möglichkeit vor Augen, dieß Verhalten zu ändern. Zum ersten Mal seit ihrer allerdings noch kurzen Ehe brach die Nacht über eine zwischen beiden Gatten ungelöste Dissonanz herein.

Diese Dissonanz verschärfte sich, als am folgenden Morgen Edith, zum Ausgehen angekleidet, ihrem Gatten mit den Worten: „ich kann nicht anders," die Hand bot.

„Wenn Du nicht anderst kannst, so thue es, aber dann kann ich auch nicht anders."

Mit diesen Worten verließ West das Zimmer, ohne die Hand seiner Gattin anzunehmen.

Eine Thräne im Auge zerdrückend, verließ Edith die ihnen angewiesene Wohnung, um das Spital aufzusuchen und sich dort in den ihr zukommenden Arbeiten zur Pflege der am gelben Fieber erkrankten Personen unterweisen zu lassen. Unterdeß stand Arthur am Fenster, sein glühendes Gesicht an die Scheiben drückend, starrte er dem Weibe nach, das bis hierher seine Seligkeit gewesen und das für immer preis zu geben, er seiner Mannesehre schuldig zu sein glaubte.

Unseren älteren, an Lebenserfahrungen reicheren Leser werden ohne Zweifel diese Auffassung Arthurs belächeln. Das ist kein Motiv, um zwei Leute zu trennen, welche sich von Herzen lieben und zur Gemeinschaft des ganzen Lebens vereinigt haben. Aber der Leser vergißt, daß in der neuen gesellschaftlichen Ordnung von der Gemeinschaft des ganzen Lebens nur blutwenig übrig geblieben war, daß die Bostoner Behörde gar keinen Anstand an der Zumuthung nahm, Herrn West nach der Insel Cuba zu schicken und seine Frau in der Schule zu behalten. Der Leser vergißt, daß gemeinschaftliche Interessen gar nicht aufkommen konnten, daß sich vielmehr die Verhältnisse eines jeden in besonderen Kreisen bewegten, die eben nur im gegenseitigen Gefallen einen einzigen Berührungspunkt hatten. Der Leser vergißt, daß da kein sacramentales Band zu sprengen war, sondern daß es sich um eine Freundschaft handelte, deren Dissonanzen nicht zur Lösung, sondern zur Scheidung drängen.

Aber doch hatte der allbarmherzige Gott, der zum Glücke für uns Menschen seine unerschöpfliche Güte auch walten läßt, wo man mit Gründen der exacten Wissenschaft seine Existenz bestreitet und auf dem Wege der öffentlichen Erziehung das tief in das Menschenherz eingegrabene Gottesbewußtsein zu ersticken sucht,

dafür liebende Fürsorge getroffen, daß auch in der socialistischen Gesellschaft die Suppen nicht so heiß gegessen werden, wie sie aufgetragen zu werden pflegen.

Elftes Kapitel.

Herrn Wests Aerger. — P. Neumann. — Jesuitisches Verfahren gegen Fieberkranke. — Die politischen Ereignisse der letzten hundert Jahre in Europa. — Ediths Rückkehr aus dem Spital. — Die Frage, auf welche alles ankommt.

Herr West hatte eine Arbeit im gewöhnlichen Sinne nicht zu leisten; das heißt, es gab für ihn keine vier Stunden täglich, während welcher er einem Arbeiteroffizier untergeben war. Er hatte vielmehr eine außerordentliche Aufgabe, die ihm seitens der Centralregierung aufgetragen war, zu erfüllen, und die Erfüllung dieser Aufgabe galt als die von der Gesellschaft von ihm geforderte Arbeitsleistung. Er hatte wöchentlich drei Vorträge in Habana zu halten, welche auf die Abendstunden verlegt waren; an den freien Tagen hielt er dieselben Vorträge im Matansas an Nachmittagen, damit ihm noch die nothwendige Zeit zur Rückfahrt nach Habana blieb und wenn er hier seinen Cyclus beendet, sollte er nach Santiago gehen, um denselben auch dort zu wiederholen. So blieben ihm für Habana und Matansas zur Entwerfung und Vorbereitung auf seinen Vortrag immer zwei freie Tage, ohne daß jedoch eigentliche Arbeitsstunden stattfanden; das mußte der Discretion Wests überlassen bleiben.

Und Herr West war sehr gewissenhaft. Er arbeitete mehr, als man von ihm fordern durfte; er begnügte sich nicht mit der Schilderung derjenigen Zustände, die er selbst erfahren, sondern er durchwühlte die öffentliche Bibliothek in Habana und studierte Werke jener Zeit, die wohl ihm verständlich waren, weil er die Zustände im Allgemeinen kannte, nicht aber dem großen Haufen, dem auf Schritt und Tritt Begriffe, Einrichtungen und Verhältnisse begegneten, von welchen niemand mehr die leiseste Ahnung hatte.

So konnte West in seinen Vorträgen viel mehr leisten, als man eigentlich zu erwarten berechtigt war. Sie behielten nicht blos das praktische Ziel im Auge, sondern hatten in der That auch einen wissenschaftlichen Werth.

Aber heute war die gewohnte Arbeitslust aus der Brust des Herrn West vollständig entwichen. Er hatte sich immer noch mit der geheimen Hoffnung getragen, Edith würde dem ihr zu theil gewordenen Befehle keine Folge leisten, sondern sich seinen Wünschen unterordnen. Es war einerseits die Ansteckungsgefahr, welche seinem Wunsche eine wenn auch selbstsüchtige, aber doch außerordentlich schwerwiegende Unterlage gab, und dann war es ihm unerträglich, daß Edith, deren Wünschen er das weiteste Entgegenkommen bewies, ihm geradezu den Gehorsam kündigte. Diese Stellung des Mannes in der Ehe widersprach durchaus seinen Begriffen männlicher Würde und männlichen Charakters. Er wollte seine Frau auf den Händen tragen, sie sollte der ganze Inhalt seines irdischen Glückes sein; aber das war s e i n Entschluß; seine Frau sollte keine Entschlüsse fassen dürfen, sondern sollte sich seinen Entschlüssen unterwerfen. Er wollte das Haupt sein und er wollte Alles, was sein war, zu seiner Frau Füßen legen, damit sie daraus erkenne, wie lieb sie ihm sei; aber wenn er so für sie sorge, dann müßte sie ihn sorgen lassen und nicht selbst sorgen wollen. Er wollte ihr Schützer sein und jeden Stein des Anstoßes aus ihrem Wege räumen; aber sie mußte sich dann auch unter seinen Schutz begeben und den Weg wandeln, den er ihr durch das Wegräumen der Steine vorzeichnete. Tyrannischen Launen seiner Frau hätte sich West vielleicht gefügt; denn darin leisteten die amerikanischen Frauen des 19. Jahrhunderts recht Bedeutendes, aber daß seine Frau im Princip selbstständig neben ihm stehen und ohne ihn zu tyrannisiren ihrem eignen Willen folgen solle, das empörte seinen ganzen Sinn. Das störte seine Würde als Mann, davon wollte er durchaus nichts wissen.

Von solchen Gedanken erfüllt, ermangelte West an diesem Tage vollständig der Arbeitslust; und es wäre ihm am liebsten gewesen, wenn er irgend Jemanden gehabt, der ihn auf einem weiten Spaziergang oder Spazierritt durch oder um die Stadt begleitet hätte. Er hätte das ja auch allein thun können; aber

er sehnte sich beinahe noch mehr nach Gesellschaft, als nach Bewegung, und wen hatte er in Habana?

Wohl hatte er manche neue Bekanntschaften geschlossen, aber keine derselben war ihm behaglich, außer Castellar, und diesen wußte er beschäftigt. Alle Uebrigen schienen in das eben zu Tage tretende Complott gegen ihn verwickelt und die freundliche Miene, welche sie ihm gegenüber annahmen, erhöhten nur noch den Widerwillen, welchen er gegen dieß Verhalten empfand.

Unter diesen Umständen war es ihm eine angenehme Ueberraschung, als er in ärgerliches Brüten vertieft, auf dem Balkone sitzend den P. Neumann die Straße daherkommen sah.

Der greise Jesuit ging sehr langsam; er hatte einen derben Krückenstock bei sich, auf welchen er sich im Gehen stützte. Es wurde ihm recht sauer, das sah man ihm an. West eilte vom Balkon hinab auf die Straße und bat den gebrechlichen Mann bei ihm einzutreten und auszuruhen.

„Ich wollte gerade zu Ihnen kommen," erwiderte P. Neumann, indem er lächelnd seine Hand nach West ausstreckte, „meine beiden Gefährten sind nach Matansas und eine mehrere Stunden dauernde Eisenbahnfahrt möchte ich meinem gebrechlichen Körper nicht zumuthen, wenn's nicht gerade nothwendig ist. Die Ueberfahrt hab ich mit Gottes Hülfe recht gut überstanden; ich bin an der Küste geboren und dem Meer von Jugend auf vertraut; aber die Hitze setzt mir bei meinen nächst achtzig Jahren stark zu. In Habana ist unsere Arbeit vollendet, meine Messe hab ich gelesen, mein Brevier gebetet, so bin ich meiner Pflichten für heute ledig und wenn Sie keine Arbeit drängt, dachte ich ein Stündchen mit Ihnen verplaudern zu können."

„Sie erfreuen mich sehr durch Ihren Besuch, Herr Pater," erwiderte West; „ich stehe gern zu Ihrer Verfügung; denn wenn ich auch Arbeit hätte, so will ich Ihnen offen gestehen, daß ich gar keine Lust zum Arbeiten habe."

„Ich kann mir's denken; denn Herr Castellar hat uns davon gesprochen, daß man Ihre Frau als Pflegerin in das Spital des gelben Fiebers dirigirte. P. Benotti und ich haben uns der Verwaltung gestern in einer Eingabe als Pfleger zur Verfügung gestellt."

Bei den letzten Worten war West, der mittlerweile mit seinem Besuch die Treppe hinaufgestiegen und in das Zimmer getreten war, stehen geblieben und starrte offenen Mundes den Jesuiten an. „Sie haben sich freiwillig gemeldet?“ wiederholte er; es schien ihm fast, als habe er den Jesuiten nicht richtig verstanden, und erst nachdem dieser gleichgültig nickte, als handle es sich um ein gewöhnliches Vorkommniß, fuhr West fort: „Aber Sie sind fremd hier? Keine Pflicht treibt Sie, welchen Grund haben Sie? . . .“

„Bedarf es denn eines Grundes, hilflose Kranke zu pflegen? Es ist ein Akt der Nächstenliebe, das ist der Grund.“

West erröthete bis an die Schläfen und der Jesuit fuhr rasch fort: „Ich bitte um Entschuldigung; ich wollte Ihrer Haltung damit keinen Vorwurf machen. Sie läßt sich aus ganz andern Motiven begreifen, als für uns in Betracht kommen können. Wir hatten ja nur zu erwägen, ob wir uns alle drei melden sollen, und da erwogen wir, daß wir hier eine Mission haben und es muß daher mindestens Einer übrig bleiben, um über die gemachten Erfahrungen der Regierung Bericht zu erstatten; so bestimmten wir den Jüngsten, den Kräftigsten unter uns, denjenigen, welcher nach dem natürlichen Verlauf der Dinge am längsten zu leben hat.“

Beide hatten inzwischen auf dem Balkon Platz genommen.

„Sie sprechen das Alles so ruhig, so gleichgültig, als ob es sich um Eierschalen handle; ich fühle mich beschämt.“

„Bei Ihnen liegt die Sache durchaus anders. Bei uns ist das ein freiwilliger Akt der Nächstenliebe. Sie stehen einem Complott gegenüber, das in einem feigen tückischen Bubenstreich gegen Ihre Frau Sie zu treffen versucht. Das sind zwei Dinge, die sich in keiner Weise über den gleichen moralischen Kamm scheeren lassen. Sie handeln menschlich, indem Sie dieß Complott kreuzen, und erfüllen Ihre Pflicht als Gatte, indem Sie eine aus solchem Grunde Ihrer Frau angesonnene Lebensgefahr von ihrem Haupte abzuwenden suchen. Wir haben schon bei Ablegung unserer Gelübde unser Leben Gott und dem Nächsten dahingegeben und weil wir nicht uns gehören, deßhalb haben wir keine Bande an irgend eine bestimmte Person geknüpft. Wenn die Stunde der Hin-

gebung kommt, können wir aller irdischen Interessen frei und ledig Gott und dem Nächsten dienen. Wundert es Sie nun, daß wir unser Gelübde einlösen?"

„Wenn Sie mir das so sagen, scheint mir das das natürlichste Ding von der Welt, und dennoch will ich Ihnen gestehen, daß ich es nie habe begreifen können. Bald erschien es mir als übermenschlicher Heldenmuth, bald als religiöser Fanatismus, der nur eine wohlthätige Richtung eingeschlagen habe, aber nicht anderer Natur gewesen ist, als jener, welcher Länder verwüstete und Ströme Blutes vergoß."

„Einen Fanatismus dieser letzteren Art gibt es im Rahmen der katholischen Kirche nicht," bemerkte der Jesuit ruhig.

„Aber, Herr Pater," unterbrach ihn West rasch, „wir kommen vielleicht ein anderes Mal auf diesen Gegenstand zurück. Sie werden, nachdem meine Frau das Fieberspital aufgesucht, meine Aufregung begreifen und ich möchte während der Debatte nicht heftiger werden, als ich nach derselben verantworten könnte."

Ein kaum bemerkliches ironisches Lächeln spielte um die Lippen des Jesuiten, als er leise zustimmend sein Haupt neigte. West fuhr rasch fort:

„Sprechen wir lieber von etwas Anderem. Ich habe ein Jahrhundert verschlafen und es ist begreiflich, daß ich nicht weiß, wie es in der Welt aussieht. Sennor Castellar hat mir vor einigen Tagen mitgetheilt, welche große Veränderungen sich im deutschen Reiche vollzogen haben; aber er konnte das doch nur in allgemeinen Umrissen, was so ungefähr in Schulbüchern zu lesen steht. Bitte, Herr Pater, erzählen Sie mir, wie das gekommen. Ich habe stets lebhaften Antheil an der deutschen Nation genommen, ich fühle eine gewisse Verwandtschaft mit ihr; aber ich hätte sie dessen nie fähig gehalten. Als ich einschlief, hielt ich den Thron der Hohenzollern für die Ewigkeit gegründet. Lief bei dem Sturze derselben nicht etwas Jesuitenpolitik mit unter?"

„Es hat wenigstens Leute gegeben, welche das behaupteten. Man machte damals die Jesuiten überhaupt für Alles verantwortlich. Mein Gott, es ist in unsern Niederlassungen traditionell geworden, daß Niemand mehr über den Hexenwahn gespottet, als der Liberalismus. Aber wenn ein Ungewitter am politischen,

socialen oder irgend welchem Horizonte aufstieg, da suchte Niemand aufrichtiger als seine Bekenner, den Jesuiten, welcher das Wetter gemacht hatte; von dem Hexenwahn waren die Hexen davongeritten; aber der Wahn war in denen, die seiner spotteten, riesengroß geworden, und in der Suche nach einem Ersatz für die Hexe, erfand ihre Phantasie den Jesuiten. Es ist nicht gerade schön, daß sie ihrem Kinde unsern Namen gegeben; aber was will man machen. Auf diese einfache Weise fand ein Gebet unseres heiligen Stifters Erhörung."

„Wieso? Davon hab ich nie Etwas vernommen."

„Der heil. Ignatius von Loyola hat Gott, seinen Orden niemals ohne Verfolgung zu lassen, und das vollzieht sich auf die sehr einfache Weise, daß man unsern Orden mit der gleichnamigen Erfindung einer vom Geiste des Liberalismus durchwehten glaubens- und sittenlosen Zeit verwechselt."

„Die Auffassung ist mir neu, aber bitte, wie vollzog sich eigentlich diese großartige Umwälzung?"

Der Jesuit zog die Stirne in Falten und machte ein sehr bedenkliches Gesicht.

„Das Aeußere hat Ihnen ja wohl Castellar gesagt; über den inneren Zusammenhang, über das, was unter der Decke spielte, darüber ist sehr schwer etwas zu sagen; da mischt sich eigene Auffassung in die objective Thatsache, da bleiben die Worte Göthes auch nach zweihundert Jahren noch richtig, daß uns die Geschichte ein versiegeltes Buch ist und der Zeitgeist im Grunde nichts Anderes, als der Geist des Menschen, in welchem sich die Zeiten spiegeln."

„Lassen Sie sich nicht dadurch abhalten," bemerkte West lächelnd, „mich zu belehren. Da wir nun einmal doch nicht die Thatsachen kennen lernen, so begnüge ich mich mit Ihren Auffassungen."

„Die Sache geht sehr weit zurück," bemerkte der Jesuit, „viel weiter als man gewöhnlich denkt und sagt. Ich möchte eine einzelne Macht für diese weltgestaltende Umbildung nicht verantwortlich machen. Wir hatten in Europa ein wunderbares Staaten- und Völkergemisch. Die geschichtliche Entwickelung hat es herbeigeführt, daß die staatlichen Grenzen überall die ethnographischen Grenzen durchschnitten. Es gab kein nationales Reich, sondern

jedes Reich bestand aus verschiedenen Nationalitäten und die Grenzen führten so, daß dieselbe Nationalität diesseits und jenseits derselben wohnte."

„Da gehen Sie allerdings weit zurück. Sie werden aber doch nicht behaupten, daß diese Zerreißung der Nationalitäten gut war?"

„Ich will darüber nicht streiten; jedenfalls legte die gleiche Abstammung der Grenzvölker dem Abschließen der Staaten gegen einander nicht unbeträchtliche Hemmnisse in den Weg. Ob man diese Abschließungstheorie für gut hält, oder nicht für gut, das wird sich danach entscheiden, was man überhaupt vom Staate hält; und das führt uns zu weit, ich constatire die Thatsache."

Herr West nickte nur leicht mit dem Kopfe.

„Nunmehr wurde durch Napoleon III. die Fahne des Nationalitätsprincips aufgepflanzt. Mit diesem Nationalitätsprincip war ganz naturgemäß ein unitarischer Zug verbunden. Man wollte nicht nur Staaten, die aus einer Nation bestanden, sondern die Nation wollte auch einen Staat bilden, damit auf diese Weise ihre Größe, ihre Bedeutung erkannt, ihr Wohlstand gefördert und ihr nationales Interesse nach Außen durch ein mächtiges Heer geschirmt werde."

„Das hat sich bereits zu den Lebzeiten meines Vaters vollzogen," versicherte West, „das kenne ich."

„Natürlich wollte kein Staat Gebiete, die von fremden Nationalitäten bewohnt wurden, an den Nationalstaat abtreten. Jeder wollte das fremde Staatsgebiet, das von seinen Nationalen bewohnt wurde, dazu haben, und so entstanden die italienischen Kriege."

„Ich kenne das."

„Nach dem italienischen Kriege kam der schleswig-holsteinische Krieg, daran schloß sich der preußisch-österreichische Krieg und dann kam der deutsch-französische Krieg. Das floß Alles Eines aus dem Andern. Und dann kam der große Revanchekrieg."

„Den hab ich verschlafen," versicherte West treuherzig. „Bis dahin kenne ich die Geschichte."

„Die Sache war einfach die, daß Rußland sich hinreichend gerüstet glaubte, um im Orient vorzugehen. Es rückte in Kleinasien vor und hatte im schwarzen Meere eine ungeheuere Flotte

gerüstet, welche von Sebastobol aus übersetzen sollte. In Europa blieben nur die Grenzen besetzt. Man hoffte vielleicht, den Krieg als einen asiatischen zu localisiren; aber Oesterreich und England erklärten den Vormarsch Rußlands für einen Casus belli und so ging es denn auch in Europa an. Natürlich sprang das deutsche Reich, da der Bündnißfall gegeben war, seinen Bundesgenossen bei, und als ein starkes deutsches Heer an der Weichsel beschäftigt war, hielten die Franzosen den Augenblick gekommen, um in Elsaß-Lothringen einzurücken. Jetzt trat für Italien die Verpflichtung ein, sich der französisch-italienischen Alpenpässe zu bemächtigen, und so den Kriegszustand zwischen sich und Frankreich zu erklären."

„Aber wann geschah denn das Alles?"

„Das geschah 1938 und man kämpfte mit wechselndem Glück bis zu dem Anfang des Jahres 1940, um welche Zeit die Sache für die Verbündeten so glücklich stand, daß mit Rußland bereits ein Waffenstillstand abgeschlossen war, um Friedensverhandlungen einzuleiten; mit Frankreich dagegen wurde der Krieg weiter geführt. Man hätte es nicht wagen dürfen, Frieden zu schließen, so tief war die gegen Frankreich gerichtete Erbitterung."

„Warum denn aber?" fragte West. „Ich habe keine Veranlassung zu glauben, daß die Culturstaaten, während ich schlief, zurückgegangen seien. Wie konnte nun im deutschen Reich eine solche Kriegswuth gegen Frankreich herrschen, beides Culturstaaten im vollen Sinne des Wortes? beide mußten wissen, daß der Krieg den Sieger wie den Besiegten schädigt."

„Und doch ist die Sache psychologisch sehr einfach zu erklären. Sie haben in Amerika wohl weniger die deutschen Verhältnisse verfolgt. Uns Deutschen war es mit dem Frankfurter Friedensvertrag ernst. Wir wollten dem Krieg ein Ende machen, wir wollten Friede mit Frankreich; aber die Unterschrift Frankreichs war auf dem Vertrage noch nicht trocken, so ging die Losung durch ganz Frankreich, daß man Revanche haben müsse, daß dieser Vertrag nur so lange bestehen bleiben dürfe, bis man hinreichende Kräfte gesammelt, um ihn zu zerreißen. Frankreich hat ein frevles Spiel mit seinen Worten getrieben und das hat in Deutschland eine große Erbitterung erzeugt."

„Aber, Herr Pater, diese Zeit habe ich noch erlebt, man kann doch Staat und Volk in Frankreich nicht für die Rodamontaden einiger Dutzend Exaltados verantwortlich machen."

„Aber das Volk von Frankreich widersprach diesen Rodamontaden nicht, sondern wählte die Exaltados in die Deputirtenkammer und diejenigen, welche redeten und diejenigen, welche schwiegen, in Einem waren sie einig: in ungemessenen Geldbewilligungen für Rüstungszwecke."

„Das ist allerdings richtig."

„Das deutsche Reich mußte gleichen Schritt halten und das that dem verhältnißmäßig armen Lande weh, sehr weh, und für all dieß Weh wurde natürlich Frankreich verantwortlich gemacht; dazu kam denn noch die Liebäugelei mit Rußland, die neue Opfer verlangte; das steigerte den nationalen Haß immer fort, bis er sich dann endlich in dem ausgebrochenen Kriege entlud. Ich erinnere mich noch seiner wüthenden Ausbrüche als die ersten französischen Kriegsgefangenen kamen. Damals war ich ein Knabe von zehn bis zwölf Jahren. Aus den Kriegsjahren 1870 habe ich Berichte gelesen über die Aufnahme der Kriegsgefangenen, die mich eigenthümlich berührten. Unsere eigenen Truppen könnten ja nicht gastfreundlicher, ja man könnte sagen, zärtlicher empfangen werden, als die französischen Kriegsgefangenen. In diesem letzten Kriege mußte die Eskorte von dem Kolben Gebrauch machen, um die Kriegsgefangenen vor der Wuth des Volkes zu schützen."

„Das war aber nicht schön, Herr Pater."

„Das will ich auch nicht behaupten," antwortete dieser, „aber daß das deutsche Volk siebzig Jahre hindurch für den Militärsäckel arbeiten mußte, daß namentlich die breite damals selbst vielfach nothleidende Masse Opfer auf Opfer bringen mußte, und zwar Opfer, von denen Sie in Amerika, welche Sie keine Militärdienstpflicht hatten, sich gar keinen richtigen Begriff machen können, und Alles dieß weil Frankreich einen Frieden nicht halten wollte, um den es selber angesucht, den es mit seiner Unterschrift verbürgt und auf Grund dessen die deutschen Truppen das Land geräumt hatten; sehen Sie, lieber Herr West, das war auch nicht schön; aber das erklärt es, wenn in Deutschland Volk und Heer mit einer Stimme nach der Vernichtung Frankreichs schrieen; denn dießmal

hatten sich die Franzosen nicht einmal die Mühe eines Kriegsvorwandes genommen, sondern hatten nur constatirt, daß jetzt der Augenblick gekommen sei, um das mit Gewalt von Frankreich getrennte Elsaß-Lothringen zurückzufordern. Bemerken Sie, Herr West, das ist eine Unverfrorenheit, welche in der Weltgeschichte selten vorkommt.“

„Also Frankreich sollte vernichtet werden?“

„Ja und diese Thatsache bildete den Wendepunkt; die in die Enge getriebenen Franzosen versprachen der italienischen Regierung Welschtirol, Triest und Dalmatien. Die Regierung hatte aber durchaus keine Lust mit dem untergehenden Frankreich Verträge zu schließen. Da versuchten es die Franzosen mit der Revolution und ließen erklären, sie würden ein Armeecorps nach Rom senden, welches je nach der Aufnahme, die es finden würde, die weltliche Gewalt des Papstes wieder herstellen würde, in Folge dessen Frankreich die werkthätige Sympathie der Katholiken des Erdkreises gewänne, oder es würde mit Hilfe einer irridentistischen Revolution das Haus Savoyen entthronen. Sie würden die italienische Republik und den Krieg gegen Oesterreich proclamiren. Diese Vorschläge wurden den Führern der geheimen Gesellschaften gemacht, und die Revolution hatte zu wählen zwischen der Bundesgenossenschaft Frankreichs und der Wiederherstellung des Patrimoniums Petri.“

„Meinen Sie, Herr Pater, daß das Letztere gegen den Willen Italiens so glatt hätte geschehen können?“

„Gegen den Willen Italiens?“ fragte der Pater erstaunt. „Entweder haben zu Ihrer Zeit sehr sonderbare Zustände in Italien geherrscht, oder Sie haben in Amerika sehr sonderbare Begriffe von denselben? In Italien standen sich die Katholiken und Revolutionäre einander gegenüber. Die besten Truppen standen in den Alpen und hielten Savoyen besetzt und auf welcher Seite sich das französische Armeecorps schlug, der gewann. Im Heere selbst herrschten dieselben Parteien. Wenn ein Krystallisationspunkt da war, auf den man sich stützen konnte, dann schloß sich die eine Hälfte des Heeres demselben an und nahm gar keinen Anstand auf die andere zu schießen. Das waren die Zustände in meiner Jugend und Sie können sich denken, Herr West, welche Wahl die revolutionäre Partei traf. Eine französische Flotte

erschien vor Civita Vechia und drei Tage darauf war der König Victor trotz seines schönen Namens auf der Flucht. Die italienische Republik war proclamirt."

„Und Italien erklärte sich darauf für Frankreich?"

„Natürlich," bestätigte der Jesuit, „einen andern Zweck hatte die Sache nicht. Dieser Abfall bildete den Wendepunkt. Oesterreich suchte seine von Italien bedrohten, von Truppen völlig entblößten Provinzen zu decken, das sicherte Rußlands Uebermacht über Oesterreich und die deutsche Hülfe, die etwa kommen sollte, wurde durch französische Heere festgehalten. Zuerst wurde Oesterreich geschlagen, dann warfen sich Russen und Franzosen vereint über die Deutschen, während die Italiener sich noch mit den Resten der österreichischen Macht herumschlugen."

„Das waren freilich schlimme Tage für das deutsche Reich."

„In Westfalen kam es zu einer fünftägigen Schlacht, die in der Weltgeschichte ihres Gleichen nicht hat. Dritthalb Millionen Menschen standen sich einander gegenüber mit den fürchterlichsten Waffen ausgerüstet. Ueber sieben Meilen dehnten sich die Schlachtlinien aus; fünf Tage hindurch hielt das deutsche Heer einer fast doppelten Uebermacht stand. Ueber eine Million Todte und Verwundete bedeckten das Schlachtfeld. Es war ein Würgen und Morden, wie es nie vorher erlebt worden und so Gott will, auch nicht mehr erlebt werden wird. Bei Unna fiel der letzte Hohenzoller, von dreißig Wunden bedeckt, er wurde im Handgemeng getödtet, weil er nicht zu bewegen war, als der Verlust der Schlacht unwiderruflich erkannt wurde, das Schlachtfeld zu räumen. Der ganze Stab, das ganze militärische Gefolge des Kaisers fiel an diesem Platze. Es schienen die Zeiten der alten Germanen wieder aufgelebt, in welchen die Deutschen es als einen Schimpf erkannten, den Tod des Führers zu überleben. Sie lagen zu Hunderten, Soldaten und Generale den Hügel hinauf, auf dessen Spitze die Kaiserstandarte aufgepflanzt war und wo der Kaiser fiel. Der Feind selbst hat das ehren wollen und von dem Orte, wo das Riesengrab deutscher Tapferkeit und Treue liegt, trägt die Schlacht in der Geschichte den Namen einer Schlacht bei Unna."

Ein leiser Schauder überrieselte den Rücken Wests; nach einer kurzen Pause fuhr P. Neumann fort.

„Die Folgen dieser Schlacht können Sie sich wohl denken. Frankreich nahm alles Land bis an den Rhein, Rußland bemächtigte sich aller slavischen Länder, die zum deutschen Reiche und zu Oesterreich gehört hatten, aus Ungarn wurde eine Habsburgische Secundogenitur gemacht, die Italiener waren zwar von den Oesterreichern in zwei Schlachten geschlagen worden, bekamen aber dennoch im Frieden Triest und Welschtirol."

„Ei, das war immer so. Wenn Italien durch italienische Siege hätte zu Stande kommen sollen, dann wäre es nie zu Stande gekommen."

„Das deutsche Reich stand jetzt rathlos. Die Blüthe des Heeres war begraben, oder lag in den Lazarethen. Einen Fürsten mit starker Hand gab's nicht mehr; es herrschte eine allgemeine Abgeschlagenheit. Der noch vorhandene Höchstcommandirende der Heerestrümmer führte eine Art Regierung weiter, und mit ihm wurde auch Frieden geschlossen. Kaum aber waren die Russen über die neuen deutschen Grenzen hinaus, so brach von den französischen Radicalen geschürt eine socialistische Revolution aus, welcher keine Kraft gegenüberstand, die ihr hätte entgegentreten können. Eine Heeresdisciplin gab's nicht und zwei Drittel des Heeres liefen zu den Socialisten über."

„Und die Russen? was thaten die?"

„Denen konnte es ja nur angenehm sein, wenn Deutschland sich weiter zerfleischte. Sie beobachteten eine recht wohlwollende Neutralität und — ich will Niemanden etwas Böses wünschen, aber es gereicht mir doch zu einer gewissen Genugthuung, daß die Deutschen ihnen dieß Wohlwollen später heimgezahlt haben."

„Wieso?"

„Die Socialisten siegten und es wurde die Diktatur des Proletariats eingeführt mit der Aufgabe, die damalige Gesellschaftsordnung in die neue socialdemokratische Ordnung überzuführen. In Frankreich hatte man bereits in den letzten zwanzig Jahren dem viel vorgearbeitet. Eine Menge Gewerbe waren auf gesetzlichem Wege verstaatlicht worden, und unter fünf Franzosen standen sicher drei in Staatsarbeit. Gleichen Schritt damit hatte die Zunahme an Staatsgrundbesitz gehalten. Der französische Staat expropriirte nicht, sondern kaufte auf. Das Land verpachtete er

und wenn dann ein genügend großer Complex zusammen war, so daß sich die Anwendung landwirthschaftlicher Maschinen lohnte, so übernahm er den Betrieb und stellte den Pächtern frei, bei ihm in Dienst zu treten. Diesen blieb gar keine andere Wahl, denn woher sollten sie Land nehmen? und mit dieser Art Großbetrieb konnte der kleine französische Bauer nicht concurriren. Was blieb ihm übrig? Er verkaufte an den Staat, welcher mit einem strammen Geldbeutel bereit stand und trat dann in dessen Dienste. Das machte sich so langsam und ohne daß Jemand in seinen Rechten eigentlich gekränkt wurde, zwanzig Jahre hindurch; nun kam in Deutschland die Dictatur des Proletariats, welche den französischen Vorsprung schleunigst nachholen wollte, aber kein Geld hatte. Man machte die Sache ohne Geld."

„Das heißt man zog das Privateigenthum ein?"

„Ja, so ungefähr. Zuerst kamen die kirchlichen Güter an die Reihe. Mit der wunderbarsten Unverfrorenheit behauptete man, das sei Alles aus Staatsleistungen entstanden und gehöre folglich dem Staate. Dann kamen alle Arten Wohlthätigkeits-anstalten, da man deren in der neuen Staatsordnung nicht mehr bedürfe. Für die Steuer nahm man eine Progression an, welche einer Confiscation des beweglichen Eigenthums gleich kam, und mit den so confiscirten Geldern expropriirte man den Immobiliarbesitz."

„Damit hatte man natürlich Frankreich bald eingeholt."

„Ganz richtig," bestätigte der Jesuit. „Die Sache wurde nur durch die Russen verzögert."

„Was wollten denn diese wieder?"

„Diese hatten inzwischen die europäische Türkei und Klein-asien genommen und begannen sich eben mit Persien auseinander zu setzen. Daß in Deutschland keine geordneten Zustände sich vorfanden, war ihnen natürlich sehr angenehm. Aber eine andere Seite der Sache wurde ihnen plötzlich bedenklich, die nihilistischen Umtriebe in Rußland — verstehen Sie, was ich meine?"

„Gewiß, Nihilisten gab's schon zu meiner Zeit. Also die waren in der zweiten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts immer noch nicht vernichtet?"

„Im Gegentheil; sie hatten an Bedeutung und Tiefe gewonnen. Bedenken Sie die Stufe, auf welcher die russische Gesellschaft stand."

„Ja, ja!"

„Was sich nun in Deutschland ereignete, hatte eine höchst verdächtige Aehnlichkeit mit dem nihilistischen Programm; denn die Nihilisten hatten längst ihren ursprünglichen Boden politischer Reformen verlassen und erstrebten eine socialpolitische Revolution; und da wollte Rußland kein Schauspiel an seiner Grenze dulden, welches diese socialistische Revolution zum Verständniß der Masse brachte. Es erhob daher, gestützt auf seine brutale Gewalt, Einspruch."

„Und die Folge davon?"

„Diesmal lagen die Verhältnisse wesentlich anders. Das socialistische Deutschland hatte das socialistische Frankreich hinter sich, nicht gegen sich, und Dalmatien, Rhodus und Malta, wonach noch Italien gelüstete, befand sich im russischen Besitze. England, das bei dem letzten großen Kriege mit seiner Flotte engagirt gewesen und die Ausdehnung Rußlands in Asien sehr argwöhnisch beobachtete, stellte wiederum Schiffe und außerdem Geld in Aussicht. Der socialistische Dictator war ein schlauer Bursche; das muß man ihm nachreden. Er verhandelte einige Wochen mit den Russen ungemein höflich und entgegenkommend; aber er wollte nichts unterzeichnen, während Rußland ein Einmischungsrecht für den Fall weiterer Ausbildung socialistischer Theorien verlangte. Das dauerte, wie gesagt, einige Wochen; Rußland trat entschiedener auf und bemerkte zu seinem nicht geringen Erstaunen plötzlich, daß der socialdemokratische Dictator die Nase parallel mit den Wolken trug und Rußland den Rath gab, sich um seine eigenen Angelegenheiten zu bekümmern."

„Sieh, sieh! Wie war denn das gekommen?"

„Auf die natürlichste Weise von der Welt, es war eine Allianz zwischen dem deutschen Reiche, Frankreich, England und Italien zu Stande gekommen und als Rußland den Krieg erklärte, rückten unsere Truppen in Polen ein und proklamirten die polnische Republik."

„Aber hatten sie denn Truppen? Das socialistische Programm . . . ."

„Mein lieber Herr West," unterbrach ihn der Jesuit, „wenn man Rußland zum Nachbar hat, dann muß man Truppen haben,

viele Truppen, tüchtige Truppen, mag sonst was immer im Programm stehen."

„Wir haben doch auch Rußland zum Nachbar, wir haben keine Truppen."

„Das werden Sie vielleicht auch noch schwer büßen müssen. Man sagt im deutschen Reiche, daß dieß Land wohlhabend und fruchtbar sei, daß in Folge der Ausnützung einer ungemessenen Maschinenkraft die Arbeitszeit der Menschen sich auf vier Stunden verringert habe und daß eben in der Presse die Frage debattirt wird, ob nicht durch Herstellung einer gleichmäßigen Tracht der Männerwelt die Herstellung der Kleider und Kleiderstoffe sich in einer Weise vereinfache, daß dadurch Arbeitszeit gespart, so daß die Arbeitszeit um zehn Minuten herabgesetzt werden könnte."

„Sie sind ja außerordentlich eingeweiht. Ich habe von der Sache erst kurz vor meinem Wegzug hierher erfahren; ich lege dem kein Gewicht bei; aber mein Schwiegervater sprach mir davon. Ob der Mensch zehn Minuten mehr oder weniger arbeitet . . . ."

„Aber Herr West, das ist ja ungeheuer wichtig, es handelt sich nicht von einem einzelnen Menschen, sondern von siebzig Millionen und in den Branchen, in welchen nicht schichtenweise Tag und Nacht gearbeitet wird, sondern nur zu den vier bestimmten Stunden, handelt es sich auch um zehn Minuten Maschinenkraft. Addiren Sie sich diese Summe von Productionskraft zusammen, die Sie einfach aufgeben, weil — ihre Mittel ihnen das erlauben. Glauben Sie, daß man in Rußland dieß Symptom eines ungeheueren Reichthums nicht beachtet? Was meinen Sie, wenn Rußland auf dem Wege über die Aleuten gewinnen wollte, was es an der Weichsel verloren hat?"

„Hat es denn verloren?" fragte West. „Ist es wirklich wahr, Polen sei wieder aufgerichtet, erzählte mir Castellar."

„Und zwar in seinem alten Umfange. Es ist merkwürdig, zu Ihrer Zeit hat man als politisches Axiom festgehalten, daß Rußland in Folge seines ungeheueren Gebietes unangreifbar sei. Nichts ist irriger. Rußland hatte seine Achillesferse und an dieser wurde es angegriffen. Man hat sich früher allerdings gescheut, dies zu thun, und ich kann das begreifen; die Wiederaufrichtung Polens war zu Ihrer Zeit eine Gefahr für Preußen und Oester-

reich. Posen und Galizien wären nicht zur Ruhe gekommen, bis sie wieder mit dem Hauptlande vereinigt gewesen. Aber jetzt hatte Rußland im vorhergehenden Kriege das Alles inkorporirt, Lemberg und Posen waren russisch und so war kein selbstsüchtiges Interesse vorhanden, welches der Errichtung eines großen Polen im Wege stand. Rußland konnte allerdings nicht in einem Feldzuge bewältigt werden, denn da brauchte es nur sich zurückzuziehen und das Land zu verwüsten; aber wenn man die Rußland widerwärtigen Völkerschaften zu einem Staatsganzen vereinigte, dann mußte Rußland kommen und das zu verhindern suchen. Wie viel Land jenseits der Grenze lag, das konnte uns ganz gleichgültig sein, wir gingen nicht dahin, sondern besetzten Polen. Hier wurden die Schlachten geschlagen, in denen Rußland dem vereinten Ansturm Europas unterlag."

„Jetzt verstehe ich, was Castellar mir nur andeutete. Nun ist es mir auch klar, warum Rußland den Schwerpunkt seiner politischen Macht nicht mehr in St. Petersburg, sondern in dem südlichen Sibirien, in Irkutsk sucht."

„Diese Bewegung ist sehr von uns beachtet worden; nehmen Sie sich in Acht, Rußland rückt über Ostasien, wir haben trotzdem unsere militärischen Einrichtungen nicht abgeschafft, weil wir überzeugt sind, daß Rußland in einem solchen Falle Polen überwältigen und seine präponderirende Stellung wieder einnehmen werde. Hüten Sie sich; es rückt Ihnen näher auf den Leib, und Sie haben ihm keine bewaffnete und organisirte Macht entgegen zu stellen."

„Sie werden ja ohne Zweifel den Präsidenten in Washington sprechen. Es wäre gut, wenn Sie ihn darüber aufklärten. Ich bin noch nirgendwo auch nur einem Funken Mißtrauen gegen Rußland begegnet. Sie haben also Polen aufgerichtet, und was war die Folge davon?"

„In Mitteleuropa gab es wiederum eine neue Karte. Die Gegensätze der Nationalitäten hatten sich durch die Waffenbrüderschaft gegen Rußland so ziemlich verwischt und so kam man in Güte überein, daß Jedermann abstimmen solle, welchem Reiche er angehören wolle. Die noch auf dem Continent vorhandenen Souveräne von Belgien, Holland und Dänemark, deren Throne

außerordentlich wankend geworden, nahmen gerne eine Geldabfindung an und so entschied sich Belgien, Luxemburg und Lothringen für Frankreich, Elsaß und ein Theil von Dänemark für das deutsche Reich, Oesterreich, das mittlerweile sehr klein geworden, wurde Protektor eines von den Balkanstaaten gebildeten Bundes, dafür mußte es Dalmatien und Welschtirol an Italien abtreten, und bedang sich als Gegenleistung die Lösung der römischen Frage aus. In Folge dessen erhielt der Papst als weltlicher Souverän die leoninische Stadt und ein sich über Civita Vecchia und Vellotoi hinaus erstreckendes Gebiet. Auch diese Leute wurden zur Abstimmung zugelassen und wer nicht päpstlich werden wollte, der sollte reichlich entschädigt werden, damit er sich anderswo niederlassen könne."

„Was Sie sagen, das ist ja sehr interessant, und wie fiel die Abstimmung aus?"

„Ah, der Papst wollte auch die andern Gebiete des Kirchenstaates gefragt haben. Darauf ließ man sich aber wohlweislich nicht ein."

„Die Abstimmung geschah zu Gunsten des Papstes?"

„Natürlich, die Andern wären auch gerne päpstlich geworden."

„Aber wie fand sich denn da der Papst mit seinen unerschütterlichen Principien ab?"

„Sehr einfach. Zum Ersten ist der größere oder geringere Besitz einer weltlichen Herrschaft kein Princip, sondern eine Thatsache, welche von dem Gang der politischen Ereignisse abhängig ist. Principiell ist das Recht der Kirche auf diesen Besitz und dieß Recht hat der Papst durch einen Protest gewahrt. Es liegt aber kein Grund vor, auf einen Theil dieses Rechtes einstweilen zu verzichten, wenn man das Ganze nicht erlangen kann. Es wäre unklug von der Curie gewesen, diesen Theil nicht anzunehmen, da auch dieser Theil die territoriale Unabhängigkeit des Heiligen Vaters sichert. Der Heilige Vater erstrebt keine weltliche Souveränetät aus Herrschbegier oder Ehrgeiz, sondern weil er, der Stellvertreter Christi, von jeder Macht unabhängig sein muß; und diese Unabhängigkeit kann nur in zweierlei Weise gesichert sein; entweder muß er Souverän sein oder er darf sein Leben für Nichts achten. Letzteres wäre eine heroische Tugend und die Päpste haben sie oft genug

bewiesen, um endlich auf eine minder grausame und blutige Garantie ihrer Unabhängigkeit Anspruch zu haben."

In diesem Augenblicke wurde die Thür geöffnet und Edith trat etwas erhitzt ein; sie war offenbar rasch gegangen. Sie trat auf West zu und reichte ihm beide Hände hin.

„Da bin ich wieder, lieber Arthur, es ist mir im Spitale nicht so übel gegangen. Für heute ist mein Dienst fertig. Ich habe noch keinen Kranken zu Gesicht bekommen, sondern wir Neubefohlenen wurden einstweilen über die Erfordernisse der Pflege instruirt. Morgen geht die Sache eigentlich erst an."

„Der Herr Pater . . . ."

Jetzt erst bemerkte Edith den Jesuiten, der etwas zur Seite gestanden hatte.

„Ich freue mich Sie zu sehen, Herr Pater," bemerkte Edith, indem sie ihm, ohne irgend welche Verlegenheit zu zeigen, die Hand hinstreckte. „Sie können da gleich zwischen uns einen Streit entscheiden."

„Rufen Sie lieber keinen Dritten zur Entscheidung Ihrer ehelichen Streitigkeiten an. Das ist eine gefährliche Sache für den Frieden Ihrer Ehe."

„Zum Glück ist unser Streit nicht so tiefgreifend," sagte Edith leichthin."

„Tiefer als Du glaubst," bemerkte West, dessen Stirne sich in Falten zog. „Es handelt sich nicht um den Gegenstand unseres Streites, da erscheinst Du größer und selbstloser als ich. Es handelt sich um die Grundsätze, die zu diesem Streite Veranlassung gaben."

„Ich will ihn nicht kennen," sagte der Jesuit abwehrend, „aber, Herr West, wenn Sie zugeben, daß Ihre Frau größer und selbstloser in demselben erscheint, so meine ich, sollten Sie dießmal das größere Gewicht auf diesen Umstand legen, und Sie, Frau West, können sich mit dieser Anerkennung zufrieden geben. Reichen Sie sich die Hände, das ist das Beste, was Sie thun können, und da ein Dritter hierbei nur störend wirkt, so gestatten Sie mir, daß ich mich zurückziehe."

Der Jesuit nahm seinen Hut und wollte gehen; aber beide hielten ihn fest. Jetzt sollte er gerade entscheiden, er und sie behaupteten Recht zu haben, und das müsse anerkannt werden. Ver-

gebens versicherte der Jesuit, es sei für ihr einträchtiges Zusammenleben entschieden besser, wenn sie Beide behaupteten, Unrecht zu haben und sich gegenseitig um Verzeihung bäten. Er wurde auf seinen Sitz zurück genöthigt und die Beiden trugen ihm ihre Sache vor.

„Sie werden Beide mit meinem Urtheil wenig zufrieden sein, wenn Ihnen so viel daran gelegen ist, es zu vernehmen. Sennor Castellar hat mir bereits einige Andeutungen gegeben, daß man unser Zusammensein nicht gerne sähe."

„Ich scheere mich den Teufel drum," fuhr West auf.

„Warum berufen Sie sich denn zu diesem Behufe auf den Teufel?" fragte der Jesuit sarkastisch, während West beschämt die Augen niederschlug. Dann fuhr der Jesuit fort: „Wir werden deßhalb unsern Aufenthalt abkürzen, um das amerikanische Festland zu betreten. Unsere Ansicht über die hiesigen Schulen steht auch bereits fest, und sobald meine hochwürdigen Confratres von Matansas zurück sind, werden wir dem Arbeitergeneral unsern Abschiedsbesuch abstatten, wenn er nicht unser Anerbieten als Spitalpfleger einzutreten, annimmt."

„Ich werde Ihren Weggang bedauern," erwiederte West. „Gelegentlich meiner Vorträge habe ich manchen Gedankenaustausch mit Ihnen gehabt, den ich vermissen werde."

Der Jesuit verbeugte sich schweigend.

„Sie werden aber doch zugestehen," fuhr West fort, „daß ich berechtigt bin, das Haupt meiner Familie zu sein."

„Nach göttlicher Anordnung ja, nach den Anordnungen der Vereinigten Staaten, nein."

„Ich habe also Recht," riefen Beide aus einem Munde.

Der Jesuit zuckte dazu die Achseln.

Es erfolgte eine kurze Pause. Dann erhob sich Edith. „Es käme also darauf an," sagte sie, „wer das Recht hat, Anordnungen zu treffen: die Vereinigten Staaten existiren, ich bin ihrer Gewalt unterworfen, sie schützen mich, sie sorgen für mich und als Bürgerin dieser Staaten geschieht dieß nach denjenigen Normen, die ich selber habe entwerfen helfen. Danach habe ich Recht. Sie berufen sich für das Recht meines Gatten auf ein Wesen, welches, wenn es vorhanden wäre, über den Vereinigten Staaten stände, dessen An-

ordnungen alle entgegenstehenden Anordnungen vernichten müßten, welches ich nicht zu kritisiren, sondern dem ich mich nur zu unterwerfen hätte. Nach den Anordnungen dieses Wesens, sagen Sie, hätte mein Gatte Recht. Aber dieß Wesen sehe ich nicht, ich erkenne es nicht, es ist für mich ein Wahn früherer Jahrhunderte, der von der Wissenschaft längst überwunden wurde. Danach fragt es sich, ob die ganze Wissenschaft mit ihren Forschungen im Irrthum ist, ob dieß Wesen trotzdem existirt und ob dieß Wesen solche Anordnungen getroffen hat. Wenn das so sicher steht, wie die Existenz der Vereinigten Staaten," fügte sie mit einem unwillkürlich etwas ironisch klingenden Ton ihrer Stimme hinzu, „dann hat mein Gatte Recht und ich würde nicht nur dieß Recht anerkennen," sagte sie ernst zum Pater gewendet, „sondern auch die Consequenzen daraus ziehen."

„Ich bewundere den Scharfsinn und die Tiefe, mit welcher Sie den springenden Punkt auffassen und darlegen. Ihre Mädchen scheinen in Boston eine anerkennenswerthe philosophische Ausbildung zu erhalten und ich bedaure nur, daß der materielle Inhalt Ihrer Philosophie nicht auf gleicher Höhe mit der formellen Ausbildung Ihres Verstandes steht. Diese Frage ist sehr ernst und mein Beruf wie meine priesterliche Würde verbieten mir einer ernsten Discussion aus dem Wege zu gehen. Wollen Sie diese ernste Discussion führen?"

„Es ist ja ganz natürlich, daß Gott existirt," sagte Herr West. „Zu meiner Zeit war diese Wahrheit allgemein anerkannt."

„Aber, mein Bester," unterbrach ihn Edith, „wenn das so natürlich ist, warum hast Du nie gesucht, mich davon zu überzeugen? Ich habe nie ein Hehl daraus gemacht, daß mir das Christenthum nicht minder Mythe ist wie der Götterhimmel des Olymp. Du gibst vor, mich zu lieben, und hast mit mir unzählige Male des Wesens gespottet, das man zu Deiner Zeit gläubig verehrte; und jetzt erscheint es Dir auf einmal natürlich, daß es existirt, da die Anordnung dieses Wesens Dir Recht gibt. Nein, mein Lieber, damit ist's nichts. Ich werde nie an einen Gott glauben, den Du in dem Augenblicke bekennst, in welchem er Dir dient. Wenn Du mir Deinen Gott wahrscheinlich machen

willst, dann mußt Du vor Allen Dingen ihm dienen. Das ist eine der köstlichsten Lehren der Geschichte, daß Gott überall der Hausmeier der Großen und Reichen ist, wo es sich um deren Schutz gegen das mißhandelte arme Volk handelt, und daß er überall da von der Bildfläche verschwindet, wo es sich um die Befriedigung ihrer Selbstsucht dreht. Das ist kein Gott, der die Menschen geschaffen, sondern ein Gott, der von den Menschen geschaffen worden ist, von den Einen, um die politische und finanzielle Ausbeutung zu heiligen, von den Andern, um in ihrer sklavischen Unterwürfigkeit das Gefühl ihrer Würde nicht zu verlieren oder einen Trost im Elend zu besitzen. Stehen diese Thatsachen nicht richtig? Herr Pater!"

„Ich bin leider nicht im Stande, im großen Ganzen die Thatsachen abzuleugnen; aber Sie verwechseln die Ursachen mit den Folgen. Ich bestreite nicht, daß sich Leute einen Gott geschaffen haben, der ihnen dient; dieser Gott ist aber nicht der Gott, der existirt, und ich bestreite namentlich, daß Gott aus dem Bewußtsein der menschlichen Würde und aus dem Bedürfniß des Trostes im Unglück hervorgegangen, sondern umgekehrt, daß die Würde des Menschen in Gott wurzelt und daß er den Armen zum Troste gereicht, weil er existirt."

„Also wir stellen vor Allem die Existenz fest," schloß Edith. „Sie sehen, daß ich die Sache sehr ernst nehme. Erlauben Sie, daß ich meine Mantille abnehme; darf ich einige Erfrischungen bringen? ich vermuthe, unsere Debatte wird ziemlich lange währen."

„Ich danke," sagte P. Neumann; „wir haben bereits gefrühstückt und ich bin nicht gewöhnt Zwischenmahlzeiten einen Theil der wenigen Zeit zu opfern, welche uns auf Erden gegönnt ist."

Edith ging in ein Nebenzimmer, um die in Cuba übliche Mantille abzulegen und kam gleich darauf wieder zurück. Sie nahm dem Jesuiten gegenüber Platz, während West um die Erlaubniß bat, sich eine Cigarre anzuzünden; denn er dachte bei diesem Gespräche sich auf die Rolle eines aufmerksamen Zuhörers zu beschränken.

Zwölftes Kapitel.

Ein Gespräch über Gott. — Die Descendenztheorie. — Seele und Leib.

„Ich bin bereit,“ sagte Edith und warf einen herausfordernden Blick auf den Pater.

„Haben Sie Beweise, daß Gott nicht existirt?“ fragte dieser.

„Nein, ich brauche auch keine solche;“ meinte die junge Frau mit sarkastischem Lächeln. „Man hat uns gesagt, daß diese Manier früher sehr beliebt gewesen sei; man läßt den Andern die Nichtexistenz beweisen. Sie behaupten Gott, also müssen Sie ihn auch beweisen; ich behaupte nichts, folglich brauche ich auch nichts zu beweisen.“

„Aber meine liebe Frau West, ich frage nicht, ob Sie zu beweisen brauchen, sondern ob Sie Beweise haben. Die Widerlegung derselben wäre dann wohl auch für mich ein Argument gewesen.“

„Das müßte ich bestreiten.“

„Allerdings, mathematisch beweiskräftig ist das nicht; aber wenn auf der einen Seite alle Einwände in Nichts zerfallen und auf der andern Seite während der Dauer von Jahrtausenden die Tausende Millionen Menschen, die lebten, an Gott geglaubt haben, so ist das doch eine sehr merkwürdige Thatsache.“

„Ei, Herr Pater, die Menschen haben an Vieles geglaubt, Jahrtausende hindurch, was sich hintennach als irrthümlich erwies.“

„Aber nie ohne Grund, sie konnten auf Grund einer Sinnestäuschung irgend etwas für wahr halten, was nicht wahr ist; wenn sie den Himmel sahen, konnten sie denselben für ein blaues Gewölbe halten; aber wenn überhaupt kein Himmel da war, werden Sie zugestehen, daß sie von seiner wahren oder falschen Natur auch keinen Begriff haben konnten. Genau so verhält es sich mit Gott. Gott kann nicht unmittelbar durch die Sinne erkannt werden; von Ihrem Standpunkte aus würde also die Bildung eines Gottesbegriffs unmöglich sein. Wenn der Begriff einmal besteht, dann kann er ja nach der Individualität des einzelnen

Menschen gefälscht werden; aber seine Entstehung scheint mir unerklärlich zu sein."

„Doch nicht, Herr Pater," bemerkte Edith nach kurzem Besinnen. „Wir schließen von einer Wirkung auf eine Ursache; wenn wir den Blitz zucken sehen und den Donner rollen hören, so fragen wir, woher das kommt und nun stellen Sie sich die Bildungs- und Erkenntnißstufe des neuentstandenen Geschlechtes vor. Der Mensch wird auf die Vermuthung kommen, daß da Oben Einer blitzt und donnert, er wird von der Gewalt des Blitzes auf dessen Macht schließen und so mag vielleicht dieser erste Gedanke entstanden sein, der sich dann später in der verschiedensten Weise ausgebildet hat."

„Ich kann mir diesen Hergang mit der menschlichen Natur nicht vereinigen. Dem ersten Menschen, der eine solche Meinung kund gegeben, würde man mit der Frage begegnet sein, woher er das wisse, und wenn er darauf der Wahrheit gemäß erwidert hätte, er stelle sich das so vor, so würde seine Vorstellung jeder Autorität entbehrt haben. Ich gebe das nicht als beweiskräftigen, mathematischen Satz," fuhr der Pater rasch fort, als Edith erwidern wollte. „Ich führe es nur als eine beachtenswerthe Thatsache an, welche durch einen weiteren Umstand eine noch höhere Bedeutung gewinnt."

„Ich constatire," begann Edith . . . .

„Daß das nicht beweiskräftig ist," setzte der Pater fort, „ich komme sogleich dran. Lassen Sie mich nur meine Thatsache vorbringen, die können Sie dann auch constatiren."

„Ich höre."

„Sie werden wohl der Ansicht sein, daß der Mensch eine Weiterentwickelung des höchst entwickelten Affen ist, und Sie werden sagen, daß im Laufe von Millionen Jahren auch aus dem Menschen sich wiederum ein höher organisirtes Wesen entwickelt habe."

„Ich behaupte nicht eigentlich, daß der Mensch ein bloßes Product eines höchst entwickelten Affen sei, ich behaupte vielmehr, daß die organische Welt in einem fortwährenden Entwickelungsproceß sich befinde. Der heutige Mensch ist nicht mehr physiologisch das Wesen, das der erste Mensch war, und wird in tausend

Jahren nicht mehr das Wesen sein, das er heute ist. Wir brauchen für das Eintreten dieser Veränderungen keine Millionen Jahre. Die kommen von einer Generation zur andern; aber sie sind so unendlich unbedeutend, daß es der Millionen Jahre bedarf, um die Aenderungen wahrnehmbar zu machen. Als der höchst entwickelte Affe in das, was wir heute Mensch nennen, überging, da hätte der geübteste Physiologe selbst mit Hülfe des Mikroskops schwerlich eine Verschiedenheit zu entdecken vermocht. Das hat sich Alles unmerklich gemacht und wenn dann die Zwischenglieder ausstarben, so waren die getrennten Arten fertig. Man hat in den früheren Zeiten diese Entwickelungstheorie etwas derb vorgetragen. Es schien fast, als ob das Junge eines Affen ein Mensch gewesen wäre. Das war und blieb Affe und das gab hunderttausend Generationen, bis endlich ein Mensch ward, der noch auf allen Vieren lief und seine Wohnung in Baumkronen hatte."

„Es könnte so sein," sagte der Pater bedächtig, „aber wo sind denn die hunderttausend Generationen? Wer behauptet, muß beweisen, sagten Sie mit Recht; wo sind denn ihre Zwischenglieder, die so unmerklich von einander abweichen? Man will herausgeforscht haben, daß einst ein ungeheuerer Continent in die Tiefen des indischen Oceans sank, und daß auf jenem Continent all diese hunderttausend Generationen sich vollzogen hätten. Es trifft sich recht unglücklich, daß gerade er versinken mußte; aber deßhalb laß ich mich nicht in die Tiefen des indischen Oceans senden, um dort zu prüfen, ob die Behauptungen, welche Sie über die Entstehung des Menschengeschlechtes aufstellen, richtig sind oder nicht. Ihre Sache ist es, mir die Beweise Ihrer Behauptungen zu bringen, und ich halte es für eine der niederträchtigsten Schwindeleien, die jemals an der Menschheit verübt worden sind, daß man ihr das Hervorgehen aus Gottes Hand weglog und als eine selbstverständliche Thatsache hinstellte, was doch nur eine Annahme war; ich finde keinen Ausdruck, um ein wissenschaftliches Vorgehen zu bezeichnen, welches den nach Beweisen Fragenden auf den Meeresgrund verwies. Hat man Ihnen wirklich eine Thatsache angegeben, eine Thatsache, die sich greifen und erhärten ließ, welche als Beweis für eine solche Descendenz dienen konnte?"

„Aber Herr Pater, wie ist das möglich? Unsere Beobachtungen sind zeitlich und räumlich auf ein geringes Maß beschränkt und dennoch hat sich Manches gefunden. Wir züchten Thiere mit Eigenschaften, die wir an ihnen entwickelt zu sehen wünschen. Wir züchten Schafe, deren Wolle eine ganz andere ist, je nachdem wir sie zum Schlachten oder zum Scheeren bestimmen. Derselbe Proceß kann sich auch in der Natur vollziehen und durch Tausende von Generationen fortgesetzt ...."

„Wird das Schaf immer Schaf bleiben, ob die Wolle so ist oder anders; es wird aber aus einem langhaarigen wieder ein kurzhaariges werden, wenn es nur einige Generationen hindurch unter den Lebensbedingungen kurzhaariger Schafe lebt. Aber wo ist denn der Mensch, der unter den gleichen Umständen zum Affen wurde?"

„Sie vergessen die Zwischenglieder, Herr Pater."

„Sie vergessen, daß ich es mir verbat, in die Tiefen des indischen Oceans geschickt zu werden; bringen Sie Ihre Zwischenglieder, wenn Sie eine Behauptung darauf gründen wollen."

Edith blieb stumm. Was sollte sie in der That darauf sagen? Man hatte ihr mit derselben Naivetät, wie das nach der Bestätigung Wests auf den Universitäten des 19. Jahrhunderts geschah, die Darwin'sche Descendenztheorie nicht nur als Resultat wissenschaftlicher Forschungen, sondern als an sich einleuchtend, als selbstverständlich, als gar nicht anders möglich, dargestellt und es war niemals ein Widerspruch dagegen erhoben worden. Deßhalb war Edith eigentlich nicht wenig überrascht, als der Pater die ganze Theorie bestritt und von ihr Beweise verlangte, Beweise für eine Sache, welche sie stets für so einleuchtend gehalten, wie man sie ihr vortrug.

„Wollen wir jetzt zu einem meiner Beweise übergehen?" fragte der Pater nach einer langen Pause, in welcher er die von Edith behaupteten Zwischenglieder zu erwarten schien.

„Aber beweisen Sie denn nicht schon die ganze Zeit?"

„Nein," antwortete der Pater kühl; „ich bereite mir nur den Boden für meine Beweise. Sie haben in Ihrer Schule zu Boston einen philosophischen Cursus."

„Der ist überall," antwortete Edith.

„Ja,“ sagte der Jesuit, dem unwillkürlich ein ironisches Lächeln um die Lippen spielte. „Ich habe auch hier davon Einsicht genommen. Ich habe verschiedenen Lehr- und Uebungsstunden beigewohnt.“

„Kind, Du hast Philosophie gehört?“ fragte West sehr erstaunt.

„Ja natürlich, etwas Logik und Dialektik; hatten das bei Euch die Mädchen nicht?“

„Nein,“ sagte West. „Sie lernten zwar eine Masse Dinge, die sie besser nicht gelernt hätten; aber Philosophie .... Was meinen Sie? Herr Pater!“

Der Pater erwiderte lächelnd: „Ich bin nicht hierhergekommen, um über die Zustände dieses Landes zu debattiren, sondern die Zustände in Bezug auf die Schule zu beobachten und meiner Regierung darüber zu berichten. Darüber haben beide Regierungen verhandelt. Die Ihrige hat das nicht nur gestattet, sondern betrachtet uns als ihre Gäste, bis wir wieder den Fuß auf den deutschen Dampfer setzen; sie öffnet uns alle Schulen und es wäre ein Bruch des Vertrauens, wollten wir darüber — ich kann das nicht anders bezeichnen — mit ihren Bürgern conspiriren. Nur ihr selber dürften wir das Resultat unserer Beobachtungen mittheilen; wenn sie uns fragt, werden wir das auch thun.“

„Aber wenn das Resultat günstig wäre, würden Sie keinen Anstand nehmen, mir das mitzutheilen,“ bemerkte West. „Ich brauche diese diplomatische Zurückhaltung nicht zu beobachten und kann Sie versichern, daß nicht bloß die Schule, sondern auch andere Dinge in höchst trostlosem Zustande sich befinden.“

„Kommen wir zur Sache,“ bemerkte der Jesuit, dem die Aufregung Wests nicht entging und der sich in eine weitergehende Unterhaltung über die öffentlichen Zustände nicht einlassen wollte. „Glauben Sie denn an die Wirklichkeit der Welt?“ fragte er Edith.

„Ja natürlich,“ antwortete diese. „Die Welt kann ich sehen, hören und tasten, sie gibt sich meinen Sinnen auf jede Weise zu erkennen.“

„Aber an den Geist, welchen Sie nicht mit den Sinnen zu erkennen vermögen, glauben Sie nicht. Sie glauben also auch

nicht, daß in dem materiellen Körper ein von demselben verschiedenes immaterielles Wesen sich befinde, das wir ‚Geist‘ oder ‚Seele‘ nennen?“

„Nein, Geist ist eine der gesammten Körperwelt zukommende Eigenschaft, wie die Elektrizität. Sie äußert sich, wenn die Vorbedingungen dazu gegeben sind, wie dieß z. B. in der Bildung des thierischen Körpers der Fall ist; sie ruht, wo diese Vorbedingungen nicht vorhanden sind. Es ist mit dem Geist genau so, wie mit den übrigen Eigenschaften der Körper. Die Schwere des Steines kommt erst dann zum Ausdruck, wenn man ihn zu heben sucht, und vom Lichte merken wir nur dann etwas, wenn wir die Augen öffnen.“

„Sie wissen auch ohne Zweifel, daß der Körper einer beständigen Erneuerung unterworfen ist und daß von dieser Erneuerung das Gehirn und die Nerven, welche Sie als die Substanz, wir als die Organe des Geistes betrachten, von dieser Erneuerung nicht ausgeschlossen sind.“

„Im Gegentheil, die Wissenschaft lehrt uns, daß diese Theile so ziemlich am rascheſten aufgebraucht und durch die Zufuhr des Blutes fortwährend ersetzt werden müssen.“

„Sehr wohl,“ sagte der Pater lächelnd. „Das Gehirn und die Nerven, welche Sie vor zehn Jahren hatten . . . .“

„O die sind längst weg,“ antwortete Edith.

„Natürlich,“ bestätigte der Pater, „aber die Eindrücke, welche die damaligen Nerven empfingen und dem damaligen Gehirne mittheilten, die Erkenntniß, welche das damalige Gehirn daraus schöpfte, die sind noch vorhanden. Merkwürdig, es ist nichts da als Substanz, die Substanz hat gewechselt und das Bewußtsein, die Erkenntniß ist trotzdem noch vorhanden; es klebt an einer anderen Substanz, welcher die Nerven Nichts rapportirt, die sich darum auch nichts bewußt geworden und nichts erkannt haben kann. Bitte, Frau West, jetzt haben Sie das Wort. Wollen Sie mir jetzt sagen, wie das möglich ist?“

„Das ist überhaupt nicht möglich,“ sagte Herr West.

„Lieber Arthur, Du mußt das nicht so rasch sagen. Die Frage kommt mir überraschend; in dieser Verbindung wurden uns die Thatsachen nie vorgetragen; aber sie müssen sich vereinigen

lassen, denn sie sind wahr. Was ich vor zehn Jahren gelernt und erlebt habe, weiß ich und mein damaliges Gehirn ist fort. Beides ist wahr."

„Aber Sie sträuben sich den einzig logischen Schluß daraus zu ziehen," sagte der Pater entschieden; „den Schluß, daß Ihr Ich und Ihr Gehirn zwei verschiedene Dinge sind, von denen das Eine, welches denkt, fühlt und erkennt, in Ihnen bleibt, und das Andere, durch welches es erkennt, fühlt und denkt, wechselt. So lange Sie sich sträuben diesem Schluß zuzustimmen, so lange werden Sie nie im Stande sein, diese beiden erkannten Wahrheiten miteinander zu vereinigen."

„Das werden wir sehen," erwiderte Edith. „Ich behalte mir vor, morgen oder übermorgen darauf zurück zu kommen. Aber welche Folgen knüpfen Sie daran?" fuhr sie hitziger fort. „Wenn ein solches unfaßbares — Fluidum will ich es einmal nennen, im Menschen wäre, ist dies Fluidum deßhalb unsterblich? Muß dies Fluidum deßhalb vor einem Weltfluidum erscheinen, welches als eine Art Höllenrichter sich darstellt und die Thaten dieses Fluidums auf der Waage des Guten und Bösen wägt? Wir hätten eine bis jetzt noch unbekannte Kraft, wie andere Kräfte in der Natur Jahrtausende unerkannt blieben, und wie wir ja heute nicht wissen, welche überraschende Offenbarung der Fortschritt der Wissenschaft uns von Stunde zu Stunde bringt. Das wäre Alles."

„Es wäre immerhin Etwas. Wir würden die Erkenntniß daraus schöpfen, daß die Wissenschaft, welcher noch so viele überraschende Offenbarungen bevorstehen, nicht die letzte und unfehlbare Richterin über die Wahrheit ist. Aber es folgt daraus mehr. Sie sprechen von einem Fluidum, welchem immer noch der Begriff des Körperlichen anhängt, mögen Sie sich das so fein denken, als Sie wollen. Das ist ein geistiger Rechenfehler, eine Begriffsfälschung, die ich nicht passiren lassen kann; auch das feinste Fluidum wiegt und nimmt einen Raum ein, welchen es nach physikalischen Begriffen mit keinem andern gleichzeitig besitzen kann. Wäre das Ich ein Fluidum, es hätte weder dem Secirmesser, noch dem Mikroskop, noch der Waage des Physiologen entgehen können. Wäre es körperlich, dann wäre es ein Theil des Körpers und hätte beim Tode desselben sich nicht in Nichts auflösen können.

Darum kann das, was Sie ein Fluidum nennen, nur immateriell sein und so beweisen die beiden Thatsachen, aus denen Sie das Fluidum folgerten, daß es außer der materiellen Welt eine immaterielle Welt gibt, die wir nicht durch unsere Sinne zu erkennen vermögen, sondern unmittelbar durch jenes Ich in uns, das selbst immateriell ist, und von dem, was es durch die Sinne erkannt hat, auf das schließt, was es durch die Sinne nicht zu erkennen vermag."

„Edith, das ist höchst interessant," versicherte Herr West. „Darüber habe ich nie in der Weise nachgedacht."

Edith schwieg verwirrt. „Ich weiß im Augenblicke nichts zu erwidern," sagte sie endlich. „Ihre Schlüsse scheinen unangreifbar. Aber lassen Sie mir Zeit, mich zu sammeln, so werde ich Ihnen die Antwort darauf nicht schuldig bleiben. Wenn ich Ihnen Nichts darauf zu erwidern vermöchte," setzte sie mit zornig blitzenden Augen bei, als sie einen triumphirenden Sarkasmus auf dem Gesichte des Paters zu lesen glaubte, „dann würde ich die Bostoner Philosophie als Plunder in die Rumpelkammer werfen. Triumphiren Sie vorläufig noch nicht, Herr Pater!"

„Triumphiren?" sagte der Pater erschrocken. „Ich triumphire überhaupt nicht. Wenn ich Sie durch meine Dialektik zur Ueberzeugung führen könnte, daß Gott ist, so wäre das ein Triumph der göttlichen Gnade in Ihnen, und ich wäre nur von dem innigsten Danke gegen Gott erfüllt, daß er mich zum Werkzeug und Zeugen dieses Triumphes gewählt. Triumphiren will ich nicht; aber mit meinen Gefährten will ich für Sie beten, daß Gott Ihr ehrliches Ringen um die Wahrheit mit der Erkenntniß derselben belohnen möge."

Damit erhob er sich.

„Brechen wir für heute ab," sagte er dann zu Edith, ihr die Hand darbietend. „Unsere Unterhaltung hat länger gedauert, meine Confratres werden bereits von Matansas zurück sein und mich erwarten. Morgen, so Gott will, und Sie nichts dagegen haben, setzen wir diese Unterhaltung fort."

Dreizehntes Kapitel.

Die schwarze Bande. — Ueberfall. — Alles perplex! — Russische Bewunderer der neuen Zustände. — Fortsetzung der Erzählung der historischen Entwickelungen.

Allerdings waren die Gefährten des Paters zurückgekehrt und hatten eine Nachricht mitgebracht, welcher man in Habana vollständig perplex gegenüberstand. Eine schwarze Bande, stärker als gewöhnlich, hatte den von Matansas nach Habana gehenden Eisenbahnzug aufgehalten und es war ein Glück, daß der Lokomotivführer die auf den Schienen liegenden Steinmassen rechtzeitig genug sah, um den Zug zum Stehen zu bringen. Die Mitglieder der Bande waren sämmtlich mit Gewehren versehen und gehorchten einer Art militärischer Oberleitung. Der Zug führte eine bedeutende Ladung Tabak und Vieh neben einer Masse kleinerer Bedürfnisse für den Consumbezirk Habana mit sich. Neben dem Bahnkörper standen angeschirrte Wagen und eine Abtheilung von etwa dreißig Mann begann sofort die Vorräthe in die Wagen überzuladen; da Alles mit dem industriellen Raffinement des 21. Jahrhunderts handlich gepackt war, so ging diese Ueberladung mit fabelhafter Geschwindigkeit von Statten. So lange diese Procedur dauerte, blieben die Coupéthüren für die Reisenden verschlossen. Nach einer halben Stunde hatte man die Wagen, deren es zwanzig bis fünfundzwanzig gewesen sein mochten, bis auf die zwei größten beladen und die Wagencolonne setzte sich in ziemlich rasche Bewegung. Nachdem das geschehen, wurde Wagen um Wagen geöffnet, alle noch jungen Frauen wurden herausgeholt und gezwungen, die beiden Wagen zu besteigen. Nachdem nächst dreißig auf denselben untergebracht waren, brachen auch diese unter dem Geleite der immer noch sechzig Mann starken bewaffneten Bande und zwar ebenfalls in ziemlich rascher Gangart auf. Vom Zuge aus sah man nur, daß sie den Weg nach den Bergen einschlugen, welchen auch der größere Wagenpark eingeschlagen hatte. Ein Versuch, dem Treiben der schwarzen Bande entgegenzutreten, wäre vollständig aussichtslos gewesen. Denn die Bande war

hundert Mann stark, bis an die Zähne bewaffnet und bestand dem Anscheine nach aus lauter kräftigen Männern. Die Insassen des Zuges erreichten nicht einmal die Zahl der Banditen, sie führten keine Waffen; denn bisher war etwas Derartiges noch nie vorgekommen, und unter denselben befanden sich viele Frauen und Leute in vorgerückten Jahren. Es war ja richtig, daß nach den modernen Staatseinrichtungen die Frauen den Männern vollständig gleichwerthig zählten; aber bei der Aussicht auf einen Kampf bis auf's Messer, den einige Verzweifelte zu unternehmen gewillt waren, behielt doch die natürliche Körperanlage das Uebergewicht über die modernen Staatseinrichtungen und man ergab sich in sein Schicksal. Als aber die Räuber weg waren, trat eine verdoppelte Thätigkeit ein, die Bahn frei zu machen, und der Zug ging mit rasender Geschwindigkeit bis zur nächsten Haltestelle, von wo aus man den Arbeitsgeneral telephonisch von dem Vorfall in Kenntniß setzte. Als Antwort kam der Befehl, den Zug ohne weiteres Anhalten so schnell wie möglich nach Habana zu bringen. Das geschah denn auch und in Folge der vermehrten Geschwindigkeit lief der Zug ungefähr zu der vorgeschriebenen Zeit in der Stadt ein. Auf dem Bahnhofe war bereits der Arbeitsgeneral und einige höhere Arbeitsoffiziere anwesend, deren Zahl von einem Augenblick auf den andern anschwoll. Dieselben waren eilig zusammenberufen worden und unter ihnen befanden sich Juan Alcaniz, Gomez Luna und der Mulatte Leon Castellar, denen wir bereits bei der Ankunft des Herrn West begegnet sind. Die beiden Ersteren boten aber keineswegs das Bild jener stolzen Spanier, wie beim Empfang des Herrn West, sondern geberdeten sich vollständig niedergeschlagen; denn Sennor Luna erwartete seine Frau in dem Zuge und Alcaniz war überhaupt kein Mann, der sich in schwierigen Lagen zu fassen gewußt hätte. Der Mulatte sprach nichts, aber auf seinem Gesichte lag eine finstere Entschlossenheit. Die beiden Jesuiten suchten eilig die ihnen angewiesene Wohnung auf, um ihren zurückgebliebenen Gefährten von dem Ereignisse zu unterrichten.

Das Wartezimmer des Bahnhofs war in eine Berathungshalle verwandelt. Es ging aber dabei keineswegs mit der gewohnten Würde und Ruhe her, sondern es herrschte ein wirres Durcheinander. Was sollte man thun? Das war die Frage, die Jeder aufwarf

und Keiner zu beantworten wußte. In den Zeiten des 19. Jahrhunderts, in welchen die Staatseinrichtungen lange nicht die Vollkommenheiten erreichten, wie im Jahre 2000, wäre die Sache minder schwierig gewesen. Statt daß der Zug nach Habana gekommen, wäre schon längst eine Compagnie Soldaten mittelst Bahn zur Stätte des Ueberfalls unterwegs gewesen, um von dort aus den Spuren der Räuber zu folgen, ihnen die Beute wieder abzujagen und ein Exempel zu statuiren. Es hätte dazu gar keiner Berathung bedurft, überhaupt wäre in Europa trotz der verrotteten Zustände der damaligen Zeit, ausgenommen höchstens die Türkei, die Existenz einer solchen schwarzen Bande unmöglich gewesen; aber selbst in Amerika, wo die damalige dünne Bevölkerung Solches nicht unmöglich hätte erscheinen lassen, hätte der nächste Sherif ein Aufgebot ergehen lassen und er würde in einer Stunde Mannschaften genug gehabt haben, welche sich bewaffnet und beritten zur Verfolgung aufgemacht.

Aber hier lag die Sache um Vieles schwieriger. Es gab allerdings eine Arbeitsorganisation, wobei sich die Spanier möglichst zu drücken suchten, aber es gab keine militärische Organisation. Wozu auch? Man hatte keinen Feind zu bekämpfen. Ueber das Herumtreiben der schwarzen Bande, die einmal ein kleines Staatsdepot plünderte oder einiges Vieh stahl, wollte man kein Aufhebens machen, um kein Einschreiten Washingtons in die den herrschenden Spaniern im Allgemeinen genehmen Zustände zu veranlassen. Man konnte ja in der That nicht wissen, was da Eines aus dem Andern folgen könnte und so drückte man ein Auge zu. Aber der heutige Streich ging denn doch über das gewöhnliche Maß hinaus und es mußte irgend etwas geschehen, um der schwarzen Bande ein Ende zu machen. Aber was man immer zur Unterdrückung thun wollte, stieß auf das principielle Bedenken, daß der Begriff des Verbrechens antiquirt sei und man es mit sittlich erkrankten Menschen zu thun habe, an deren Erkrankung die Gesellschaft größere Schuld trage, als sie selbst. Außerdem hatte man zwar eine Anzahl Jagdflinten; aber keinerlei Erfahrungen, wie ein bewaffneter Zug gegen andere Menschen, welche unzweifelhaft sich zu wehren entschlossen waren, ausgeführt werden müsse. Dagegen besagte die Raschheit und Präcision, womit

der Ueberfall ausgeführt wurde, daß ohne Zweifel Jene sich in solchen Dingen geübt und organisirt hätten.

Als die Jesuiten den Fall besprachen, tauchte bei dem P. Neumann eine ganz andere Frage auf, an welche der hohe Rath von Cuba nicht im Entferntesten gedacht hatte. Woher mögen sie die Gewehre und Patrontaschen haben? Denn das war den beiden Jesuiten sofort aufgefallen; jeder hatte von schwarzem Lederzeug eine Patrontasche umgeschnallt und Einer trug ein Gewehr wie der Andere mit aufgeschraubtem Yatagan. Woher diese Bewaffnung?

Natürlich bildete dieser Ueberfall den Gegenstand aller Unterredungen und als P. Weiß sammt dem P. Benotti am folgenden Tage die Familie West aufsuchte, — P. Neumann war zurückgeblieben um einen Bericht über die Schulergebnisse in Matansas und die letzten Ereignisse zu entwerfen, — sprach man auch zunächst nur von diesem Ueberfall. P. Benotti meinte, die Sache sei um Vieles gefährlicher, als der Rath von Cuba glaube. Herr West war der Ansicht, daß es doch den Bewohnern von Habana gelingen müsse, diese wilde Schaar zu überwältigen. „Zu meiner Zeit hat man solche Bestien in Menschengestalt einfach getheert, gefiedert und gehängt, und so wird's auch wieder kommen."

„Ich kann mir diese Verirrung nicht erklären," sagte Edith offenherzig. „In Boston kommt etwas Derartiges nicht vor; es gedenkt mir nicht, daß ein Mensch umgebracht worden sei."

„Hier wallt das Blut heißer," erwiderte P. Benotti, „und dann, Frau West, sind Sie so genau von allem, was in Boston vorfällt, unterrichtet?"

„Ich habe da in der That einen merkwürdigen Verdacht," meinte Herr West nachdenklich. „Nach meinen neueren Erlebnissen scheinen mir die Unglücksfälle, welche wir in den Bostoner Blättern lasen, auch nicht alle auf dem Zufall zu beruhen; ich war schon manches Mal stutzig."

„Aber Arthur," meinte Edith fast erschrocken, „Du denkst doch nicht, daß die Zeitungsschreiber lügen?"

„Zu meiner Zeit haben sie's gethan," versicherte West und blies gemüthlich den Dampf seiner Cigarre in die Luft. „Je näher ich diese drei Herren kennen lerne, um so verlogener kommt

mir das vor, was damals über die Gesellschaft, der sie angehören, in den Blättern zu lesen stand."

P. Weiß erröthete über das ihnen indirect gezollte Lob, während P. Benotti sich eines leisen Lachens nicht erwehren konnte. „Ja," sagte er, „unsere Annalen berichten uns von Vielerlei. Wir sind ja Alle unwürdige Diener Christi; aber unsere Gesellschaft bestrebt sich wenigstens, uns zu würdigen Dienern heranzubilden, und wenn auch das Fleisch schwach ist, so dürfen wir doch ohne Ueberhebung sagen, daß wir unsern guten Willen dran gegeben haben, um uns heranbilden zu lassen; und da hab ich nie begreifen können, wie man bei Leuten mit gutem Willen auf die Idee kommen konnte, sie ließen sich zu systematischen Schurken erziehen. Die Bosheit der Menschen war damals groß; aber wahrhaftig, Herr West, die Dummheit war damals noch größer."

„Aber warum sollte man Verbrechen zu Unglücksfällen lügen?" fragte Edith.

„Nicht nur, weil das Verbrechen ansteckend wirkt, sondern auch, weil Jeder sich gerne besser zeigt, als er ist."

„P. Neumann hat uns aufgetragen, Sie auf die gleichmäßige Ausrüstung der schwarzen Bande aufmerksam zu machen. Wir wollen uns in keiner Weise in die innern Angelegenheiten dieses Landes einmischen; aber Sie dürfen diesen Punkt an geeignetem Orte hervorheben. Diese schwarze Bande ist von einer auswärtigen Macht ausgerüstet worden, und wenn Sie nicht das Land militärisch organisiren, werden Sie die Beute dieser auswärtigen Macht werden."

West schüttelte den Kopf. „Das ist unmöglich," sagte er. „Wer weiß, woher sie die Gewehre haben? Aber welche auswärtige Macht sollte über uns herfallen? Wir geben Niemanden einen Anlaß und mit allen auswärtigen Regierungen stehen wir im Abrechnungsverhältniß, selbst mit Rußland, das noch an seinen alten Einrichtungen festhält. In Washington habe ich mit dem russischen Gesandten, einem Grafen Kutasimoff, gesprochen, der unsere Zustände auf das Aufrichtigste bewundert und kürzlich von einer Rundreise durch das Land zurückgekehrt ist, die ihn in seinen Ansichten nur bestärkt hat; selbst die Verhältnisse auf Cuba beurtheilt er viel rosiger, als sie mir erscheinen."

„So, der war auch hier?“ fragte P. Benotti indem er die Augen halb schloß, als ob er über etwas nachsänne. „An Ihrer Stelle,“ fügte er nach kurzem Besinnen bei, „würde ich sofort gewiegte Beobachter nach den Aleuten und den angrenzenden Punkten Sibiriens schicken, um einmal zu sehen, ob sie in dortiger Gegend nichts zu bewundern fänden, was man in den Vereinigten Staaten nachahmen könnte. Sie sollten sich namentlich instruiren über die Zahl und Ausrüstung der Truppen, den Bau der Festungen, die Anlagen der Schienenwege, die Dislocation der Truppen; ich würde berechnen lassen, welche Zahl von Truppen, binnen welcher Zeit in dem Amerika zunächst gelegnen Hafen versammelt sein könnte, und welche Zahl von Schiffen verfügbar wäre, um diese Truppen an irgend einen überseeischen Platz zu bringen. Ich würde ihnen Auftrag geben, sich Modelle der in den letzten fünfzig Jahren in Rußland gebrauchten Waffen und Ausrüstungsgegenstände zu verschaffen.“

„Sie meinen, Herr Pater,“ sagte Edith erschrocken.

„Ich meine gar nichts, als daß das eine schätzbare Bereicherung meiner Kenntnisse wäre, und das ist immer etwas Vortreffliches; denn nur Gott weiß, welchen vielleicht mir sehr erwünschten Gebrauch ich von dem, was ich gelernt und erfahren, machen könnte.“

„Aber das wäre ja schrecklich, wenn wir vor unserm Nachbar auf der Hut sein müßten.“

P. Benotti zuckte die Achseln.

„Wir haben dieß Schreckliche in Deutschland empfunden, als Rußland unser Nachbar war.“

„Ja, da hat sich allerdings Schreckliches ereignet,“ bemerkte Herr West. „Wie war es doch? Ich hörte bis dahin, wo die Russen einrückten, um die socialdemokratische Revolution niederzuwerfen.“

„Darauf antwortete der socialdemokratische Diktator mit einer Proclamation, welche die Polen zu den Waffen rief und die Wiederherstellung Polens in seinem alten Umfange verhieß.“

„Das war schon zu meiner Zeit die Achillesferse Rußlands.“

„Und nun,“ fuhr P. Weiß fort, „begann der Kampf auf's Messer, der die heutigen Zustände Deutschlands anbahnte. Das socialistisch gewordene Frankreich kam Deutschland zu Hilfe. Oester-

reich rückte in Ungarn ein, um sich dieß Land wieder zu erobern. Bei Leipzig unterlag das russische Heer den vereinigten Deutschen und Franzosen. Im Rücken stand Alles in hellem Aufruhr. Die Polen schlugen sich mit den von allen Seiten herbeieilenden russischen Verstärkungen und was für uns das Wichtigste war, sie rissen alle Schienenwege auf, und damit war es den Russen unmöglich aus dem Innern heranzukommen. Die Geschlagenen flüchteten nach Ungarn, ganz Galizien war im Aufstand, die Franzosen übernahmen die Verfolgung und kamen den dort hart kämpfenden Oesterreichern zu Hülfe. Die Deutschen rückten in Polen ein und befanden sich dort auf befreundetem Gebiete. Es war ein Wüthen, eine Menschenschlächterei, ärger als bei Unna, und das Ende der ganzen Geschichte war, daß die thönernen Beine des Colosses zerschlagen waren und der eherne Rumpf zu Boden lag. Der darauf folgende europäische Congreß gab Europa die Ruhe."

„Und so kam denn die gegenwärtige Eintheilung zu Stande?" fragte Edith.

„Ja," antwortete P. Benotti. „Die politische Eintheilung wurde festgestellt. Lothringen kehrte an Frankreich zurück, Elsaß wollte wieder deutsch werden. Ebenso schlossen sich Holland und Dänemark Deutschland an, dazu kamen noch die früheren russischen Ostseeprovinzen, die durchweg verdeutscht und froh waren, des russischen Joches los zu werden, Polen wurde mit seiner alten Größe wieder aufgerichtet und leistet als Vormauer gegen Rußland vorzügliche Dienste; es erhält Subventionen von allen europäischen Staaten, weil dort der dritte Mann Soldat ist und diese ungeheuere Heeresmacht im Interesse Europas auf den Beinen steht."

„Aber wieso?"

„Gott und Polen schützen uns vor Rußland, damit wir friedlich unsern Kohl bauen können. Freilich vernachlässigen wir auch nicht, wie dieß hier geschieht, den Waffendienst. Wir bilden die polnische Reserve mit sechs Millionen Soldaten. Das hat Rußland bewogen, seinen Schwerpunkt nach Asien zu verlegen und Sie werden gut thun, in Erwägung zu ziehen, ob es seine Expansivkraft auf China beschränke."

„Ich weiß Ihre Bemerkungen vollauf zu würdigen," erwiderte West, „und werde bei Gelegenheit davon reden."

„Die Habsburger stehen an der Spitze der vereinigten Balkanstaaten mit dem Hauptsitz Constantinopel, welches als die zweite Stadt der Gesammtmonarchie gilt, und schließlich hat man um den stürmischen Forderungen der Katholiken und dem Drängen Oesterreichs zu genügen, den Kirchenstaat aufgerichtet[1]). Dabei," fügte der Jesuit lächelnd zu, „wurden mancherlei Cautelen bezüglich der Freiheit seiner Bewohner gemacht."

„Nun?" fragte West gespannt.

„Das Papstthum verträgt sich begrifflich nur schwer mit constitutionellen Formen. Es kann Einer nicht ein wahrer Monarch in der Kirche, und ein constitutioneller Schattenfürst in seinem Lande sein. Die theoretische Möglichkeit will ich nicht bestreiten. Aber die praktische Durchführung wird auf Klippen stoßen, an denen sie scheitert. Statt nun aber die Garantie für die Freiheit und Würde der päpstlichen Unterthanen da zu suchen, wo sie überhaupt zu finden ist, nämlich in der katholischen Religion, als deren Träger, Verkündiger und erster Bürger der Papst anzusehen, hat die ungläubige Zeit diese Garantieen in Aeußerlichkeiten gesucht, welche sich sonderbar genug ausnehmen."

„Als zum Beispiel?"

„Das ganze im Privatbesitz befindliche Gebiet des Kirchenstaates wurde expropriirt und der Kirche in Schuldverschreibungen übertragen. Diese Schuldverschreibungen sollte sie auf folgendem Wege einlösen. Das ganze erlangte Gebiet sollte sie einer öffentlichen Versteigerung aussetzen, unter der Clausel, daß der Papst und seine Nachfolger die ausschließlich souveränen Herren des Landes seien und die Besitzer des Grundstücks keinerlei politischen Rechte besäßen, sondern lediglich auf das Wohlwollen des Papstes und seiner Nachfolger angewiesen seien. Verstehen Sie das?"

---

1) Es versteht sich von selbst, daß wir hier und in dem folgenden keineswegs unsere Ansicht über eine Lösung der römischen Frage geben. Unsere Ansicht ist um vieles einfacher, und fordert die volle und unverkürzte Wiederherstellung der weltlichen Souveränetät des Papstes. Was wir hier geben, ist nur eine supponirte historische Entwickelung, welche sich in die Bellamy'schen Utopien einzuschmiegen sucht. Wir beziehen uns auf das, was wir bereits in der Vorrede niedergelegt haben.

(Der Verfasser.)



„Ja," sagte Edith, die sich inzwischen eine Cigarre angezündet hatte. „Man wollte in der Zeit der Volkssouveränetät eine rechtliche Grundlage für die Souveränetät des Papstes schaffen."

„Du bist ja erstaunlich in politischen Dingen bewandert," sagte West.

„Natürlich," antwortete Edith, den blauen Ringeln nachschauend, „wir wurden auch in die Systeme des bei verschiedenen Völkern geltenden öffentlichen Rechtes eingeführt."

„Arme Mädchen!" murmelte P. Weiß.

„Ich kann nicht denken," warf West ein, „daß die amerikanischen Katholiken einem solchen Verkauf der bürgerlichen Rechte zustimmten."

„Sie haben ganz Recht," versicherte P. Benotti, „deßhalb wurde weiter stipuliert, daß die päpstliche Regierung jederzeit zu dem ursprünglichen Steigerungspreise das ersteigerte Gebiet zurücknehmen und den Besitzern die Auswanderung frei stellen müsse; es wurde weiter stipuliert, daß jeder Römer, welcher sich über eine ungerechte Verurtheilung zu einer Strafe oder über die ungerechte Ausführung einer Strafe beschwert fühlte, mit der Erklärung, binnen acht Tagen auszuwandern, das Urtheil vernichten und den Strafvollzug sofort sistiren könne."

„Das sind aber sonderbare Klauseln."

„Aber lieber Arthur, der Sinn derselben ist doch klar. Nachdem die Römer unter der Herrschaft des Papstes auf ihre öffentlichen Rechte verzichtet, muß ihnen doch zugesichert werden, daß sie jederzeit auf die päpstliche Herrschaft verzichten und ihre vollen bürgerlichen Rechte anderswo ausüben können."

„Ganz richtig," sagte P. Benotti, „es wurden auch weder von Seiten des Papstes noch von Seiten der Katholiken des Erdkreises irgend welche Einwendungen erhoben."

„Aber wenn nun die Staaten einen solchen Auswanderer nicht aufnehmen?"

„Dazu verpflichtete sich der italienische Staatenbund, denn auf dem Congreß war aus Italien ein Bund von Republiken geworden."

„Und der Erfolg dieser ungeheuerlichen Maßregel?" fragte West.

„Entsprach durchaus nicht den von unseren Gegnern insgeheim genährten Hoffnungen. Die Expropriation wurde vorgenommen und die Grundstücke kamen verhältnißmäßig billig weg;

die Italiener standen noch zu sehr im Banne der früheren italienischen Regierung und trauten nicht recht; aber man gewöhnte sich wenigstens an den Gedanken der päpstlichen Herrschaft. Aus den verschiedenen Ländern strömten ergebene Katholiken herbei, denen es zur Befriedigung gereichte, die Kinder des Heiligen Vaters zu sein, die auch zugleich von der Entwickelung der gesellschaftlichen Zustände im eigenen Vaterlande wenig erbaut waren. In Folge dessen kamen die Grundstücke bei den durch fünf Jahre hindurch fortgesetzten Versteigerungen allmählig zu einem höheren Preise an den Mann, als sie bei der Expropriation ursprünglich gegolten hatten. Die päpstliche Regierung konnte nicht nur ihre Schuldtitres einlösen, sondern sie behielt einen ungeheueren Fond übrig, mittels dessen sie die pontinischen Sümpfe trocken legte, und die öde Campagna wiederum in einen europäischen Garten verwandelte. Der Verkauf dieser gewonnenen Ländereien hat wiederum Geld eingetragen, und der Kirchenstaat ist unter denjenigen Staaten, welche die alten gesellschaftlichen Formen noch ziemlich beibehalten haben, der einzige, dessen Bürger keine Steuern bezahlen."

„Nun und die Klausel wegen der Gerichte?"

P. Weiß lächelte und P. Benotti erwiderte:

„Das ist die große Frage, welche eben Europa bewegt."

„Wieso?" fragte Edith rasch.

„Italien wäre die Klausel gern wieder los. Man hatte auf politische Martyrer gerechnet, und die gab's nicht; aber jeder Dieb und jeder Betrüger fühlt sich ungerecht verurtheilt und wenn Einer von der Klausel Gebrauch macht, gibt's lange Gesichter in Italien und ungeheuchelte Freude in römischen Bürgerkreisen. Die Klausel ist zu einem Abzugscanal für alles Gesindel geworden, das sich in den übrigen italienischen Staaten häuslich niederläßt. Diese schwören heute nicht höher, als auf die Gerechtigkeit der römischen Gerichtshöfe und verlangen nichts sehnlicher, als daß dieselbe durch Aufhebung dieser Klausel von aller Welt anerkannt werde."

Herr und Frau West lachten aus vollem Halse.

„So ist denn," fuhr P. Benotti fort, „ein ganz neues Europa entstanden. Deutschland war indeß noch nicht am Ende seiner Wirren."

„Aber was sollte denn noch geschehen?" fragte Herr West.

„Wir standen in jener Periode, welche wir in Deutschland mit dem Ausdrucke die Dictatur des Proletariats bezeichnen. Es war die Uebergangszeit der Gesellschaft aus der capitalistischen in die socialistische Form und der Dictator sollte diesen Uebergang bewerkstelligen. Anfangs ging das ganz gut. Die Verhältnisse blieben so ziemlich die alten. Man führte eine enorme Erbschaftssteuer ein, bestimmte einen Maximalzinsfuß der allmählig herabgedrückt wurde, und erstand Alles Immobiliarvermögen, was verkäuflich war. Das wurde mit Papiergeld bezahlt. Im Uebrigen ließ man die äußere Form und um die Religion bekümmerte man sich gar nicht; man hob die Zölle auf und führte eine Einkommensteuer ein, welche auf den oberen Stufen so ziemlich einer Theilung des Staates mit dem Besteuerten glich. Darüber kam der Krieg gegen Rußland; nach dem Kriege fühlte man sich sicherer und ging entschiedener an's Werk. Ein allgemeiner Bund, dem nur Rußland fern stand, garantirte die Erhaltung des Friedens, die Heere wurden in eine Miliz verwandelt, und die dadurch erzielten ungeheueren Summen zur weiteren Häufung des Grundbesitzes in der Hand des Staates benützt. Ebenso war die Großindustrie zum großen Theile verstaatlicht."

„Das hat Ihnen keine Schwierigkeiten gemacht?"

„Bis jetzt vollzog sich das Alles freiwillig. Der Staat benützte jede Erwerbsgelegenheit, er kaufte Alles, was verkäuflich war; dann sollten die Actiengesellschaften expropriirt werden. Aber auch noch auf stillem Umwege. Man kaufte die Actien eines bestimmten Werkes auf, und hatte man deren genug, um in der Generalversammlung der Actionäre zu dominiren, dann ließ man Verkaufsanträge an den Staat beschließen, die natürlich zum Uebergang des Werkes in Staatsbesitz führten. Nachdem das ein halbes Dutzendmal geschehen war, merkte man auf der Börse, wohinaus das wollte, und außerdem hatten die Papiere eine schwindelhafte Höhe erreicht, weil die Gelegenheit zu guten Anlagen mit dem Uebergang des Grund und Bodens, der Eisenbahnen und sonstiger großer industrieller Werke in den Besitz des Staates knapp wurden. Der Zinsfuß sank von selbst, man konnte das Geld nicht unterbringen, und da der Staat mit dem stillen Actienankauf keine Geschäfte mehr machen konnte, trat er endlich

hervor und expropriirte. Milliarden verloren dabei die Actienbesitzer, welche ihre Papiere zu den hohen Cursen gekauft hatten und die nun nach der Abschätzung der wirklichen Werthe bezahlt wurden. Das gab eine Gährung durch das ganze Reich; aber der Verlust traf nur vermögendere Leute und die Masse der Nichtbesitzenden war gar nicht abgeneigt, dieß Schauspiel wiederholen zu sehen. Als der letzte Rest des Grund und Bodens expropriirt wurde, griff die Unzufriedenheit weiter um sich. Namentlich auf dem Lande waren es viele kleine Leute deren Gesammt-Hab und Gut ein Häuschen und ein paar Aecker bildeten, und welche sich für ihren Besitz durchaus nicht mit Geld wollten abfinden lassen. Man beschwichtige sie theilweise mit der Vorstellung, daß sie gegen eine geringe Miethe in ihren Häuschen konnten unvertrieben wohnen bleiben, aber es that doch Manchem gar weh, als er die Grenzen seines Ackers in der allgemeinen Flur verwischen sah. Indessen die Sache wurde nicht so schlimm, wie man sich vorstellt, in wenigen Jahren hatte man heraus, daß bei der landwirthschaftlichen Massenproduction, bei Körnerfrüchten, Kartoffeln, Wiesen durch Zuhülfenahme von Maschinen die Arbeit sich sehr minderte, ohne daß der Ertrag geringer wurde, und die dadurch erzielte menschliche Kraftersparniß wurde im feineren Gemüsebau, der etwas weniger eine Behandlung mit der Maschine gestattet, verwerthet."

„Wie ging es denn da aber mit den Kirchen?" fragte Herr West.

„Es bildeten sich festgeschlossene kirchliche Gemeinden, welche die Gotteshäuser vom Staate miethеten. Die Entschädigungen waren für die Protestanten an die Gemeindevertretungen, für die Katholiken an die Bischöfe der einzelnen Diöcesen gezahlt."

„Also einen materiellen Schaden haben Sie nicht erlitten?" fragte Edith.

„Je nun," meinte kopfschüttelnd der Jesuit, „das war so, wie man's nimmt. Der größte Theil der Kirchengüter war von vornherein confiscirt worden. Für das, was noch vorhanden war, bekam die Kirche Papiergeld und für die Zinsen der Kapitalien konnten sie die Häuser behalten. Aber wenn der Staat dieß Miethverhältniß kündigte, er hatte keinen Concurrenten mehr. Wir konnten dann weder miethen, noch bauen."

„Er that dieß aber nicht," sagte Herr West.

„Nein," erwiderte P. Benotti, „er schlug einen andern Weg ein; er verwies Gott in die Kirche und die Kinder in die Schule."

„Das heißt, er gründete Schulen, wie wir?" fragte Edith.

„Ganz richtig. Jedes Wort über Gott, als eines wirklich Seienden, wurde aus der Schule verbannt. Dagegen sprach man von Götterfabeln, von christlicher Mythologie, kurz man gewöhnte die Kinder daran, den Gottesgedanken für absurd zu halten. . . ."

„Aber das ist ganz, wie bei uns," versicherte Edith treuherzig.

„Ganz richtig," bestätigte der Pater. „Ich habe mich auch stets gewundert, daß man sich das bei Ihnen so ruhig gefallen ließ; ich könnte es nimmer glauben. Aber ein bewährter Forscher, Herr Bellamy, sagt's, und so muß es wohl wahr sein."

„Aber Herr Pater," meinte Edith mit einem gewissen Stolze, „wir sind durch den Mangel einer sogenannten positiven Religion nicht unglücklicher geworden."

„Ja, das ist wahr," bestätigte Herr West. „Ich habe die Zustände von damals gesehen und die heutigen; und es ist doch ein großer Unterschied zu Gunsten unserer mehr religionslosen Zeit wahrzunehmen."

„Ich kenne Ihre Zustände nicht so genau, um über das positive Maß Ihrer Glückseligkeit urtheilen zu können. Unsere Erlebnisse mit der Schwarzen Bande läßt gewisse Einschränkungen zu. Aber Sie vergessen, Frau West, daß, wenn die heutigen Zustände besser sind, als die Zustände vor einem Jahrhundert, darum noch lange nicht behauptet werden kann, daß diese Besserung in der Religionslosigkeit liege. Wir haben heute im deutschen Reiche vollständige und wirkliche religiöse Freiheit, und ich habe keinen Grund anzunehmen, daß unser materielles Glück hinter dem Ihrigen zurückstände; aber angenommen es sei doch so, so kommt es doch nicht bei der Beantwortung der Frage, ob Religion oder nicht, auf das Maß des materiellen Wohlbehagens an, welches als Consequenz aus der Antwort hervorgehen würde; es ist die Wahrheit, welche nicht einmal vor allem Andern, sondern ausschließlich den Ausschlag gibt; wenn ein Gott ist, der eine unsterbliche Seele in uns geschaffen und die Bedingungen festgesetzt

hat, nach welchen sich das ewige Loos dieser Seele günstig oder ungünstig entscheidet, dann ist es ganz einerlei, ob die Erfüllung dieser Bedingungen ein materielles Wohlbehagen hervorruft oder nicht. Wichtig ist nur, ob das wahr ist; wenn's wahr ist, dann trachte ich, ob mit Behagen, ob mit Unbehagen, danach, diesen Bedingungen nachzukommen; denn im Vergleiche zu dem ewigen Loose einer unsterblichen Seele ist ja Alles, was mir auf Erden widerfahren könnte, nichts, eine Luftblase."

„Und wenn's nicht wahr ist?" fragte Edith.

„Ja, dann liegt die Sache anders; wenn's nicht wahr ist, dann wäre jeder Zügel, dem ich die Befriedigung irdischer und sinnlicher Gelüste auflege, ein Unsinn. Jedes Einfügen in eine Ordnung wäre eine Narrheit, wenn dieß Einfügen mir nicht einen Vortheil brächte. Wenn nicht Gott ist, dann ist Alles Thorheit, was nicht aus den Motiven niedrigster Selbstsucht geschieht. Sehen Sie, Frau West, das ist eine schreckliche Alternative. Versuchen Sie einmal darüber hinauszukommen, wenn Sie es vermögen; wir haben es uns nicht gefallen lassen, daß man unsern Nachkommen auf dem Wege der öffentlichen Erziehung in den Zwangsschulen Gott nimmt und mit Gott die Triebfeder alles Guten. Wir haben es nicht geduldet, daß man das ewige Heil unserer unsterblichen Seelen den angeblichen Ergebnissen einer Wissenschaft opfert, deren ganze Geschichte die Geschichte ihrer Irrthümer ist."

„Aber was haben Sie denn gemacht?"

„Wir haben die Gewissen gegen eine solche Zwangsschule mobilisirt und in unsern Kindern die Autorität der Lehrer an denselben vernichtet."

„Aber man hat uns doch gesagt, daß die katholische Kirche sich besonders gerühmt habe, die Pflegerin der Autorität zu sein."

„Doch nicht der Autorität des Teufels?" fiel plötzlich der jüngere P. Weiß ein.

„Hat man den Teufel in Ihren Schulen gelehrt?" fragte Edith mit einigem Sarkasmus.

„Das nicht," antwortete P. Benotti an Stelle seines jüngeren Gefährten. „Aber man hat die Religion aus der Reihe der Lehrgegenstände gestrichen, man hat die Geistlichen aus der Schule gewiesen und die Kinder beschlagnahmt. Dazu kamen dann noch die

angeblichen Forschungsresultate der Wissenschaft, welche mit der Existenz Gottes unverträglich sind, während die Gründe, welche die Existenz beweisen und daher die Forschungsresultate anrüchig machen würden, sorgfältig fern gehalten wurden. Das heißt zwar nicht den Teufel lehren; aber es heißt seine Geschäfte besorgen und seine Autorität aufrichten. Im Uebrigen hat das mehr der Schule geschadet, als den Kindern. Die Geistlichen und die Mütter lehrten in der Kirche und zu Hause Religion und es kam da sehr rasch zu Conflicten mit den Lehrern. Namentlich mit den erwachseneren Mädchen, welche schon vor der Dictatur des Proletariats den ersten Religionsunterricht genossen hatten, war es nicht auszuhalten. Es kam zu fortwährenden Conflicten und lachend erduldeten sie alle Strafen, welche die Schuldisciplin dem Lehrer gegen heranwachsende Mädchen zur Verfügung stellen kann. Außer der Schule wurden sie deßhalb belobt. Die Geschichte hat aber noch einen anderweiten bedeutenden Hacken. In dieser Schule sollte auch eine gesunde Sinnlichkeit, wie sie es nannten, herangezogen werden, und deßhalb waren die Kinder nicht nach den Geschlechtern getrennt, sondern wurden zusammen unterrichtet und als die Jünglinge bemerkten, daß die Mädchen renitent wurden, wollten sie nicht zurückstehen, sondern vor ihnen paradiren. Die Sache wurde so arg, daß zuerst gegen die jugendlichen Empörer und dann gegen die Eltern und Geistlichen, welche diese sogenannte Empörung schürten, mit aller Strenge eingeschritten wurde. Der Culturkampf des vorigen Jahrhunderts wiederholte sich und damit war die Dictatur der Socialdemokratie verloren."

„Wieso?" fragte Herr West, „der damalige Culturkampf verlief ja auch im Sande, ohne daß der Staat daran scheiterte."

„Es wäre zu untersuchen, woran eigentlich Europa morsch geworden und schließlich zusammengebrochen ist. Aber die Verhältnisse lagen beim Culturkampf des vorigen Jahrhunderts sehr verschieden. Damals war das ein Kampf der protestantischen Mehrheit gegen die katholische Minderheit. Dießmal war es ein Kampf der ungläubigen Minderheit gegen die gläubige Mehrheit. Die Mehrheit kam mit der Dictatur in Conflict, alle Wahlen bis herunter zum Feuerwächter fielen gegen den Dictator aus und als der Dictator in der weiteren Durchführung des Programms

alle auch die bereits geschlossenen Ehen für auflösbar erklärte und alle aufgelösten Ehen entsprungene Kinder in Staatserziehung nahm, da brach der Aufstand los, und zwar mit einer Gewalt und Schnelligkeit, von welcher man sich keinen Begriff macht. Da ein Heer nicht da war, so verlief die Sache, abgesehen von einigen Industriecentren, in welchen die halbe Miliz hüben, die halbe Miliz drüben stand, ziemlich unblutig. Der Dictator war plötzlich abgesetzt, und eine provisorische Regierung rief einen constituirenden Congreß ein."

„Das hat man uns in unsern Schulen gelehrt," bemerkte Edith, „aber der Congreß hätte beinah zum Bürgerkrieg geführt. Die Katholiken wollten sich dem Hause Habsburg anschließen und die Protestanten waren bereit zu den Waffen zu greifen, wenn es keinen protestantischen Kaiser gäbe."

„Aber Edith, da sind ja merkwürdige Dinge passirt, während ich schlief," meinte Herr West.

„Die Welt schreitet mit Dampf vorwärts," bemerkte darauf P. Benotti. „Es kam dann die bekannte Vereinbarung, wonach die Wahl eines Staatsoberhauptes einstweilen vertagt und ein Directorium von fünf Männern zur Besorgung der Geschäfte gewählt wurde. Dazu trat noch ein großer gesetzgebender Körper und so bildeten sich denn wie in jedem parlamentarischen Staate unsere heutigen Verhältnisse aus."

„Und sind Sie mit diesen Verhältnissen zufrieden?" fragte Edith.

„Vollkommen ist nichts auf Erden," sagte P. Benotti achselzuckend. „Aber ich habe keinen Grund zu klagen. Wenn sich die Verhältnisse so weiter entwickeln, dürfen wir Alle Gott danken."

„Das müssen Sie uns aber einmal ausführlich mittheilen, Herr Pater," sagte Edith. „Ich bin in Boston aufgewachsen; dort herrschen fast ideale Zustände und ich meinte, es müsse überall so sein. Nachdem ich aber hier die allgemeine Verlotterung kennen gelernt, interessire ich mich lebhaft für die Zustände anderer Länder. Ich sehe, wir können es schlechter machen, und schließe daraus, daß wir es auch besser machen können."

P. Benotti antwortete mit einem leichten Neigen des Kopfes. „Wenn unsere Zeit es uns erlaubt," sagte er, „dann stehe ich

sehr gerne zur Verfügung. Ich höre aber, daß P. Neumann morgen ein bereits angeknüpftes Gespräch zu Ende führen will, und für übermorgen ist die Abreise nach dem amerikanischen Continent festgesetzt. Wir sind fertig und haben morgen eigentlich nur noch Abschiedsbesuche zu machen, um für die gastfreundliche Aufnahme, welche wir gefunden, zu danken.“

„Auf morgen also dürfen wir den P. Neumann erwarten?“ fragte Herr West.

„Morgen Nachmittag; so äußerte er im Gespräche, und diese Zusammenkunft schien ihm sehr am Herzen zu liegen.“

Es wurden noch einige höfliche Worte gewechselt, aber für die an pünktliche Pflichterfüllung gewöhnten Jesuiten wurde es die höchste Zeit zu gehen, wenn sie zur verabredeten Stunde mit dem P. Neumann zusammentreffen wollten, um ihren Schlußbericht über das, was sie in Habana erfahren, fertig zu stellen.

Vierzehntes Kapitel.

Die Sklaverei in Cuba. — Die Perle der Antillen verarmt. — Uncontrollirbare Gewalt der Arbeitsoffiziere. — Die merkwürdigen Erfahrungen des Herrn West puncto Ehe und Familie. — Rückblick. — Ediths Betrachtungen über Gott und die sie umgebenden Naturgeheimnisse. — Wests Begeisterung für die neue Ordnung der Dinge kühlt sich immer mehr ab. — Der Besuch des P. Neumann. — West wünscht die deutschen Zustände kennen zu lernen. — Fortsetzung der Unterhaltung über das Dasein Gottes.

Herr West und mehr noch Edith sahen am andern Tage dem von P. Benotti angekündigten Besuche seines älteren Confraters welcher sein Gespräch über das Dasein Gottes fortzusetzen wünschte, mit einer gewissen Begier entgegen. Herr West stand allerdings dieser Frage — zu seiner Schande müssen wir das gestehen — etwas kalt gegenüber. Er hoffte vielmehr die interessanten Aufschlüsse über Deutschland, die ihm eben erst geworden, zu vermehren. Dabei erhob sich ganz im Hintergrunde uneingestanden

der Gedanke, einmal in das deutsche Reich zu gehen und sich die Zustände dort anzusehen, denn er war von den amerikanischen Zuständen lange nicht mehr so entzückt, wie zu jener Zeit, da er zum ersten Mal nach hundertjährigem Schlafe das neue Boston erblickte. Die Regelung der Production und Consumtion kam ihm in der Theorie immer noch so wunderbar vor, wie am ersten Tage; aber in der Praxis hatte er bei näherem Zusehen vielfache Klippen entdeckt. In Boston war Alles glatt wie am Schnürchen gegangen, er zweifelte heute, ob ihn nicht diese Außenseite betrogen, ob nicht unter dieser glatten Oberfläche der Kampf persönlicher Interessen und Intriguen zwar in anderer Weise, aber in gleicher Heftigkeit geführt würde, wie dieß in der ersten Periode seines Lebens geschah, und wie er es heute noch in Habana fand. Trotz der geringen Arbeitszeit hatte man sich genöthigt gefunden, Mangels eines anderen Sporns die Widerspenstigen zur Arbeit zu peitschen. Allerdings, ihm war da eine Komödie aufgeführt worden, als er ankam. Man hatte gemeint, er würde direct an den Congreß in Washington berichten und da hatte man gleich zeigen wollen, daß man selbst das Unerhörte thue, um die Leute zur Arbeit zu bringen. Das damalige Object war zwar angebunden worden, aber die Peitsche hatte es nur einmal und zwar so berührt, daß der unartikulirte Schrei, der seine Ritterlichkeit zum Sieden gebracht, der Schärfe der Züchtigung durchaus nicht entsprach. Das „arme Opfer" hatte zwar nach Wunsch geschrieen, aber so weit war die Conivenz desselben nicht gegangen, daß es sich auch zu diesem Schrei hätte entsprechend peitschen lassen. Indeß wußte er von Castellar, daß das, was hier Komödie war, den Farbigen gegenüber selbst in solchen Fällen blutiger Ernst gewesen, in welchen die Gesundheit oder sonstige körperliche Zustände einer derartigen Procedur den Stempel einer besonderen Infamie aufdrückten. Die Fälle waren selten, weil die Schwarzen zur Arbeit willig waren; wenn aber von der Peitsche Gebrauch gemacht wurde, so geschah dies rücksichtsloser als in den Zeiten der alten Sklaverei. Denn damals hatte der einzelne Herr am einzelnen Sklaven ein Interesse, welches ihm seine Erhaltung gebot, während ein solches Interesse der Gesammtheit der weißen Herren gegenüber dem einzelnen Sklaven sich nicht fühlbar machte. Und trotzdem producirte die Insel nicht

so viel, als sie brauchte. Sie lebte mit der Unterstützung des Festlandes und ging immer weiterer Verarmung entgegen: der Verarmung in einem irdischen Paradiese!

Zu diesem harten Urtheil, das West fällte, hatte ohne Zweifel auch sehr viel der Umstand beigetragen, daß man seine Frau als Pflegerin in das Fieberspital commandirte: eine Frau, welche, abgesehen davon, daß sie seine Frau war, sich noch nicht einmal acclimatisirt hatte und daher schon aus allgemeinen Gründen der besonderen Schonung bedurft hätte. Er ersah daraus, welch' ungeheuere und uncontrolirbare Gewalt die höheren Arbeitsofficiere über ihre Mitmenschen ausübten. In Boston hatte er sich das nicht klar gemacht, weil ihm ein so graver Fall nicht zur Kenntniß gekommen. Allein warum sollte es in Boston anders sein? Warum sollte in Boston es nicht auch vorkommen können, daß Zwei dasselbe Weib liebten und während hier unter der glühenden Sonne und der glühenden Leidenschaft des Creolen diese Liebe dem Einen den Mordstahl in die Hand gedrückt — warum sollte es in dem kälteren Boston nicht vorkommen, daß, wenn der Eine der Beiden zufällig der Offizier des Andern ist, dieser ihn mit der Arbeit zu Tode chikanirt, wobei Alles äußerlich ganz glatt von Statten geht?

Diese Betrachtung führte ihn unwillkürlich auf das Capitel der Ehe und Familie und hier hatte er merkwürdige Erfahrungen gesammelt, und dieß zwar nicht blos in Habana, sondern auch in Boston. Er liebte heute seine Edith mit der gleichen Zärtlichkeit, wie am ersten Tage, nur war sie ihm damals ohne irgend welche Wolke, wie ein „Gebild aus Himmelshöh'n" erschienen. Er war ihr ein hingebender Gatte und sie ihm ein hingebendes Weib. Ihr gegenseitiges Verhältniß schien ein vollständig ideales, weil über diese Welt hinausgehende Ideale Beiden vorläufig nicht vorschwebten.

Nur Eines ärgerte ihn; das störte aber sein Verhältniß zu Edith nicht; denn daran trug sie keine Schuld. Das war der schon öfter erwähnte Umstand, daß die bürgerliche Gesellschaft Edith fortwährend als Schulmädchen behandelte und Rechte über sie beanspruchte, welche er über seine Frau Niemanden zugestand. Als man ihn gar provisorisch scheiden wollte und ihm den Rath gab, er solle sehen, daß er provisorisch in Habana ein anderes

Weib bekomme, so ging ihm das doch entschieden gegen die Ansichten, welche er über den idealen Charakter der Ehe hatte, und das gab seiner Werthschätzung der neuen Verhältnisse einen schlimmen Stoß. Das eheliche Verhältniß der Eltern seiner Edith schwebte ihm allerdings wie ein Ideal vor, aber beide waren in den Jahren bereits ziemlich vorgerückt; ob in jüngeren Jahren der Leidenschaft Stürme die Ruhe dieses Himmels getrübt, wußte er nicht; aber es war ihm ein äußerst bitteres Gefühl, wie die in diesen Verhältnissen aufgewachsene Edith vollständig ahnungslos ihre Stellung in der Ehe auffaßte. Sie liebte ihn, das wußte er; aber mit der Ruhe eines guten Gewissens hatte sie ihm gesagt, wenn es je vorkäme, daß sie einen Andern liebte, so würde sie das Band ihrer gegenwärtigen Ehe lösen und diesem Andern angehören; ein Gedanke, der ihm unfaßbar, undenkbar war. Sie sprach ihn ruhig aus, ohne sich auch nur bewußt zu sein, daß ihr Mann durch die Ausführung desselben sich tödtlich beleidigt fühlen mußte. Es fühlte sich in den neuen Verhältnissen eben Niemand dadurch tödtlich beleidigt.

Aber vielleicht doch! Und das Messer des verschmähten Liebhabers der Juanita gab den deutlichen Hinweis, daß dieses Ehegesetz wohl in den gesellschaftlichen Institutionen beliebt werden konnte, aber nicht in den Herzen der Menschen eingegraben war.

Ueberhaupt war die Selbstständigkeit, welche Edith in Bezug auf Denken und Handeln nicht nur beanspruchte, sondern auch gewährte, durchaus nicht nach seinem Sinn. Seiner Auffassung nach gab es in der Ehe zwei Seelen und einen Gedanken, zwei Herzen und einen Schlag; seiner Ansicht nach sollte der Mann derjenige sein, der diese Gedanken und Herzensschläge regelte. Gewiß nicht nach seiner Willkür; Niemand stand der Idee ferner, daß die Ehe für die Frau der Zustand einer wenn auch milden Sklaverei sei. Er wollte seiner Edith alle erdenkbaren Opfer bringen, um sie glücklich zu machen; aber damit er das thue, mußte sie doch in der Lage sein, diese Opfer anzunehmen und zu würdigen. Das war aber gar nicht möglich, wenn sie vollständig frei und unabhängig neben ihm stand. Ihr Gemahl konnte ihr nichts geben, was sie sich auf Grund ihres Creditbriefes nicht auch verschaffen konnte, ohne ihn darum zu fragen, ohne ihm dafür sich verpflichtet

zu fühlen, und auch sie war nicht in der Lage ihm jene tausend kleinen Annehmlichkeiten zu verschaffen, die ein kleines Opfer, eine kleine Entsagung verlangten, und das Opfer ist doch nicht nur die Frucht, sondern auch die tägliche Nahrung der Liebe. Bis jetzt hatte zwar nichts diese Flamme bedroht — und doch Eines. Sie war ihrer gesellschaftlichen Pflicht gefolgt, gegen seinen Willen, als sie in das Fieberspital ging. Das hatte ihm bitter weh gethan. Er hätte sich eher für sie in Stücke reißen lassen, als daß er einen Zwang zu einer so lebensgefährlichen Beschäftigung geduldet hätte; und sie — verschmähte seine Fürsorge und ging. Das war vielleicht spartanisch groß gehandelt, ihm aber ging ein Schwert durch die Seele.

Und dann, etwas gefiel ihm nicht, wofür er sich eigentlich keinen Grund angeben konnte; das war die Religionslosigkeit seiner Frau. Er selbst gab ja nicht viel auf diese Dinge. Ihm schwebte ein verschwommenes höchstes Wesen vor, um das er sich möglichst wenig Sorge machte. Der Gott des Pöbels schien ihm viel zu persönlich, viel zu menschlich gedacht; daß der Mensch in der That nach dem Ebenbild Gottes geschaffen wäre, kam bei ihm nicht in Betracht. Diesen vollständig verschwiemelten Ansichten stand nun die klare Auffassung Ediths gegenüber. Sie war in der Schule gelehrt worden, daß es keine Beweise für die Existenz Gottes gebe und daß man daher auch keine Schlüsse aus der Existenz Gottes ziehen könne. Sie entwickelte das mit voller philosophischer Klarheit, ohne jegliche Gefühlsschwärmerei, und im Munde seines Weibes mißfiel ihm das, was er aus dem Munde seiner früheren Freunde gar oft als Resultat wissenschaftlicher Forschungen nicht nur gehört, sondern auch bewundert und angenommen hatte. Warum ihm diese philosophische Klarheit an seiner Frau mißfiel, das wußte er eigentlich selbst nicht.

Edith hatte keine Ahnung davon, welche Gedanken sich im Kopfe ihres Mannes kreuzten. Natürlich, sie konnte sich ja nicht denken, daß ihr Gatte ein entgegenkommendes Eingehen auf seine Wünsche und Anschauungen entbehre, daß er einen Mangel an tausend kleinen Fürsorglichkeiten empfinde, wie sie auf der andern Seite auch keine Ahnung davon hatte, wie Alles, was ihr Gatte besaß und erwarb, nur dadurch Werth für ihn bekam, daß

er es ihr in den Schooß werfen konnte. Sie konnte gar nicht denken, daß er nur deßhalb etwas Tüchtiges zu leisten versuchte, damit sie ihn bewundere. Die ganze Erziehung, die sie genossen, die Einrichtungen, von denen sie sich umgeben sah, ließen einen solchen Gedanken gar nicht aufkommen. Sie bedurfte seiner Fürsorge nicht, so wenig wie er der ihrigen; sie hatten ja beide ihren Staatscreditbrief; es war auch kein vernünftiger Grund vorhanden, weßhalb sie ihm oder er ihr zu lieb auf irgend etwas verzichten solle. Sie waren ja Beide vollständig gleich; ihr Gatte hatte weder die Rechte und Pflichten der Starken, noch sie die der Schwachen. Das sah Edith überall; dieser Gedanke war so in ihr verkörpert, daß sie nicht wußte, wie es anders sein könnte. Ihre Ehe war nicht ein Füreinanderleben, sondern ein Nebeneinanderleben. Es gab auch keine eigentlich unglücklichen Ehen; denn wie sich auf dem Wege des Gefallens die Wege genähert hatten, so entfernten sie sich auch wieder, wenn Mißfallen eintrat. Aber man verstand auch nicht jenes Liebesglück der Ehe, das die Dichter des 18. und 19. Jahrhunderts so schwärmerisch besungen hatten, und welches Herr West schmerzlich vermißte, ohne daß er es Edith auseinandersetzen konnte, ja ohne daß er es selbst sich eigentlich eingestand.

Von Alldem hatte Edith wie bemerkt keine Ahnung. Ihre Bildung war eine Verstandesbildung, und wenn sie dem Besuche des P. Neumann mit einem gewissen, wir möchten sagen Heißhunger, entgegensah, so lag dieß darin, weil sie ihre Unterhaltung über Gott mit ihm zu Ende führen wollte. Ihr logisch gezüchteter Verstand hatte ihr aus der vorigen Unterhaltung eine allerdings bedingte Wahrheit leuchtend hervortreten lassen. Wenn es wirklich einen solchen Gott gab, wie P. Neumann behauptete, dann verflogen alle ökonomischen Vortheile des Staatswesens, in welchem sie lebte, in nichts vor dem scheußlichen Verbrechen, welches man an ihrer kindlichen Unschuld dadurch verübt hatte, daß man ihr das Dasein dieses Gottes fünfzehn Jahre lang als sagenhaft, als Priestermährchen darstellte, bis diese Auffassung ihre ganze Denkweise durchdrang. Wenn das wahr wäre, wenn in ihr außer diesem Körper noch jenes Ich wäre,

eine unveränderte und unveränderliche Substanz, welche sich mit dem Tode nicht auflöste, wie ihr Leib, sondern bewußt fortbestand, — wie sollte sie da in der Rechenschaft vor jenem Gott bestehen, den man sie leugnen und verachten gelehrt hatte?

Dieser Gedanke, der ihrem Gatten eigentlich weniger Kopfzerbrechen machte, regte Edith fieberhaft auf. Es gereichte ihr allerdings zum Troste, der Pater hatte ja eigentlich nichts handgreiflich bewiesen, er hatte nur die aller Welt bekannte Thatsache festgestellt, daß unsere seelischen Eigenschaften und unsere geistigen Errungenschaften in uns blieben, während unsere körperlichen Bestandtheile einer fortwährenden Abnutzung und Neuersetzung unterlägen. Die Thatsache war landläufig und erschien so selbstverständlich, daß sie weder von ihr noch von Andern besonders erwogen wurde. Die Consequenz, daß aber dann auch in und außer dem Leibe noch eine geistige Substanz sein müsse, hatte sie nie gezogen. Jetzt sann sie darüber nach; aber sie kam nicht darüber hinaus. Im Uebrigen — das war ihr Trost, bewies das ja noch nicht die Existenz Gottes, namentlich nicht die Existenz eines persönlichen Gottes; das konnte ja auch ein gewisses Fluidum ein außerordentlich feiner durch die ganze Welt vertheilter Stoff sein, welcher der Waage des Physikers und den Reagentien des Chemikers bis jetzt entgangen, wie diesen Forschern ja noch Vieles entgangen ist. Was ist der Duft der Rose? Ihre Nase sagte ihr, daß etwas da ist; aber was ist's? Wer hat's gewogen? Wer hat's auf seine Bestandtheile untersucht?

Aber es kamen ihr beim Nachsinnen noch gar mancherlei Dinge vor das geistige Auge, welche eben ihrer Alltäglichkeit wegen ihr niemals aufgefallen waren. Warum hebt sich denn auf einen bloßen Willensact hin der Arm? Warum dreht sich der Kopf? Warum schreitet das Bein? Was ist denn eigentlich ein Willensact? Sie sah sich plötzlich am helllichten Tag von lauter Geheimnissen umgeben, an welche sie seither gar nicht gedacht, und von welchen ihr auch die Wissenschaft des 20. Jahrhunderts nie ein Wort gesprochen. Ja diese ganze Wissenschaft kam ihr plötzlich so unendlich schaal vor mit ihren subtilen Untersuchungen über das Wie der Thatsachen, und ihrem gänzlichen Unvermögen, das Warum derselben zu ergründen.

Eine ihr selbst unerklärliche Hast war über sie gekommen; sie verwendete weniger Sorgfalt, als gewöhnlich, auf das Geschäft des Ankleidens; hastig trank sie die Frühstückschokolade, welche sie mit ihrem Gatten gewöhnlich in dem naheliegenden öffentlichen Speisehause nahm; es war ihr nicht möglich, nach dem Frühstücke, wie sie zu thun pflegte, noch ein halbes Stündchen mit ihrem Gatten, der dazu eine Cigarre rauchte, gemüthlich zu plaudern. Beschwingten Fußes eilte sie nach dem Fieberspital und kam dort eine Stunde früher an, als sie die farbige Wärterin in ihrem lebensgefährlichen Amte abzulösen hatte. Es war, als ob sie glaubte, wenn sie sich beeile, beeile sich auch die Zeit; denn vor den Nachmittagsstunden konnte sie ja doch den P. Neumann nicht erwarten.

Herrn West bewegte inzwischen ganz Anderes. Er hatte das Leben unter den so vorzüglichen ökonomischen Einrichtungen satt. Das Verhältniß zu seiner Frau und seiner Frau zu ihm konnte ihm durchaus nicht behagen und noch viel weniger behagte ihm die Art und Weise, wie diese neue Gesellschaftsordnung über seine Frau verfügte. Das war ja ärger als Sklaverei. Statt seinen Vortrag auszuarbeiten, den er in den Abendstunden halten sollte, entwarf er ein Gesuch an den Generalissimus in Washington, worin er denselben bat, zu seiner weiteren Ausbildung und vergleichenden Studien, die drei Jesuiten auf ihrer Rückreise nach Deutschland begleiten zu dürfen, jedenfalls aber ihn und seine Frau für die Dauer seiner Anwesenheit in Habana von jeglicher Zwangsarbeit zu entbinden. Er verwende täglich sechs Stunden auf die Ausarbeitung seiner Vorträge und da die Arbeitszeit nur vier Stunden betrage, so erreiche sein Arbeitsmaaß das für ihn und seine Frau zu leistende Pensum.

Wir ersehen daraus, daß seine Begeisterung sich merklich abgekühlt hatte.

Während des Mittagsmahles theilte Herr West seiner Frau seine Absichten mit und er empfand es dießmal recht unangenehm, daß er seine Mahlzeiten in einem öffentlichen Speisehaus einnahm. Seither hatte es ihm kein Beschwer gemacht, weil er mit seiner Frau nichts Vertrauliches zu reden hatte, was ihn besonders drängte. Aber dießmal wünschte er sobald als möglich ihre Zustimmung zu

der beabsichtigten Reise nach Deutschland zu erlangen; denn am Nachmittag wollte er darüber mit dem P. Neumann sprechen und dann sollte sein Schreiben an den Generalissimus sofort abgehen. Bis die drei Patres ihre Schulstudien in verschiedenen Theilen der Vereinigten Staaten vollendet hatten, war auch die Genehmigung des Präsidenten in seinen Händen und sie konnten dann in dem schon heute festzustellenden Hafenorte mit den Patres zusammentreffen, um die Reise über den Ocean gemeinsam zu machen.

Alles dieß mochte er nicht besprechen, so daß die Andern es hörten, und er unterhielt sich daher mit seiner Frau im Flüstertone.

Edith machte durchaus keine Einwendungen; denn sie glaubte, daß es sich im Ganzen doch nur um eine zeitweilige Abwesenheit handle; es erweckte auch ihr Interesse, mit eigenen Augen zu sehen, wie sich die Verhältnisse in andern Ländern entwickelt hatten. Von den Verhältnissen in Habana war sie so wenig befriedigt, wie ihr Gemahl; aber in principiell gleichen Verhältnissen aufgewachsen, hatte sie sich ohne Widerrede in die Unannehmlichkeiten gefügt, als deren Opfer sie von den leitenden Kreisen förmlich ausersehen war.

Herr und Frau West hatten sich kaum von ihrer Siesta erhoben, so sprach P. Neumann bei ihnen vor, um sich zu verabschieden. Am folgenden Tage sollte der „Friede“, der sie herübergebracht, unter Dampf gehen, um sie nach New-Orleans zu bringen. Das war die nächste Station.

Herr West theilte dem Pater seine Absicht mit und dieser hatte nichts dagegen einzuwenden. Ob eine solche Gastlichkeit nach den dortigen Verhältnissen angänglich sei, darüber konnte der Jesuit freilich etwas Positives nicht sagen. Im Privatverkehre des deutschen Reiches bestand noch das Geld und die als Abgesandten in Amerika weilenden Jesuiten hatten nicht das Recht, Besuche herüberzubringen, welche nicht die Mittel besaßen, sich im Lande zu erhalten. Gleichwohl aber glaubte er Herrn West darüber beruhigen zu können. In Washington residirte ein deutscher Gesandter, der die zahlreichen Abrechnungsgeschäfte zwischen den beiden Staaten abzuwickeln hatte und der konnte im Namen des Reiches handeln. Es konnte gar keinem Zweifel unterliegen, daß der Gesandte auf die Ermächtigung des Präsidenten, Deutschland zu besuchen, um

die dortigen Einrichtungen kennen zu lernen, Herrn und Frau West einlud, der Gast Deutschlands zu sein. Dieß konnte um so weniger bezweifelt werden, als gerade in diesem Augenblicke zehn verschiedene deutsche Deputationen die Gäste der Vereinigten Staaten waren, um deren Schulwesen zu studiren. Solche gegenseitigen durchaus freundlichen Beziehungen kamen immer vor; ja sie waren so zahlreich, daß ein eigener General dieselben zu erledigen hatte. Er versah ungefähr den Ressort dessen, was man im 19. Jahrhundert „Auswärtiges Amt" nannte.

Auf die Mittheilung hin, daß in Deutschland noch Geld circulire, wünschte Herr West noch einige weitere Aufklärungen über das, was im deutschen Reiche eben gang und gäbe sei. Allein Edith, welche schon über den seitherigen Verlauf des Gespräches Zeichen einer wachsenden Ungeduld gegeben hatte, ließ dieß nicht ruhig geschehen: „Ueber die deutschen Zustände können wir ja später reden," meinte sie, „und wenn es uns nach Wunsch geht, werden wir dieselben mit eignen Augen sehen. Ich bitte, Herr Pater, Sie brachen Ihren letzten Besuch ab, als Sie gerade anfangen wollten, Gott zu beweisen. Diese Frage scheint mir wichtiger, als die gesammten Vereinigten Staaten und das deutsche Reich zusammengenommen."

„Da haben Sie ganz Recht, Frau West," erwiderte der Pater, indem er lächelnd mit dem Kopfe nickte.

„Ich gestehe Ihnen offen," fuhr Edith fort, indem sie sich eine Cigarrette anbrannte, „unser letztes Gespräch hat eine sehr anregende Wirkung auf mich gehabt. Ich habe seither Wunder gemeint, was wir wüßten. Das ist uns in der Schule Alles so klar vorgetragen worden, daß ich kaum darüber nachdachte, und jetzt ist mir zum Bewußtsein gekommen, daß wir eigentlich nichts wissen. Ich fühle mich beengt, ich bin von lauter Geheimnissen umgeben, ja ich kenne mich über mich selbst nicht mehr aus und das Warum erscheint mir wie ein ungelöstes Räthsel . . . ."

„Und Sie werden nicht eher Ruhe finden, bis Sie es ergründet haben," sagte der Jesuit ruhig.

„So ist es," antwortete Edith, in einem Tone verzweifelter Resignation. „Ich werde sterben, ohne zu wissen, warum ich eigentlich gelebt habe."

„Aber, liebe Edith, wir sind noch jung, wir sind noch lange nicht am Sterben," unterbrach sie Herr West.

„Sie glauben doch an die Welt?" fragte der Jesuit, ohne die Zwischenbemerkung des Herrn West weiter zu beachten, wenn er ihm auch einen leicht ironischen Seitenblick zuwarf.

„Ja, was meinen Sie damit?" fragte Edith betroffen.

„Ich meine, was ich frage; ich richte die Frage an Sie, ob Sie an die Welt glauben? Glauben Sie, daß es eine Erde gibt mit Menschen, Thieren, Pflanzen, die entstehen, sich entwickeln und wieder vergehen, eine Welt mit Sonne, Mond und Sternen. Glauben Sie, daß das existirt?"

„Ja, natürlich," sagte Edith erstaunt; „ich lebe ja mitten drin."

„Wie glauben Sie wohl, daß das geworden ist?"

„Das ist gar nicht geworden, das war immer so."

„Sie wissen aber ohne Zweifel, daß das nicht immer so war, Sie wissen, daß wir in unserm Erdinnern Eisen finden, das einmal in geschmolzenem Zustand gewesen sein muß, und daß es einer Temperatur von etwa dreitausend Grad bedurfte, um dieses Eisen zu schmelzen."

„Ah, Sie meinen die Kosmogonie! Ja, das hat die Wissenschaft ergründet. Das ganze Sonnensystem war einst gasförmig, und daraus haben sich nach den von uns erkannten Naturgesetzen die einzelnen Körper gebildet."

„Es gab aber eine Zeit, in welcher die Temperatur der Erde sehr hoch war."

„Das ist richtig."

„So hoch, daß jedes organische Leben auf derselben erstickt worden wäre."

Edith schaute den Jesuit betroffen an.

„Ist es so?" fragte der Jesuit. „Gibt es organische Keime, welche bei einer höheren Temperatur als hundert Grade Celsius ihre Entwickelungsfähigkeit behalten?"

„Nein," antwortete Edith kleinlaut. Sie hatte erkannt, was die Fragen des Paters bedeuteten, sie hatte erkannt, daß die Welt, so wie sie ist, sich nicht hatte aus sich entwickeln können.

„Woher nun der Pflanzenwuchs? Woher die Thiere und

Menschen? Die Frage, ob das Ei aus dem Huhn, oder das Huhn aus dem Ei entstand, brauchen wir nicht zu erwägen, wenn wir wissen, daß es eine Zeit gab, wo weder das Eine noch des Andere da war. Ich gebe Ihnen die ganze Darwin'sche Entwickelungstheorie zu, wenn Sie mir sagen können, wie die entwickelungsfähige Keimzelle auf die Erde kam, aus welcher sich das Alles entwickelte."

Einen Augenblick schwieg Edith. Dann blitzte es in ihrem Auge freudig auf. „Sie könnte aus dem Aether gekommen sein," rief sie, „sie kann im Schweife eines Kometen sich befunden haben."

„Das kann sie nicht," sagte der Jesuit. „Denn Sie wissen, daß der Aether so fein ist, daß die Erde, noch im Zustande des Glühens, alle Keime nach dem Gesetze der Gravitation angezogen und vernichtet hätte. Sie wissen ferner, daß der Aether eine so niedrige Temperatur hat, daß dort die Kälte vernichtet hat, was auf Erden die Gluth um's Leben hätte bringen müssen."

„Dann muß es eben noch einen andern Weg geben, auf welchem lebende Wesen entstehen können."

„Dieser Schluß wäre folgerichtig; aber bis jetzt hat die Wissenschaft noch keinen natürlichen Weg entdeckt, und ich bin deßhalb mit meinem Schlusse, daß eine übernatürliche schöpferische Kraft außer der Welt vorhanden sein muß, ebenso berechtigt. Um die Existenz Gottes leugnen zu können, sind Sie in Folge unserer kurzen Unterhaltung bereits an der Marke angekommen, wo die Fülle der Wissenschaft Sie verläßt und Sie etwas annehmen müssen, für dessen Wirklichkeit Sie auch nicht den geringsten Wahrscheinlichkeitsbeweis anzuführen vermögen. Geben Sie das zu?"

Edith sann lange nach. Endlich kamen fast tonlos die Worte aus ihrem Munde: „Ich kann's nicht leugnen."

„Doch was sage ich," fuhr Pater Neumann fort; „dieser andere Weg der Erzeugung hat nicht nur keinen Wahrscheinlichkeitsgrund für sich, sondern alle Resultate wissenschaftlicher Forschung gegen sich, und man kann nur durch einen Schritt der Verzweiflung zu ihm gelangen, indem man die Nichtexistenz Gottes, bevor sie noch sicher steht, bereits als Wahrscheinlichkeitsgrund verwendet."

„Sie vergessen," fuhr Edith auf, „daß die Nichtexistenz Gottes so lange angenommen werden muß, ich habe nicht zu beweisen, sondern Sie."

„Aber Sie dürfen meinen Beweisen keine unbewiesenen Behauptungen entgegenstellen. Wenn ich Ihnen bewiesen habe, daß das organische Leben auf Erden unverträglich ist mit Ihrer Weltentwickelungstheorie, dann müssen Sie Ihre Weltentwickelungstheorie fallen lassen; aber Sie dürfen mich nicht damit heimschicken wollen, daß Sie sagen, es wird wohl noch einen andern Weg geben. Das läßt sich in einem Kaffeekränzchen sehr wohl vorbringen, aber nicht in ernster Debatte."

Edith erröthete bis an die Schläfen.

„Aber gehen wir weiter," fuhr der Pater fort. „Die Welt und ihre Entwickelung haben Sie zugegeben. Diese Entwickelung muß doch einen Anfang gehabt haben."

„Nein, die Welt war von Ewigkeit."

„Wir leben doch in einer Aufeinanderfolge der Thatsachen. Wenn diese Aufeinanderfolge ohne Anfang wäre, dann müßte sie ja längst vorüber sein. Bedenken Sie doch, so weit Voraus Sie diese oder jene Entwickelungsstufe rechnen, ich kann sie immer noch weiter voraussetzen, sie hat ja keinen Anfang; Sie können sagen, die Materie d. h. der Weltstoff ist ewig, aber indem Sie dieser Materie keinen Anfang geben, nehmen Sie ihr auch die Entwickelung, die Gestaltung. Sie schließen jede Veränderung aus, der Begriff des Ewigen in der Dauer ist untrennbar verbunden mit dem Begriff des Unveränderlichen in Form und Wesen. Was sich verändert, das ist nicht ewig, sondern ist gekeimt, hat sich entwickelt und vergeht. Ist Ihnen das nicht klar?"

„Und jetzt wollen Sie sagen, wenn selbst der Weltstoff von Ewigkeit war, so muß die Gestaltung desselben einen Anfang genommen haben und für diesen Anfang muß ein Grund gewesen sein."

„In der That, Frau West," bemerkte der Jesuit lächelnd. „Das will ich sagen, und ich will sagen, daß dieser Grund außer- oder überweltlich gewesen sein muß; denn hätte er einen Theil des Weltstoffs gebildet, so hätte er diese Gestaltung von Ewigkeit her vollziehen müssen, was sie, indem Sie auf meine Gedankenreihe eingehen, als unmöglich erklären. Es muß aber auch dieser überweltliche Grund mit freiem Willen begabt, das heißt eine Person sein; denn wenn seine Wirksamkeit nicht von seinem Willen abge-

hangen hätte, dann hätte sie ja ebenfalls von Ewigkeit her thätig sein müssen. Sehen Sie, Frau West, so beweist uns die Welt in ihrer fortwährenden Neugestaltung das Dasein eines überweltlichen persönlichen Gottes, und dies zwar selbst dann, wenn Sie, wie die Alten, den Weltstoff, das Chaos, als von Ewigkeit her bestehend annehmen. Wenn nun aber die Welt Ihnen das Dasein Gottes bewiesen und damit ihren Zweck, die Ehre Gottes, erfüllt hat, dann betrachten Sie einmal rückwärts diese selbe Welt im Lichte Gottes. Dann erst werden Sie die in ihr zu Tage getretene Harmonie, ihre Ordnung, ihre Gesetze erkennen. Dann werden Sie das Leben der Sphären begreifen und alle Räthsel des Lebens, die Sie heute umgeben, werden sich Ihnen enthüllen. Nachdem Sie das Dasein Gottes durch die Welt erkannt, werden Sie durch ihn erst die Welt erkennen und in ihrer Schönheit einen Abglanz der unendlichen Eigenschaften Gottes erblicken; jetzt bewegen Sie sich in dem quadratischen Zirkel einer ewigen Zeit, Sie stehen vor dem Räthsel Ihrer eignen Existenz und fragen sich vergeblich, wie es denn eigentlich möglich geworden ist, daß Sie leben."

Edith sprang plötzlich in wilder Leidenschaftlichkeit auf und verließ das Zimmer.

Herr West blickte einen Augenblick verdutzt auf, dann wollte er ihr nach.

„Bleiben Sie nur ruhig, Herr West! Ich habe den Frieden dieses geistigen Sumpfes gestört, der Sturm ist losgebrochen, das gährt jetzt wild durcheinander und die Folge wird hoffentlich sein, daß der irdische Schlamm sich niederschlägt und ihr Gemüth einem jener schönen Seeen gleichen wird, in welchem sich, wie wir in Deutschland sagen, das Auge Gottes spiegelt. Sie haben eine vortreffliche Frau, Herr West; aber von jetzt ab werden ihre seelischen Eigenschaften in vollem Maaße beglückend ausstrahlen. Lassen Sie ruhig diesen Kampf austoben, Sie können doch nichts dabei helfen. Wir können uns inzwischen über die Zustände im deutschen Reiche unterhalten, wofür Sie ja im Anfang unseres Gespräches einiges Interesse bezeigten."

„Aber Herr Pater, meine Frau ist so sonderbar, ich will doch nach ihr sehen. Ich weiß nicht ...."

Er stand auf und ging nach der Thüre ihres Schlafzimmers — der Riegel war vorgeschoben.

„Lassen Sie doch Ihre Frau in Ruhe," sagte der Jesuit und führte Herrn West zu seinem Sessel zurück.

„Ihre Ausführungen waren ja sehr interessant, Herr Pater, und ich bin denselben mit aller Aufmerksamkeit gefolgt; aber warum bin ich denn nicht so aufgeregt?"

„Wahrscheinlich, weil sie für Sie weniger überraschend waren. Bedenken Sie doch die Staatserziehung, welche Ihre Frau genossen hat! Diese Staatserziehung hat den Verstand Ihrer Frau einseitig ausgebildet und zwar zu einer Schärfe, welche wir im deutschen Reiche bei dem Weibe bedauern würden. Sie hat mit einem Blicke erkannt, wie ihre ganze Weltanschauung und damit der Inhalt ihres ganzen seitherigen Lebens vor dem quadratischen Zirkel zusammengebrochen ist. Das war bei Ihnen nicht so der Fall. Aber sprechen wir über Deutschland. Das ist für jetzt das Beste. Ich habe Ihnen gesagt, daß bei uns noch Geld circulirt, während bei Ihnen Alles auf dem Wege des Staatscredites abgemacht wird. Sie haben das auffallend gefunden."

„In der That, so ist's. Da Sie mit den Vereinigten Staaten abrechnen, so hab ich geglaubt, daß auch sie einer ähnlichen Gesellschaftsform huldigen, wie wir."

„Sie ist in manchen Stücken ähnlich, in manchen verschieden."

„Sie meinen nicht, daß meine Frau sich eine Gewalt anthut?"

„Ganz bestimmt nicht."

„Wohlan, so sprechen wir."

Fünfzehntes Kapitel.

Die Zustände im deutschen Reiche im Jahre 2000. — Der Sturz der Dictatur des Proletariats. — Gesetzgebung. — Religion. — Schule. — Der Staat Besitzer des Grund und Bodens. — Das Geld als Tauschmittel. — Staatsbetrieb für die Minimalbedürfnisse des Menschen. — Hofraithen. — Die Landbevölkerung. — Emancipation von der Mode. — Wohlthätigkeitsanstalten. — Universitäten. — Reich und Arm. — Reichthum und Arbeit. — Geld. Seine Natur. — Zinsen. — Betriebs-Capital. — Luxus. — Heerwesen. — Ehe und Familie.

Herr West lehnte sich bequem in seinen Sessel zurück, dann reichte er dem Pater sein Cigarrenetui hin.

„Darf ich Ihnen eine Cigarre anbieten?"

„Ich danke Ihnen; es ist nicht üblich, daß wir rauchen. Aber lassen Sie sich dadurch in Ihrem Genusse nicht stören."

Herr West zündete sich eine Cigarre an und der Pater begann.

„An der Spitze des deutschen Reiches steht heute ein Directorium, welches aus fünf Personen besteht und nach dem Sturze der socialdemokratischen Dictatur, nach parlamentarischen Kämpfen, die fast zum Bürgerkriege geführt hätten, eingesetzt wurde."

„Also die socialdemokratische Candidatur wurde gestürzt?"

„Ja; die Einziehung alles Grundeigenthums hatte sehr böses Blut gemacht, die Auflösbarkeit der Ehe hatte alle Katholiken im höchsten Grade erbittert und diese Erbitterung wuchs, als die Dictatur begann, die aus aufgelösten Ehen entsprungenen Kinder thatsächlich in Staatserziehung zu nehmen. Als aber in folgerichtiger Weiterentwickelung die Dictatur alle Kinder für die Staatserziehung in Anspruch nahm, erhoben sich die Katholiken wie ein Mann, und die Tage der Makkabäer brachen über das deutsche Reich herein. Ein stehendes Heer, dessen Disciplin die Masse niedergeworfen hätte, existirte nicht mehr; der Aufstand ergriff mit Blitzesgeschwindigkeit die katholischen Landestheile und der Ruf ‚Für Gott und unsere Kinder!' erscholl überall, so weit das Kreuz in Deutschland noch aufgepflanzt war."

12*

„Aber ich meine, Sie verpönen doch jede gewaltsame Erhebung?"

„Ja," sagte der Jesuit, „Distinguo! Die weltliche Obrigkeit ist von Gott gewollt, aber zur Erfüllung göttlicher Absichten. So lange sie auf diesem Wege bleibt, wäre jeder wie immer geartete Widerstand Sünde. Wenn sie Sündiges verlangt, ist der Ungehorsam Pflicht; denn wenn die Obrigkeiten ihr Recht auf Gott gründen, so geht Gott über alle Obrigkeiten, und ihre Gewalt hört da auf, wo sie mit den Gesetzen Gottes collidirt. Wenn ich ihr über diese Grenze gehorche, gehorche ich nicht mehr der obrigkeitlichen Gewalt, sondern der Empörung gegen Gott. Ob mein Ungehorsam passiv bleiben muß, oder auch activ werden kann, das hängt von den Umständen ab. Ein Vater, welcher sich für das Seelenheil der seiner Obhut anvertrauten Kinder erhebt, hat ebenfalls das Recht, sich auf eine ihm von Gott übertragene Autorität zu berufen, und es scheint mir gewagt und unklug von einer Regierung zu sein, solche Fragen von dem harmlosen Gebiet theoretischer Debatten auf das ernste Gebiet der Lebenspraxis hinüberzuspielen. Wir haben im deutschen Reiche dafür Sorge getragen, daß dieß nicht geschieht, und es ist dem Directorium auf das Strengste untersagt, andere Fragen, als solche, welche den öffentlichen Rechtsschutz, die Gesammtwohlfahrt betreffen, in Erwägung zu ziehen; namentlich das religiöse Gebiet, wozu wir auch die religiöse Erziehung der Kinder rechnen, ist ihm vollständig verschlossen; und der betreffende Artikel der Constitution kann nur durch drei Viertel Majorität abgeändert werden; ehe aber diese Abänderung Gesetz wird, muß sie der Abstimmung des gesammten Volkes, soweit dasselbe das 25. Lebensjahr zurückgelegt hat, unterbreitet werden. Es ist das der einzige Act der Gesetzgebung, an welchem sich auch die Frauen betheiligen; denn wir haben erachtet, daß die Frauen auch eine Seele haben und namentlich, was das heranwachsende Geschlecht anlangt, über den Kopf der Mütter hinweg nicht über das Schicksal der Kinder entschieden werden darf."

„Aber wie ist's denn da mit der Schule? Während meiner ersten Lebensperiode war es ja gerade ein Dogma des deutschen Reiches, daß dem Staate und nur dem Staate die Schule gehöre."

„Sehr wahr. Diese Schulen sind denn auch die Pflanzstätten des Unglaubens und der damals mit Recht so sehr gefürchteten Socialdemokratie geworden. Das ist heute vollständig anders. Der Staat bestimmt die Summe des profanen Wissens, die sich Jeder aneignen muß, um im bürgerlichen und geschäftlichen Leben als brauchbarer Mensch zu gelten. Auf dieses profane Wissen hin, prüft er die Lehrer und stellt ihnen ein Certificat aus, daß sie berechtigt sind zu lehren. Diese Lehrer haben dann mit Eltern, Gemeinden und Corporationen abzuschließen. Ein Lehrer darf bis zu fünfzig Kinder annehmen; sobald die Zahl größer wird, muß er sich mit einem andern Lehrer associren, welcher seinen Contrahenten genehm ist. Der Lehrer erhält für jeden Kopf seiner Schüler aus der Staatskasse 20 Mark, also höchstens 1000 Mark. Für das, was darüber hinausgeht, ist sein Contract maßgebend. Der Staat stellt nur Schulinspectoren an, welche sich durch Visitationen die Ueberzeugung dafür verschaffen, daß die Kinder die vom Staate gewünschten Kenntnisse besitzen. Alle Kinder haben ein Abiturientenexamen zu bestehen und werden nicht eher aus der Schule entlassen, bis sie sich die nothwendigen Kenntnisse erworben haben. Mit diesen einfachen Grundsätzen regelt sich das ganze Schulwesen von selbst und wir haben gar keinen Grund eine Aenderung zu wünschen. Wir haben Schulen von allen möglichen Sorten; alle Religionsgenossenschaften haben Schulen gegründet und mit Lehrern versehen, die ihren respectiven Ueberzeugungen entsprechen. Unsere Schulcongregationen stehen in schönster Blüthe. Die Mitglieder machen in Profanwissenschaften das Staatsexamen und werden dann verwendet. Ebenso machen es die Protestanten, die Juden und jede andere Religionsgesellschaft; selbst der Ungläubige findet überall Schulen, in welchen er seine Kinder ganz ohne Religion kann aufwachsen lassen."

„Und dazu haben Sie die Hand geboten?"

„Es ist für uns das geringere Uebel. Der Staatsmischmasch hat zu einer weit um sich greifenden Entchristlichung geführt. Jetzt behalten wir das, was wir haben, ja wir gewinnen dem Unglauben Schritt um Schritt Terrain ab. Der Protestantismus hat sich in unendlich viele Theile zerspalten und großentheils verflacht. Die gläubigen Katholiken Deutschlands bilden heute nahe-

zu die Majorität, eine Vergewaltigung derselben ist auf gesetzlichem Wege nicht mehr möglich. Mit diesem Gedanken hat sich das Directorium vollständig vertraut gemacht. Der beste Beweis dafür ist, daß unter den zehn Deputationen, welche nach den Vereinigten Staaten geschickt wurden, um das dortige Schulwesen zu studieren, eine Deputation aus Redemptoristen, eine aus der Congregation der Schulbrüder, und die unsrige gar aus Jesuiten besteht. So haben sich die Zeiten geändert."

„Das ist erstaunlich. Ich muß gestehen, ich habe mich außerordentlich gewundert, gerade Männer Ihrer Gesellschaft in dieser Stellung zu erblicken und ich muß weiter gestehen, daß die wenigen Zusammenkünfte, welche wir gehabt, eine förmliche Revolution meiner Meinung über Ihre Wirksamkeit hervorgebracht haben. Sie wußten doch, daß ich von Geburt Protestant oder vielmehr Anglikaner bin und meine Frau vollständig ungläubig ist, und ich habe in keiner Weise bemerkt, daß Sie irgendwie im Verkehr an uns Anstoß nahmen und selbst die Religionsgespräche wurden von meiner Frau provocirt und sind für mich höchst interessant gewesen; ich wiederhole, höchst interessant. Ich habe niemals in ähnlicher Weise so streng wissenschaftlich und so handgreiflich die Existenz eines persönlichen Gottes beweisen hören, und wenn es nicht unbescheiden wäre, möchte ich Sie bitten, sobald uns die Erlaubniß zu Theil wird, mit Ihnen nach Deutschland zu fahren, diese Gespräche an Bord fortzusetzen."

„Es ist unseres Amtes, Herr West," antwortete der Jesuit ruhig und fuhr nach einer Pause fort: „In ähnlicher Weise wie die Schulen, sind auch die kirchlichen Genossenschaften geordnet. Jede staatliche Einmischung ist hier ausgeschlossen. In den Beträgen, welche uns seiner Zeit für die Einziehung unserer Güter ausbezahlt worden sind, besitzen wir hinreichende Fonds, um vor einem Nothstande gesichert zu sein. Unsere kirchlichen Gebäude haben wir größtentheils zurückgekauft und der Staat, der eben der allgemeine Grundbesitzer ist, ist verpflichtet, gegen einen geringen Bodenzins uns das zu Neubauten nothwendige Terrain unkündbar zu überlassen. Es gilt dieß Gesetz für Kirchen, Schulen, gemeinheitliche und kirchliche Corporationen, Werken der Nächstenliebe

und Wohnhäuser. Im Uebrigen ist der Staat Besitzer des ganzen eingezogenen Grund und Bodens geblieben."

„Sie haben auch Staatswirthschaft? Wozu dann aber das Geld?"

„Das Geld dient uns als Tauschmittel, außerdem kennen wir neben der Staatswirthschaft auch das Privateigenthum. Wir sind dabei von folgendem Gedanken ausgegangen. Wir haben gesagt, jeder Mensch hat ein Minimum von Bedürfnissen. Er muß hinreichende Nahrung haben, er muß je nach der Jahreszeit geeignete Kleidung haben, er muß ein Obdach haben, das ihn vor der Unbill der Witterung schützt und dieß Obdach muß er nach Bedarf heizen und beleuchten können. Das sind die Minimalbedürfnisse, die der Mensch hat und die Keinem fehlen dürfen. Aus den Erfahrungen des vergangenen Jahrhunderts hat sich nun herausgestellt, daß die Befriedigung namentlich dieser Bedürfnisse Gegenstand gemeinschädlicher Spekulationen gewesen ist und durch die Vertheuerung derselben haben Einzelne sich ein riesiges Vermögen erworben, während die Masse theils der Verarmung entgegen ging, theils wirkliche Noth litt. Es wurde daher beschlossen, diese allgemeinen Bedürfnisse der Privatspekulation gänzlich zu entziehen und für ihre Befriedigung auf Rechnung der Allgemeinheit Sorge zu tragen. Man hat herausgerechnet, wie groß dafür unser Bedarf ist, und diesen stellt eben der Staat her, wobei jede Vertheuerung ausgeschlossen ist. Zu diesem Behufe hat er einstweilen das eingezogene Land behalten und verwerthet dasselbe im allgemeinen Interesse. Beim Entwurfe der Constitution ist ausdrücklich vorbehalten worden, zum Verpachtungs- oder Veräußerungssystem zurückzugreifen. Die Erfahrungen, welche wir bis jetzt gemacht, haben nur bezüglich der Wohngebäude zu einer Aenderung geführt; jede einzelne Familie hat das Recht, gegen eine Entschädigung in baarem Geld oder Bodenzins vom Staate einen Platz von 500 Quadratmetern zu verlangen, hinreichend für Haus mit Nebengebäuden, Hofraum und einem kleinen Garten. Das begegnet allerdings großen Schwierigkeiten Angesichts der mit Wohngebäuden bereits bedeckten Flächen; aber wir haben doch schon sehr schöne Anfänge, namentlich auf dem flachen Lande, wo die bestehenden Gebäude minder werthvoll sind. Es sind überall neue Stadt- und Dorfpläne angefertigt

worden unter Berücksichtigung aller sanitären Gebote, welche die wissenschaftlichen Errungenschaften wünschenswerth erscheinen lassen, und wir überlassen es nun der Zeit, diese Umwandlung nach und nach durchzuführen. Für das übrige Land hat sich noch kein Bedürfniß herausgestellt, es wiederum dem Privatbesitze zu übergeben. Die Bebauung ist um Vieles vortheilhafter, große Flächen lassen sich viel besser mit landwirthschaftlichen Maschinen bearbeiten, Wege und Wasserläufe werden nach einem wohlüberlegten Plane besser regulirt und namentlich die Letzteren durch Berieselung und Ausbeutung der Wasserkraft in einer Weise nutzbar gemacht, wie dieß dem Privatbesitz niemals möglich ist. Die Landbevölkerung, die nur mit außerordentlichem Widerwillen der Expropriation nachgegeben, findet sich allmählig darein, die Arbeit ist ihnen erleichtert, der Bodenertrag beträchtlich erhöht und die Nahrungsmittel sind um Vieles billiger, als dieß früher der Fall war."

„Aber wohin ist bei dieser Betriebsweise die Selbstständigkeit der Landbevölkerung gekommen?"

„Diese Selbstständigkeit hat allerdings in gewisser Beziehung Noth gelitten, aber keineswegs in der Weise, wie man befürchtete. Die nächstausführende Behörde bildet der Gemeinderath mit dem Bürgermeister an der Spitze und diese versammeln alle Familienhäupter, um in gemeinsamer Berathung den jährlichen Ausführungsplan des der Gemeinde zugetheilten Arbeitspensums festzustellen. So hat man die alte Selbstständigkeit soweit möglich zu erhalten gesucht, und wer sich an den Feldarbeiten nicht betheiligen will, der ist dazu nicht gezwungen, sondern kann sich nach einer andern Beschäftigung umsehen, die ihm lohnender und angenehmer erscheint. Aber Arbeit und Lohn sind derart, daß solche Arbeitsweigerungen bis jetzt noch keinerlei bedrohliche Bedeutung gewonnen haben. Der Zuzug vom Lande in die Städte hat sich im Allgemeinen nicht vermehrt, sondern ist in einzelnen Gegenden, namentlich in den Ebenen zurückgegangen."

„Und wie haben Sie es denn mit der Bekleidung gemacht?"

„Das muß Ihnen als einem Manne des 19. Jahrhunderts fast unglaublich vorkommen, wir haben uns von der Mode emancipirt."

„Nicht möglich."

„Und es ist doch so. Diesem Gegenstand wurde eine große Sorgfalt zugewendet, eine Commission aus Aerzten, Künstlern, namentlich Malern und Bildhauern, Anfertigern von Bekleidungsstücken, Fabrikanten und Arbeitern der Textil- und Lederbranche, kurz Alles, was mit der Herstellung des Bekleidungsmaterials zu thun hat, dazu noch Männer der Aesthetik, damit auch der Schönheit der Gewandung ihr Recht widerfahre, Hygieniker, damit die Kleidung auch ihren gesundheitlichen Beruf erfülle, wurden zusammenberufen mit dem Auftrage ein Normalgewand verschieden nach Alter, Geschlecht und Jahreszeit aufzustellen. Nach diesen Modellen, die in der That sehr schön ausgefallen sind, läßt nun der Staat anfertigen und verkauft die Bekleidungsgegenstände in seinen Magazinen zu einem sehr billigen Preis."

„Aber Sie tragen doch Ihre Soutane?"

„Ja, es ist Niemand gezwungen, sich in dieß Gewand zu kleiden. Der Staat stellt nur dieß Gewand allen seinen Bürgern zu einem billigen Preise zur Verfügung. Wer sich anders kleiden will, der kann sich für sein Geld auch anders kleiden. Das ist genau so wie mit der Nahrung. Der Staat octroyirt keine Menu's mit Fasanenbraten und Rehrücken, sondern sorgt dafür, daß Brod, Fleisch, Hülsenfrüchte und Kartoffeln billig sind. Wer Puterhähne essen will, der kann sie eben für sein Geld kaufen."

„Ja woher nimmt er denn das Geld?"

„Im Uebrigen ist ja der ganze Privatbetrieb bestehen geblieben. Der Staat hat sich dessen nur insoweit bemächtigt, als die Allgemeinheit von der Speculation ausgebeutet werden soll; aber des Weiteren legt der Staat keinerlei Hindernisse in den Weg und wer eben fleißig ist, der kann sich bei der Billigkeit des Nothwendigen bedeutend mehr verdienen, als er braucht. Er kann diesen Ueberverdienst ganz nach seiner Liebhaberei verwenden oder kann ihn sparen und vererben."

„Und wenn er Unglück hat?"

„Da haben wir dieselbe Schutzgesetzgebung, wie sie im 19. Jahrhundert aufgekommen ist; nur wirkt der Arbeitgeber nicht mit, sondern der Arbeiter besorgt sich das selbst. Das kann er, denn sein Lohn kann nicht mehr gedrückt werden."

„Wie machen Sie denn das?"

„Bei den ungeheueren verschiedenartigen Staatsbetrieben hat der Staat für jede fleißige Hand Arbeit. Wenn übrigens Jemand von besonderen Unglücksfällen verfolgt werden würde, dann haben wir Wohlthätigkeitsanstalten, deren Reichthum mit den Zeiten vor der Reformation wetteifert, und welche für jedes wirkliche Unglück eine offene Hand haben. Es stirbt kein Katholik, der nicht irgend einen Betrag und sei er auch nach seinen Mitteln unbedeutend, irgend einer Wohlthätigkeitsanstalt vermacht, für welche er ein besonderes Interesse im Leben gehabt hat."

„Sie sagen, daß der Staat bei Ihnen die als unumgänglich nothwendig erkannten Bedürfnisse herstelle; worauf fundirt sich denn nun der übrige Geschäftsbetrieb?"

„Ja, mein Freund, da frage ich Sie, worauf hat sich denn das Luxusgeschäft, im weitesten Sinne des Wortes genommen, zu Ihrer Zeit fundirt? Die Menschen sind ihrer Natur nach keine anderen geworden; der Eine hat Lust nach dem Einen, der Andere nach dem Andern, und wenn sich Alle auf das Nothwendige beschränken, so haben Alle Ersparnisse und die verwendet Jeder, der sie nicht aufspeichern will, nach seinem Belieben. Auf diese verschiedenen Geschmacksrichtungen gründen sich alle diejenigen Privatbetriebe, welche dem Geschmack Rechnung tragen. Außerdem kümmert sich der Staat nur um die Herstellung und den Verkauf, nicht um die Instandhaltung. Soweit diese von den Hausfrauen nicht besorgt werden kann, sind eben Privatbetriebe vorhanden. Alles, was Kunst und Wissenschaft heißt, hat sich zwar eines wohlwollenden Entgegenkommens von Seiten des Staates zu erfreuen, und Elementarschulen und Fachschulen werden sogar aus Staatsmitteln unterstützt; aber auf eigene Kosten erhält der Staat nur Fachschulen für seinen eigenen Bedarf."

„Aber wie ist's denn da möglich, daß Universitäten bestehen?"

„Die Universitäten sind erst, seitdem die sogenannten Brotstudien auf staatliche Fachschulen verwiesen worden sind, wirkliche Stätten freier Wissenschaft geworden, um welche sich Alles vereinigt, was wissenschaftlichen Drang hat. Sie haben aufgehört, die Domäne höchster staatlicher Geistesdressur zu sein und sind das Bild eines Wetteifers aller Weltanschauungen sich geltend zu machen. Es dominirt nicht mehr eine wissenschaftliche Strömung, sondern

es hat Jeder das Recht dort seinen Katheder aufzuschlagen und Vorlesungen zu halten."

„Aber da macht sich ja die helle Mittelmäßigkeit breit."

„Da sind Sie in großem Irrthum. Da auf unsern Universitäten Niemand gezwungen ist, um des Brotstudiums halber ein Collegium zu besuchen, bleiben die Katheder derjenigen, die Nichts zu bieten wissen, vereinsamt, und da sich die Einkünfte nach der Zahl der Hörer bemessen, so ziehen solche Leute sehr rasch von dannen. Im Anfang allerdings war Hochfluth, aber der Mißerfolg hat bald die Ebbe folgen lassen. Sie sollten unsere öffentlichen Disputationen hören, in welchen die Geister in voller Freiheit des Wortes vor einem wissenschaftlich gebildeten Auditorium aufeinanderplatzen. O, Herr West," sagte der Jesuit, indem seine Augen in Begeisterung zu glühen begannen; „die Staatsuniversitäten haben dem deutschen Volke den Glauben geraubt, die freien Universitäten bringen ihm denselben wieder. Da kann Keiner aufstehen und vor einer Zuhörerschaar, welche auf die Autorität des Lehrers schwört, die Ewigkeit der Welt mit Gründen der Wissenschaft vordemonstriren, ohne daß sich ein Anderer erhebt und ihm mit Gründen der Wissenschaft beweist, das das ein Unsinn ist. Wahrlich, Herr West, ich sage Ihnen, daß die socialdemokratische Dictatur alles Grundeigenthum confiscirt hat, ist ein gutmüthiger Scherz im Vergleiche mit der Thatsache, daß die Monarchie des 19. Jahrhunderts Schule und Wissenschaft incamerirte."

„Wie verhält es sich denn nun mit der Vertheilung der Vermögen? Die Einrichtungen, die Sie mir beschrieben, sind sehr lockend; sie haben die materielle Noth auf ein Minimum gebracht; aber sie haben doch den Gegensatz von Reich und Arm nicht aufgehoben, wie dieß in den Vereinigten Staaten der Fall ist."

„Dieser Gegensatz von Reich und Arm wird allerdings bestehen bleiben," sagte P. Neumann, nachdem er wieder ruhig Platz genommen, „und dieser Gegensatz scheint mir auch für die Fortschritte der Menschheit nothwendig zu sein; nicht darin lag das Unglück des 19. Jahrhunderts, daß es Reiche und Arme gab, sondern darin, daß sich ein ungeheuerer Reichthum in immer wenigeren Händen ansammelte, während die immer mehr ver-

armende Masse in eine immer größere Abhängigkeit von dem capitalistischen Betrieb mit seinen Zufälligkeiten gerieth. Niemand ist bei uns so arm, daß er, wenn er arbeiten will, materielle Noth leidet, und wenn die Natur ihm die Fähigkeit zu arbeiten versagt hat, so findet er überall öffentliche Anstalten, die ihn aufnehmen, ohne ihn als ein lästiges überzähliges Glied der Menschheit zu betrachten, die vielmehr seine Schwäche ehren und ihm zu dienen beflissen sind. Das gläubig gewordene deutsche Reich hat den rücksichtslosen Geist des Manchesterthums erstickt und unsere Wohlthätigkeitsanstalten werden von dem christlichen Gedanken geleitet, daß wir Gott thun, was wir dem Armen thun. Es ist das der tiefgreifende Unterschied zwischen der erzwungenen Wohlthätigkeit aus Gründen der Staatsräson und den von religiösem Geiste geleiteten Werken der Nächstenliebe. Der Staat zahlt für Jeden, der nicht im Stande ist sich zu ernähren, eine gewisse Summe an die Wohlthätigkeitsanstalten, und dafür kann der Bedürftige seinen Wohnsitz in derjenigen Anstalt nehmen, die ihm am besten zusagt. Der Katholik geht in ein Haus der barmherzigen Schwestern, der Protestant schlägt seinen Wohnsitz in einem Diakonissenhause auf, und auch der Ungläubige findet Anstalten, in welchen er ganz ohne von Religion behelligt zu werden leben und sterben kann. Bei uns wird Niemand gezwungen. Aber ich darf Ihnen wohl die mir wenigstens erfreuliche Mittheilung machen, daß die Zahl der Kostgänger in diesen ungläubigen Anstalten abnimmt und im letzten Jahre fünf dieser Anstalten, die Mangels Kostgänger geschlossen werden mußten, von der Concregation der barmherzigen Schwestern angekauft worden sind. Auch Ungläubige suchen mit Vorliebe diese Schwesternasyle auf und Viele derselben haben in ihnen nicht nur leibliche Pflege, sondern auch den Weg zum Himmel gefunden."

„Ihre Sorge um die Armen ist gewiß rührend; das wird aber den Neid nicht bannen, welchen der Anblick des Reichthums, der mühelos sich mehrt, erweckt."

„Vor allen Dingen, mein Lieber, haben wir dafür Sorge getragen, daß der Reichthum sich nicht mühelos mehrt. Wer seinen Reichthum mehren will, muß arbeiten, da hilft nichts."

„Aber was arbeitet denn der Mann, der einfach seine Gelder ausgeliehen hat und von den Zinsen derselben lebt?"

„Nichts," antwortete der Jesuit, „und deßhalb haben wir dieser Art zu leben einen Riegel vorgeschoben."

„Wieso?"

„Was ist das Geld? Das Geld ist der Werth für geleistete Arbeit. Es ist das Tauschmittel, welches mir gestattet, die Arbeitsleistungen, die ich nicht für mich brauche, gegen andere Arbeitsleistungen, deren ich bedarf, einzutauschen. Das Geld ist Arbeit, die ich geleistet habe, je mehr Geld ich habe, desto mehr Arbeit habe ich geleistet, und desto mehr Arbeit Anderer kann ich dafür eintauschen; aber die grundlegende Bedingung ist doch die, daß ich für die Leistung, die mir geschieht, mein Geld hergebe. Wenn ich aber mein Geld zu Zinsen ausleihe, so behalte ich mein Geld, es bleibt mein Eigenthum; es verwandelt nur die Form, statt des baaren Geldes habe ich die Schuldurkunde, statt des Silbers habe ich Papier; aber das ist mein Geld, es ist das Aequivalent meines Geldes und wenn mir der Schuldner dafür Zinsen bezahlt, so leistet er mir dafür Arbeit, ohne daß ich ihm geleistet habe; denn wenn ich ihm Geld dafür bezahlt habe, so hat er mir eine Schuldurkunde gegeben, auf Grund deren ich ihn zwingen kann, mir mein Geld wiederzugeben. Das ist also keine Leistung. Indem wir nun von dem Geld Zinsen nehmen, verwandelt das Geld seine Natur. Es ist nicht mehr aufgespeicherte Arbeit, für welche ich mir andere Arbeiten eintauschen kann, sondern es wird zum Arbeiter, der selbst leistet, und dessen Leistungen ich in meine Tasche stecke. Wir aber kennen das Geld nur als aufgespeicherte Arbeit und als Tauschmittel."

„Sie wollen damit wohl sagen, daß Sie das Zinsennehmen überhaupt verboten haben? Aber was machen denn da die Leute mit ihrem Geld?"

„Im Uebrigen, was sie wollen; auf keinen Fall aber häufen sie damit neues Geld an. Geld anzuhäufen, vermag man nur auf dem Wege der Arbeit; aber wenn man auf diesem Wege Geld angehäuft hat, so kann man sich damit gute Tage machen."

„Aber dann setzt man sein Vermögen zu."

„Natürlich. Meinen Sie denn, man solle sich gute Tage machen können, ohne sein Vermögen zuzusetzen, also auf Kosten Anderer? Geld ist Arbeitswerth. Wer viel Geld hat, der hat

hohe Arbeitswerthe geschaffen und kann dieselben nun in Muße genießen. Aber das gibt ihm kein Recht, nunmehr die Arbeitsleistungen Anderer zu genießen; und das wäre doch der Fall, wenn er sein Geld ausleihen und Zinsen davon beziehen könnte."

„Aber, Herr Pater, zum Betrieb eines Geschäftes gehört Capital und da Sie den Privatbetrieb doch nicht aufgehoben haben, müssen Sie auch zugeben, daß derjenige, welcher ein Geschäft betreiben will, sich Capital verschafft und daß es dann auch billig ist, wenn er mit diesem Capital Geld verdient, daß er seinen Verdienst mit demjenigen theilt, der ihm dieß Capital schießt; und da dieser ein Risiko übernimmt, dieß Capital möglicher Weise zu verlieren, so ist es ebenso billig, daß er sich eine Risikoprämie in Gestalt des Zinses dafür auszahlen läßt."

„Ich könnte Ihnen einfach erwidern, daß wir es für wichtiger halten, das Geld auf seine Eigenschaft als Tauschmittel und Arbeitswerth zu beschränken, als mit Zuhülfenahme fremden Geldes den Betrieb über die eigene Kraft hinaus auszudehnen und damit die Rückkehr zu der die Massen ausbeutenden capitalistischen Wirthschaft wieder anzubahnen. Aber Ihre Ansicht ist auch im Princip falsch. Der Darleiher übernimmt in der Regel kein Risiko, sondern läßt sich genügende Sicherheit für die Rückzahlung seines Geldes geben. Wenn er Risiko übernehmen will, so hindert ihn gar nichts, sich an dem capitalbedürftigen Geschäfte als Associé zu betheiligen; dann ist aber der Gewinn, den er erzielt, nicht die Leistung seines Capitals, sondern die Leistung seiner Thätigkeit als Associé. Im Uebrigen ist thatsächlich der Credit auf die geringsten Dimensionen beschränkt. Der Privatbetrieb ist im Allgemeinen Kleinbetrieb und kommt als solcher mit dem durch Arbeit Errungenen in der Regel aus. Der Großbetrieb, der im 19. Jahrhundert immer mehr in die Hände von Actiengesellschaften übergegangen ist, die kein anderes Princip kannten, als die Productionskosten möglichst herabzudrücken, um die Dividenden möglichst erhöhen zu können, geht allmählig in die Hände des Staates über. Der Actionär sieht in der Dividende nichts Anderes, als die Verzinsung des Kaufpreises seiner Actien, und da die Verzinsungen aufgehört haben, so mußte er einen Gesellschaftsvertrag abschließen und dieser Gesellschaftsvertrag kann wohl aufgelöst, aber nicht ohne Weiteres der Antheil an

einen Dritten verkauft werden. Damit war der Actie der Nerv durchgeschnitten, und es wurde von den Gesellschaftern lebhaft begrüßt, wenn der Staat sich zur Uebernahme bereit erklärte. Uebrigens müssen Sie bedenken, daß die Dictatur des Proletariats alles eingezogen hatte, was einzuziehen war, und daß es sich nur um diejenigen Actiengesellschaften handeln konnte, welche sich in der Spanne Zeit gemüthlicher Anarchie vom Sturze der Dictatur bis zum Erlaß der Constitution neu gebildet haben."

„Aber dann werden Sie allmählig dahin kommen, wo wir bereits sind. Der Staat wird alle Gebiete absorbiren."

„Das wird er nicht; alle diese großen Betriebe hatten Massenconsumartikel zur Voraussetzung. Die ganze Luxusindustrie wird dem Kleinbetrieb bleiben."

„Luxus?" rief West. „Wer soll denn Luxus treiben? Es wird ja bei mangelnder Speculation Niemand reich."

„Allerdings, der wahnsinnige Luxus, der in den letzten Zeiten des capitalistischen Betriebs herrschte, wird aufhören, wenn eben einmal die aus jener Zeit noch vorhandenen großen Vermögen verlebt sind. Dafür aber wird die ungeheuere Masse consumkräftiger werden und in Folge davon beschränkt man sich heute schon nicht auf das Minimum der Bedürfnisse, sondern Jeder gestattet sich etwas mehr nach der Richtung seiner Liebhaberei. So haben wir einen bescheidenen aber berechtigten Luxus, welcher der Privatindustrie einen großen Spielraum gewährt und zu keinerlei Befürchtungen eines Rückschlags Veranlassung gibt. Im Allgemeinen kann ich Ihnen sagen, daß die Bewohner unseres Landes durch die gesellschaftliche Organisation in Bezug auf die Sicherheit ihrer Lage gewonnen haben, ohne daß die Selbstständigkeit des Einzelnen Noth gelitten hätte. Mit dem Zustand eines socialen Krieges Aller gegen Alle, welcher nach übereinstimmenden Urkunden während der ersten Periode Ihres Lebens herrschte, ist die heutige Lage nicht zu vergleichen. Die colossalen Reichthümer sind auf den Aussterbeetat gesetzt, und die Launen der Industriebarone, wie die Kniffe der Börsenjobber entscheiden nicht mehr über Wohlsein und Elend des Volkes. Ich will nicht behaupten, daß unsere Zustände vollkommen sind; das wird eine Frage der Praxis sein, und wir werden sehen, wie sich das weiter entwickelt; wir haben

aber wenigstens die Sicherheit, daß sich die genialsten Köpfe mit diesem Studium befassen und daß ihnen die ausgiebigsten Mittel zu Gebote stehen. Die Besserung der socialen Zustände nimmt eben bei uns diejenige Stelle ein, welche Ende des 19. Jahrhunderts Heer und Kriegsflotte eingenommen haben."

„Sie haben also auch kein Heer mehr?"

„Im Gegentheil, bei uns ist Alles Soldat, was die Waffen tragen kann. Aber es gibt heutzutage nur einen Feind, welcher den Frieden stören könnte, das ist Rußland. Den haben wir bis halbwegs Asien zurückgedrängt und Polen als eine kräftige Vormauer hingestellt. Polen bildet ein einziges Kriegslager, zu welchem ganz Europa die Kosten steuert. Wir bilden die Reserve dieses polnischen Heeres und brauchen daher nicht immer auf Wache zu stehen. Wir sind in Folge dessen zum Milizsystem übergegangen und haben ähnliche Einrichtungen, wie sie zu Ihrer ersten Zeit die Schweiz hatte. Wie sie sich bewähren werden, weiß ich nicht, aber vor uns haben wir ein vortrefflich geschultes polnisches Heer, das 600,000 Mann auf dem Friedensfuße zählt und in zwei Tagen durch Einziehung der Reserven sich auf 900,000 Mann completiren kann. Wie dasselbe in Bezug auf die finanziellen Lasten international ist, so auch in Bezug auf die Führung. Seine Generale und der Generalstab sind aus den ersten militärischen Capacitäten aller europäischen Staaten gebildet. Etwas Aehnliches kann Rußland dem nicht entgegenstellen, und so haben wir den Frieden. Ich glaube indeß, daß unsere Miliz ebenso leistungsfähig wäre, wie sich die Freiwilligen und die Landwehr in den letzten napoleonischen Kriegen bewährt haben. Sie ist in der Handhabung der Waffe gewandt, wohl einexercirt und wenn sie bei der Fahne versammelt ist, wird die Disciplin mit aller Strenge gehandhabt. Das gilt eben durchgängig von allen europäischen Staaten."

„Der wunde Punkt hier in Amerika," bemerkte West, „scheint mir die Familie zu sein. Das bloße Nebeneinanderleben entspricht weder den Verhältnissen, in denen ich aufgewachsen bin, noch den Anschauungen, die ich auch jetzt darüber habe. Einige Erfahrungen, die ich in meinem ehelichen Leben gemacht, haben mich nur in meinen alten Ansichten bestärken können. Wie ist es da bei Ihnen?"

„Die Familie ist bei uns heilig," erwiderte P. Neumann; „der Abschluß der Ehe gilt als Gewissenssache und der Staat überläßt die Form dieses Abschlusses dem Gewissen der Eheschließenden. Er verlangt jedoch, daß jede abgeschlossene Ehe vor der Gemeindebehörde zu Protokoll gegeben werde und betrachtet nur diejenigen Ehen als von Rechtsfolgen begleitet, bezüglich deren dieß geschehen ist. Natürlich läßt Jedermann seine Ehe eintragen, und so hat diese Art Civilehe gar nichts Bedenkliches. Die Religionsgesellschaften, denen die Ehe ein religiöser Act ist, machen den Eheschließenden diese Eintragung geradezu zur Pflicht."

„Wie ist's aber mit der Auflösung der Ehe?"

„Staatlich werden die Ehen ebenso, wie sie protokollirt worden sind, durch die gemeinsame Abgabe eines Protokolls wieder anullirt. Praktisch besteht bei uns Katholiken die kirchliche Ehegesetzgebung. Denn wenn man staatlich die Ehen ihrer rechtlichen Wirkung nach anulliren kann, so besteht doch das Band fort und keiner der so Geschiedenen kann, seinem Gewissen folgend, eine neue Ehe abschließen. Außerdem ist durch die geforderte beiderseitige Erklärung der einseitigen Willkür vorgebeugt. Soll die Ehe ihrer rechtlichen Wirkung nach durch einseitige Erklärung aufhören, dann muß ein gerichtlicher Proceß vorhergehen, welcher sehr schwerwiegende Gründe klarlegen muß, Gründe, in welchen selbst bei den Katholiken die Trennung von Tisch und Bett ausgesprochen würde. Die Kinder bleiben im Hause der Eltern und sind deren Gewalt unterthan bis zum vollendeten 21. Jahre. Der Staat hat in ihre Erziehung nichts hineinzureden; er hat nur darüber zu wachen, daß den Kindern der nöthige Unterricht ertheilt und daß nicht die den Eltern zustehende Gewalt zum Nachtheile der Kinder mißbraucht werde. In seiner Fürsorge geht der Staat soweit, daß er den Eltern, deren Bedürftigkeit nachgewiesen wird, einen jährlichen Erziehungsbeitrag nach der Kopfzahl der Kinder bis zum vierzehnten Jahre leistet."

„Aber woher nehmen Sie denn all dieses Geld?"

„Unser Armeebudget beträgt, unsere Subvention an Polen eingeschlossen, noch 127 Millionen und Staatsschulden haben wir keine mehr zu verzinsen."

„Ja dann ist's begreiflich;" meinte Herr West. „Was Sie

mir da erzählen, würde mich im höchsten Grade interessiren mit eigenen Augen zu schauen. Ich habe jetzt die Ordnung des 19. Jahrhunderts gesehen, ich bin hier unter Verhältnissen erwacht, welche ich im 19. Jahrhundert für unerreichbar gehalten und bei meinem Erwachen für das Vollkommenste hielt, was erreicht werden könnte. Es sind mir allerdings bei meinen Erfahrungen einige dunkele Flecken aufgestoßen; diese unbedingte Verfügung über den Menschen wird durch ein verhältnißmäßig behagliches Dasein zu theuer bezahlt. Im Anfang schien mir das nicht zu sein. In Boston sah ich nur die glatte Oberfläche, hier drang ich etwas tiefer und bemerkte, daß der Kampf um's Dasein auch unter der glatten Oberfläche nicht aufhört. Er hat nur andere Formen angenommen; wie man vor hundert Jahren um den Besitz kämpfte, so kämpft man heute um die mindest beschwerliche Arbeit. Aber man hatte damals die Möglichkeit der Selbstbestimmung. Heute verfügt ein Anderer und meine Frau muß sich täglich dem Tode aussetzen, weil man mich im Verdachte hat, ich sei hierhergesandt worden, um auszuspioniren, warum Cuba nicht die gleichen Erträgnisse mehr hat wie früher und weil man fürchtet, daß die hier herrschende Arbeitstheilung zwischen Weißen und Farbigen ein Einschreiten der Bundesgewalt veranlassen werde."

„Sie haben also ebenfalls die Bemerkung gemacht, daß die Arbeitssklaverei vergangener Jahrhunderte noch fortdauere?"

„Selbst die Peitsche ist wieder eingeführt worden."

Der Jesuit zuckte die Achseln.

„Aber alles dieß," fuhr Herr West fort, „wird durch die Familienverhältnisse in Schatten gestellt. Ueber meine Frau verfügt man. Nur die Freiheit hat man ihr gelassen, bei jeder kleinen Differenz, die im ehelichen Leben entsteht, davon zu laufen. Unsere Kinder, d. h. ein Theil unserer Selbst, sollen nicht unsere Kinder, sondern gesellschaftlicher Zuwachs sein und die Gesellschaft verfügt über sie. Ich habe bereits meiner Frau gesagt, daß ich mir niemals unsere Kinder nehmen lassen würde."

„Und sie?"

„Sie hat die Achseln gezuckt; sie ist die vortrefflichste Genossin, sie ist wahrhaftig, sie ist hingebend, sie liebt mich mit der ganzen Glut ihres Herzens, und .... Herr Pater," fuhr er verzweifelt

fort, „ich habe nie begreifen können, wie eine spartanische Mutter ihr Kind hingeben konnte, um es je nach Befund den Geiern zum Fraße vorgeworfen zu sehen, und meine Frau, diese vortreffliche hochgebildete Frau, zuckt die Achseln, ohne ein Wort zu finden, wenn es sich um die Hingabe ihres eigenen Kindes handelt. Das bringt die Dressur zu Stande. Heute noch geht mein Gesuch an den Präsidenten, und wenn dieß Land alle Behaglichkeiten des Lebens bietet, bin ich einmal fort, werde ich nie in ein Land zurückkehren, in welchem man mir mein Kind, bedenken Sie, mein Kind, von der Seite reißt."

„Aber so viel ich gehört, ist ja Ihre Frau im Hause ihres Vaters aufgewachsen?"

„Es ist nicht wahr, Herr Pater; nachdem sie der Mutterbrust entwöhnt und ihre Mutter wiederum zu ihrem Gatten zurückgekehrt war, hat sie fünf Jahre im Kinderasyl gelebt. Da wurde meinem Schwiegervater, der Arzt ist, das Spital des Kinderasyls unterstellt. So kam er wieder zu seinem Kinde, und dieß Verhältniß brachte ihm zuerst die ausnahmsweise Vergünstigung, daß Edith ihre freie Zeit in der Wohnung ihrer Eltern zubringen durfte. Das wuchs sich dann später so aus, daß sie nach Beendigung der Unterrichtszeit heimging und mit Beginn derselben wieder erschien. Dieß ist gesetzlich nur denjenigen Schülern und Schülerinnen gestattet, welche bereits verheirathet sind. Sie müssen bis zum 21. Jahr die Schule besuchen, und da keine äußeren Beziehungen sie vom frühen Heirathen abhalten, so gibt es gar nicht wenige Mädchen, welche mit achtzehn und zwanzig Jahren Frauen werden, und die müssen noch von Morgens acht bis Nachmittags sechs Uhr in die Schule. Ich hielt's nicht für möglich, als meine Frau am Tage nach der Hochzeit wieder auf die Schulbank ging, und erst als ich nach Habana sollte, drückte ich es als Begünstigung durch, daß sie ein halbes Jahr früher zum activen Arbeitsheere versetzt wurde; sonst hätte sie hier in die Schule gehen müssen und wer weiß, ob sie nicht nach der hier eingeführten Peitschendisciplin einmal die Ruthe bekommen hätte."

West sprang hohnlachend auf und ballte wüthend die Hände.

„Beruhigen Sie sich," sagte der Pater lächelnd, „sie ist ja eine Weiße."

„O in diesem speciellen Fall hab' ich gar keine Garantie. Sie haben sie in's Fieberspital geschickt und warten nur darauf, wenn sie sich etwas zu Schulden kommen ließe, sie wie eine Farbige zu behandeln. Man will mir den Aufenthalt verleiden, aber darum braucht man wahrhaftig keine Sorge zu tragen, ich habe weder Lust zu bleiben noch jemals zurückzukehren."

„Hoffen wir also auf ein baldiges Wiedersehen und eine glückliche Ueberfahrt über den Ocean."

„Wie lange werden Sie noch bleiben?"

„Unser Aufenthalt ist auf sechs Wochen berechnet, es mögen auch deren acht daraus werden. Wir besuchen die Schulen in dem südlichsten Theile der Union und zwar in einigen größeren Städten, in der Nähe dieser Städte und von den Städten entfernt auf dem Lande, um uns einen Einblick darein zu verschaffen, wie Sie diese Verschiedenheit der Verhältnisse überwunden haben. Ihre Frau werde ich wohl heute nicht mehr zu sehen bekommen."

„Aber, Herr Pater, ich will sie davon in Kenntniß setzen."

„Nein, nein, nein!" wehrte der Pater fast heftig ab. „Ich bedaure zwar, ihr zum Abschiede nicht die Hand reichen zu können; aber sie befindet sich eben in zu guter Gesellschaft, um sie darin zu stören."

„Herr Pater, sie hat keinen Besuch, sie ist ganz allein."

„Ja, ja," meinte der Pater lächelnd, „bestellen Sie ihr nur meine Grüße, wir sehen uns ja ohnedies in Bälde wieder."

Mit einem herzlichen Händedruck verabschiedete sich der Greis von dem jungen Manne, der ihn bis zur Pforte des Hauses geleitete.

Sechzehntes Kapitel.

Die Folgen des quadratischen Cirkels. — Abreise nach dem deutschen Reiche. — Vernunft und Glaube. — Gott, die Grundlage jeder staatlichen Ordnung.

Nachdem Herr West in das gemeinsame Wohnzimmer zurückgekehrt war, drückte er auf's Neue an der immer noch verschlossenen Thüre des Schlafgemachs seiner Frau.

„Edith!" rief er. „So öffne doch! Ich kann Dich nicht begreifen! Was ist Dir? Der Pater ist weg, ich soll Dir seine letzten Grüße bestellen."

Endlich hörte er schlürfende Tritte, der Riegel wurde zurückgeschoben, die Thüre wurde geöffnet und West prallte vor seiner Frau förmlich zurück. Ihr Haar hing verwirrt um ein geisterbleiches Gesicht, das nur durch zwei leidenschaftlich funkelnde Augen belebt war.

„Um Gotteswillen, Edith, Dir ist nicht wohl! Das Fieber hat Dich ergriffen!" rief er entsetzt aus. „Wenn ich diesen Alcaniz habhaft werde, — geschähe Dir ein Unglück, ich erdrossele ihn mit meinen Händen."

„Kein Fieber hat mich ergriffen, Arthur!" erwiderte Edith tonlos. „Es ist die ewige Zeit, der quadratische Zirkel!"

West starrte seine Frau noch um Vieles entsetzter an. Wie ein Blitz ging ihm der Gedanke durch den Kopf, sie sei geistesverwirrt geworden.

„Aber Edith," meinte er, um nur etwas zu sagen; „laß dich doch das Gerede nicht anfügen. Das war jesuitische Dialektik. Ich habe den Ausführungen großes Interesse abgewonnen; aber das ist doch kein Grund, sich so gewaltig aufzuregen. Du wirst Deine Gesundheit schädigen."

„Arthur," fragte sie erstaunt. „Du hast wirklich keine Ahnung davon, was aus dieser ewigen Zeit, aus diesem quadratischen Zirkel folgt?"

„Nun was folgt denn daraus?"

„Die ganze Welt, die Vereinigten Staaten, meine Eltern,

wir Beide, Alles, was besteht, ist Unsinn, Alles, Alles, derselbe Unsinn, wie der quadratische Zirkel, oder es ist ein Gott!"

„Nun ja," sagte Arthur, dem immer ängstlicher zu Muthe wurde, „lassen wir Gott sein. In meinem tiefsten Innern hab' ich immer an ein höchstes Wesen geglaubt; das schadet gar nichts, und im Vertrauen: ich hab' es sehr bedauert bei unserer Eheschließung, daß Herr Barton keine würdigere Form unserer Copulation fand, als die Form eines Toastes bei einer wohlbesetzten Tafel."

Edith sah ihren Gatten groß an. „Du hast immer im tiefsten Innern an ein höchstes Wesen geglaubt, und mir hast Du diese Tiefe verborgen, während mein Inneres vor deinem Auge lag, wie ein aufgeschlagenes Buch, und kein Gedanke in mir keimte, dessen Genosse Du nicht gewesen wärest."

„Ich versichere Dich, Edith, es hat mich dabei kein anderer Wunsch geleitet, als Aufregungen Dir zu ersparen und ich sehe an den Folgen dieses Gespräches, wie wohl überlegt ich dabei gehandelt."

„Sage das nicht, Arthur," antwortete Edith, indem sie sich auf einen Sessel niederließ. „Es ist ein Gott und wir können ihn erkennen. Dieser Jesuit hat mir keine angeblichen Offenbarungen, er hat mir keine mythologischen Mährchen gebracht, er hat an meine Vernunft appellirt und ich war gezwungen Schritt um Schritt zuzugestehen, bis wir vor der Alternative des allgemeinen Unsinns oder des Daseins Gottes standen. Ich muß mich dem Anerkenntniß Gottes unterwerfen."

„Bis dahin ist sie doch nicht verrückt," dachte Arthur, „sie denkt ganz richtig; aber warum diese Aufregung?"

Es war, als ob Edith diese Frage in seinen Mienen gelesen hätte; denn sie fuhr nach einer kurzen Pause des Nachdenkens fort.

„Damit ist Alles verworfen, was man mich gelehrt hat, und was ich seither zu wissen glaubte. Ich kann Gott erkennen; also bin ich, damit ich ihn erkenne. Diese Erkenntniß hat man mir von frühester Kindheit an erstickt, man hat mich eine Natur gelehrt, die diesen Gott aus der Welt schafft, und wenn ich in kindlicher Neugier die Frage an meine Lehrer richtete, was ich denn eigentlich

soll, da hat man mir gesagt, ich solle alle meine natürlichen Kräfte und Eigenschaften ausbilden, um glücklich zu sein. Man hat uns Scheinlösungen aller Welträthsel gegeben, Opiate für den unbewußten Drang der Seele, den Zweck der Schöpfung zu suchen und hinter den Vorhang unseres eigenen Selbst zu schauen. Meine Eltern, die mir waren wie der Gott der christlichen Mythologie, haben mich belogen, meine Lehrer haben mich belogen, diese vortrefflichen Einrichtungen unseres Staates belügen mich, alles ist Lüge um mich, nur der Jesuit hat die Wahrheit gesprochen und da wundert es Dich, daß ich in der Erkenntniß dessen so aufgeregt bin?"

„Aber liebe Edith, gut; wir haben jetzt diese Erkenntniß; ich freue mich wirklich, daß Du auch in diesem Punkte mit mir übereinstimmst; das ist indessen mehr Gefühlssache bei mir, und das Nachdenken darüber hat mich noch nie verstimmt. Sieh die Leute sind der Ansicht gewesen . . . ."

„Rede mir nicht von Ansichten," fuhr Edith unwillig auf; „ich kann der Ansicht sein, Rühreier seien eine vorzügliche Speise, während ein Anderer anderer Ansicht ist; wenn ich aber nur die Wahl habe zwischen dem quadratischen Zirkel und dem Dasein Gottes, dann kann ich nicht dieser oder jener Ansicht sein, denn der quadratische Zirkel ist ein offenbarer Unsinn; ich kann Gott erkennen als den Schöpfer dieser Welt; denn ich habe ihn erkannt, er ist auch mein Schöpfer, und nun will ich Gewißheit haben, wozu er uns erschaffen, ich will Gewißheit haben, was er dafür von mir verlangt; denn ich will mich in seine Forderungen fügen, weil ich nur auf diesem Wege zum wahren Glücke gelangen kann; das tappt ja Alles in der Irre herum. Man spricht von einer Moral, warum soll denn das Moral sein und nicht ein Anderes? Man spricht von Hingebung, von Opfer an das allgemeine Wohl; warum soll ich mich hingeben? Warum soll ich mich opfern? Wie Schuppen fällt mir's von den Augen; das ist Alles andressirt gewesen, und gefügt hab' ich mich, weil ich's von Jugend auf gewöhnt war und die Andern sich fügen sah. Und abermals Recht hat der Jesuit, wenn's keinen Gott über der Welt gibt, dann bin ich mein Gott und nicht die Gesellschaft; und wir sehen hier in Habana wie der geistig Kräftigere sich zur herrschenden Kaste macht und den Schwächeren

mit der Peitsche zur Arbeit treibt. Du hast an ein höchstes Wesen geglaubt und ich begreife jetzt die Entrüstung, welche Dich erfaßte, als Du bei unserer Ankunft jenes Weib angebunden sahst. Ich begreife jetzt Deine Entrüstung, als Du hörtest, ich sei zum Dienst in's Fieberspital befohlen. Ich konnte in beiden Fällen Dein Gefühl nicht theilen; Du sahst in beiden Fällen die Gesellschaft in Empörung gegen den göttlichen Willen, mir war die Gesellschaft Gott und darum war gut, was sie that."

West begann seine Frau mit unverhohlenem Erstaunen anzusehen. Es war geradezu wunderbar, welche Folgerungen sie aus dem quadratischen Zirkel zog.

„Welch unerhörter Tyrannei bin ich unterlegen," fuhr Edith fort, „und meinte frei zu sein!"

„Du nimmst das Alles furchtbar tragisch, Edith; daß man Dich in's Fieberspital instradirte, war allerdings tyrannisch."

„Meinst Du denn, es sei weniger tyrannisch, wenn man mich anderswohin instradirt hätte? Nicht im gegebenen Ziele liegt die Tyrannei, sondern darin, daß man überhaupt über mich verfügt. Nunmehr, da ich weiß, daß ich nicht das Product natürlicher Gesetze bin, sondern einen Schöpfer habe, der diese Gesetze geschaffen, weiß ich auch, daß er mir zu befehlen hat; er verfügt über mich, und wenn's ein Anderer thut, so muß er von ihm Gewalt haben, oder dieser Andere übt Tyrannei. Du siehst, Alles nimmt eine andere Gestalt an, je nach der Frage, ob es einen Gott gibt oder nicht. Aber Eines ist mir klar: Hier kann ich nicht bleiben. Wenn wir Kinder bekommen, man nähme uns dieselben und man würde sie lehren, wie man mich gelehrt hat, daß kein Gott sei, und sie würden wie ich bis heute ein verlorenes Leben führen. Das darf nicht sein, Arthur!"

„Du kommst meinen Wünschen sehr entgegen, Edith," sagte dieser erfreut. „Ich habe auch meine guten Gründe, nicht hier zu verweilen und mein Gesuch an den Präsidenten in Washington um die Genehmigung einer Studienreise nach dem deutschen Reiche habe ich heute Morgen, während Du in dem Fieberspitale warst, entworfen. Von dem Ergebniß dieser Studienreise können wir es dann abhängig machen, ob wir wieder zurückkehren, oder jenseits des Oceans bleiben."

„Zurückkehren? Nie!“ sagte Edith entschieden. „Und wenn die gesellschaftlichen Verhältnisse hier mit ihrer Vollkommenheit bis an den Himmel reichten, das entschädigt mich Alles nicht dafür, daß sie mir die Erkenntniß Gottes vorenthalten; denn das, mein Freund, ist das einzig Wichtige; alles andere sind Nebendinge, und diesem einzig Wichtigen will ich so tief auf den Grund dringen, als es meine Vernunft gestattet. Ich bin noch zu verwirrt, um übersehen zu können, wie weit das reicht; aber das Wenige, was ich bis jetzt erkannt habe, scheint mir von höherem Werthe zu sein, als die Summe dessen, was man mich in den langen Jahren meiner Schulzeit gelehrt hat.“

In Folge dieser Unterhaltung säumte Herr West nicht, unserem alten Bekannten, dem Alcalden Juan Alcaniz seine Aufwartung zu machen und ihn von seinem Vorhaben bei der Rückkehr der Jesuiten mit diesen nach Deutschland zu gehen, in Kenntniß zu setzen. Zugleich legte er in dessen Hände sein deßfallsiges Gesuch nieder und bat um dessen beschleunigte Beförderung.

Sennor Alcaniz, welcher in der letzten Zeit ebenso wie die übrigen Creolen eine steife Zurückhaltung Herrn und Frau West gegenüber beobachtet hatte, war auf diese Nachricht wie umgewandelt. Er versprach mit größter Zuvorkommenheit Alles, was in seinen Kräften stehe, aufzubieten, damit dem Gesuche des eifrigen Forschers willfahrt werde. Natürlich, wenn West über den Ocean ging, hatte ja die creolische Bevölkerung von Habana nicht zu fürchten, daß er über die etwas sonderbare Ausgestaltung der gesellschaftlichen Verhältnisse auf der Insel Cuba nach Washington berichten werde.

Aber noch mehr; als am Morgen des folgenden Tages Edith sich zum Ausgehen angekleidet hatte und im Begriffe stand, sich auf ihren Wärterposten in's Spital zu begeben, brachte ein Bote des Alguazil Gomez Luna ein Decret, welches Edith von den weiteren Spitaldiensten entband. Des Weiteren war beigefügt, daß sie ihre der Gesellschaft zugehörige Zeit und Kraft darauf zu verwenden habe, ihrem Gemahl bei Vorbereitung seiner Vorträge hilfreich zur Seite zu stehen. Sie war zum Privatsecretär ihres Mannes ernannt.

Edith überreichte das wundersame Decret ihrem Gatten, und als dieser es gelesen, meinte er lächelnd, indem er es zurückgab:

„An diese vortreffliche Seite meiner Forschungsreise nach Deutschland habe ich wahrhaftig nicht gedacht.“

Wests Vorträge nahmen von da an einen höchst befriedigenden Verlauf; die Spitzen der weißen Bevölkerung, welche sich von denselben zurückgezogen hatten, fanden sich wie auf einen Zauberschlag wieder ein, und man erschöpfte sich förmlich an gegenseitigen Höflichkeiten.

Aber von Ediths Stirne war die Heiterkeit gewichen; sie wurde ernst und einsilbig und vertiefte sich am liebsten in Grübeleien.

Endlich kam aus Washington die begehrte und heißersehnte Erlaubniß und mit ihr zugleich ein Schreiben des deutschen Gesandten daselbst, welches Herrn und Frau West ermächtigte, sich während ihres Aufenthaltes in Deutschland als Gäste des Reiches zu betrachten, und sie anwies, sich bei Ankunft des Dampfers der obersten Regierungsbehörde des Ortes vorzustellen. Ein beigefügter Zettel verlieh dem Wunsch des Gesandten Ausdruck, daß die in Deutschland gesammelten Erfahrungen dazu beitragen möchten, die freundlichen Beziehungen beider Mächte zu kräftigen und daß auf Vorlage des officiellen Schreibens des Gesandten die Regierung des Ortes das Weitere verfügen und namentlich eine Ermächtigung des Directoriums veranlassen werde, auf Grund deren Herrn West gestattet werde, Einsicht in das ganze Getriebe des öffentlichen Lebens zu nehmen.

„Ueber das Privatleben zu verfügen,“ hieß es am Schlusse, „haben wir kein Recht, aber die Bekanntschaften, welche Sie ohne Zweifel machen werden, können Ihnen auch nach dieser Richtung alle irgend erwünschten Aufschlüsse geben.“

Vier Wochen später legte der Dampfer an, welcher die Jesuiten an Bord hatte und sie nach Beendigung ihrer Mission in das Reich zurückführen sollte. Die Vorträge waren bis dahin zu Ende geführt und Herr und Frau West wurden bei der Einschiffung von einem zahlreichen Gefolge neugewonnener Bekannten begleitet. Doch vermißten Beide nicht ohne Bedauern unter den Abschiednehmenden den Mulatten Castellar, welchen sie während

den letzten Wochen wirklich liebgewonnen hatten; namentlich Edith verlor in seiner Gegenwart viel von ihrer gewohnten Einsilbigkeit und wollte immer und immer wieder von ihm wissen, was ihm von seiner Mutter auf dem Sterbebette nach alten verklungenen Traditionen von Gott und Ewigkeit gesagt worden war.

Als sie auf hoher See waren, verwandelte sich dieß Bedauern in eine nicht geringe Ueberraschung, denn da öffnete sich plötzlich die Lucke, welche zur Matrosencajüte führte und aus der Tiefe erhob sich langsam und bedächtig die wohlbekannte Gestalt des Mulatten. Er hatte ebenfalls während des Aufenthaltes der Jesuiten in Habana intimer mit denselben verkehrt, und als er vernahm, daß Herr und Frau West nach Deutschland zu gehen beabsichtigten, war der in ihm keimende Wunsch, ein Land zu verlassen, in welchem man von Gott nichts wissen wollte, zum festen Entschlusse gereift. Am Abende vorher hatte er sich, mit einigen Nahrungsmitteln versehen, unbemerkt an Bord des Schiffes begeben und sich dann im Kielraume versteckt gehalten, bis er sich weit genug vom Lande entfernt glaubte, um eine Aussetzung nicht mehr befürchten zu müssen. Das Weitere überließ er der sicher erwarteten Fürsprache des Herrn West und der Jesuiten, und war er erst einmal im deutschen Reiche, so hoffte er sich schon mit seiner Hände Arbeit durchschlagen zu können.

Der Capitän machte Anfangs über den plötzlich aufgetauchten Personalzuwachs ein keineswegs freundliches Gesicht; aber am Ende konnte er doch den Mulatten nicht in's Meer werfen und dem Zureden seiner officiellen Passagiere gelang es denn auch, seinen Unmuth zu bewältigen.

Im Laufe dieser Fahrt wurde Ediths heißer Durst gestillt. Es gelang ihr, in die Erkenntniß Gottes einzudringen, und zwar bis in die Tiefen, wohin die menschliche Vernunft reicht. Aber jetzt war ihr Durst nicht gestillt; er quälte sie brennender, wie damals, als von ihren Augen die erste Hülle fiel, welche eine Wissenschaft, die sein will, wie Gott, ihr umgelegt, und P. Neumann zeigte ihr, daß es nicht Sage, sondern Geschichte sei, was man ihr in der Schule als christliche Mythologie vorgetragen. Ein geschichtlicher Beweis reihte sich an den andern und ihre Kette stieg hinauf von dem Heute bis zu den Tagen Christi und eine beglaubigte

Thatsache reihte sich an die andere, so daß Edith zuletzt vor der zweiten Alternative stand: entweder gibt es überhaupt keine Geschichte, oder Christus hat die Wunder gewirkt, welche seine göttliche Herkunft beglaubigen.

Und sie drang tiefer in das Wesen Gottes, als die menschliche Vernunft ihr gestattete. Im Lichte des Glaubens erkannte sie in voller Klarheit, was ihr die Vernunft nur dämmernd gezeigt hatte und als Christin verließ sie jenen Bord, welchen sie als die Bekennerin eines Aristoteles betreten hatte. Wir brauchen wohl kaum beizufügen, daß das Herz ihres Gatten mit seinem verschwommenen Gefühle über das höchste Wesen sich an der reinen Gottesliebe seiner Frau erwärmte und willig seine Ueberzeugung der ihrigen anschloß. Jetzt erst fand er sich so recht glücklich in ihrem Besitze; denn es war keine Rede mehr davon, daß dieses Glück ein Anderer scheiden könnte, als der Tod. Er wußte, daß ihr Bund geheiligt war, und höhere Zwecke verfolge, als irdischen Genuß, daß die Kinder, welche sie bekommen würden, Unterpfänder göttlichen Segens und nie versagende Bürgen einer glücklichen Fortdauer ihrer Ehe seien.

Auch Castellar war glücklich, daß er den Traum seines Lebens endlich erfüllt sah, daß die Worte sich verwirklichten, die ihm einst seine sterbende Mutter gesagt.

Als sie in Hamburg deutsche Erde betraten, wurden sie von einer Unglücksbotschaft schmerzlich überrascht. Sie fanden das Land in Aufregung, Alles starrte in Waffen, die Geschütze wurden aus den Magazinen geholt und montirt, ungeheuere Wagentrains standen an den Magazinen vorgefahren und Tausende von Händen waren beschäftigt sie mit allen Arten Kriegsvorrath zu füllen. Das transatlantische Kabel hatte während ihrer Ueberfahrt die Nachricht gebracht, daß die Russen über die nördliche Grenze in die wehrlosen Vereinigten Staaten mit zahllosen Schaaren eingefallen seien, um sich des ganzen blühenden Landes zu bemächtigen. Der Generalissimus des Arbeitsheeres war auf ein solches Vorkommniß absolut nicht vorbereitet und hatte alle befreundeten Nationen um schleunige Hülfe angefleht. Ein telegraphischer Austausch der europäischen Mächte hatte bereits eine Verständigung darüber ergeben, daß jede Ausdehnung der russischen Macht eine Gefahr für den

Weltfrieden bedeute. Frankreich rüstete fieberhaft, England machte seine Flotte mobil, in ganz Polen eilten die Reserven zu den Fahnen, und das ganze friedliche Europa schien in ein Kriegslager verwandelt. Man wartete nur noch darauf, welche Antwort Rußland auf eine nach Irkutsk gerichtete kategorische Aufforderung, seine Truppen hinter seine Grenzen zurückzuziehen, geben würde, um die russisch-polnische Grenze zu überschreiten. Man wagte nicht zu hoffen, daß diese Antwort im friedlichen Sinne ausfallen würde und so hatte das deutsche Directorium im Einverständniß mit den übrigen Mächten die Mobilisirung verfügt.

So weit die Aufzeichnungen des Herrn West, der mit seiner Frau seinem Schöpfer nicht genug zu danken vermag, daß er die Vereinigten Staaten verlassen hat. Das aber ist den Beiden klar geworden:

Mag ein Reich mit den vollkommensten Einrichtungen in Bezug auf Erwerb und Betrieb versehen sein, so ist das nichts, wenn sich nicht diese sociale Kraft auf eine sittliche Kraft gründet, und diese sittliche Kraft hat ihre ausschließliche Quelle in der unerschütterlichen Ueberzeugung, daß ein persönlicher Gott sei, ein Belohner alles Guten, ein Rächer alles Bösen. Diese Ueberzeugung allein läßt uns eine Autorität ohne Tyrannei und eine Unterwerfung ohne Knechtssinn möglich erscheinen, und in dieser Ueberzeugung findet der Staat das Recht und den Muth, auch die physische Kraft der Gesellschaft zu organisiren, um mittelst derselben im Innern die Ordnung aufrecht zu erhalten und nach Außen die Unverletzlichkeit seiner Grenzen zu schützen.

Inhalts-Verzeichniß.

In gleichem Verlage sind erschienen von

Philipp Laicus:

Rosen und Dornen aus dem Leben Papst Pius IX. 8. geh. 1 ℳ 25 ₰.

Liberale Phrasen. Zweite Auflage. 8. geh. 1 ℳ

Wohin mit diesem Culturkampf? Patriotische Erwägungen eines Vaterlandslosen. gr. 8. geh. 60 ₰.

Das Evangelium der liberalen Toleranz unter kritischer Sonde. gr. 8. geh. 1 ℳ 25 ₰.

Ringende Mächte. Ein socialer Roman aus der Gegenwart. Zwei Bände. gr. 8. geh. 4 ℳ 80 ₰.

Der Werkführer. Eine Episode aus der Arbeiterbewegung unserer Tage. kl. 8. geh. 30 ₰.

Silvio. Eine Erzählung aus den Tagen von Mentana. Zwei Bände. gr. 8. geh. 6 ℳ

Der Sonderling. Eine Erzählung aus der neuesten Zeit. gr. 8. geh. 4 ℳ

Julia de Trécoeur. Ein Charakterbild frei nach dem Französischen des Octave Feuillet bearbeitet. gr. 8. geh. 1 ℳ

Die Petroleuse. Nach dem Französischen des A. Téram. gr. 8. geh. 2 ℳ 40 ₰.

Der Arzt. Ein socialer Roman der Gegenwart. gr. 8. geh. 4 ℳ

Der Gehorsam. Ein Wort zur Beherzigung für Bibelgläubige und Atheisten. gr. 8. geh. 1 ℳ

Um Geld und Gut. Eine Erzählung aus der Gegenwart. Zwei Bände. gr. 8. geh. 7 ℳ 50 ₰.

Die Rose vom Wetternsee. Historischer Roman. gr. 8. geh. 4 ℳ

Die Pathin des Fürstbischofs. Historische Novelle von Lafouge-Agimont. gr. 8. geh. 2 ℳ

Das Haus Prozzius. Eine Erzählung. gr. 8. geh. 4 ℳ

Irma. Schicksale einer Verlassenen. Eine Erzählung. Zwei Bände. gr. 8. geh. 6 ℳ

Der letzte Häuptling von Killarney. Eine historische Erzählung. gr. 8. geh. 4 ℳ 80 ₰.

Die Waise. 8. geh. 4 ℳ

Madonna di Tirano. Eine Veltliner Geschichte aus der Reformationszeit. gr. 8. geh. 4 ℳ 50 ₰.



